This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

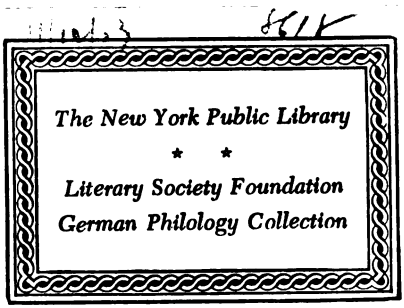
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07493461 7


The New York Public Library
* *
Literary Society Foundation
German Philology Collection

Johann Georg Zimmer

und

die Romantiker.

Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik

nebst bisher ungedruckten Briefen

von

nim, Böckh, Brentano, Görres, Marheineke, Fr. Perthes,
C. Savigny, Brüder Schlegel, L. Tieck, de Wette u. A.

Herausgegeben

von

Heinrich W. J. Zimmer.

Mit J. G. Zimmer's Bildniß.

Frankfurt a. M.
Verlag von Heyder & Zimmer.
1888.

Johann Georg Zimmer

und

die Romantiker.

Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik

nebst bisher ungedruckten Briefen

von

Arnim, Böckh, Brentano, Görres, Marheineke, Fr. Perthes, F. C. Savigny, Brüder Schlegel, L. Tieck, de Wette u. A.

Herausgegeben

von

Heinrich W. B. Zimmer.

Mit J. G. Zimmer's Bildniß.

Frankfurt a. M.
Verlag von Heyder & Zimmer.
1888.

Vorwort.

Goethe sagt: „Manche Familie hatte die Aussicht ihren Aeltervater gleichsam an's Tageslicht hervorgezogen zu sehen.“ Das hatte den Herausgeber in diesem Frühjahr bewogen, ein Lebensbild seines Vaters für die „Deutsche Biographie“ zu schreiben, welche durch „die historische Commission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften in München“ herausgegeben wird, und in Leipzig erscheint. Da aber in diesem National-Werke nur ein beschränkter Raum gewährt werden konnte, war es nicht möglich, den literarischen Nachlaß Zimmer's, den ein Sohn desselben mit Sorgfalt und Mühe ihm zugänglich gemacht hatte, in genügender Weise zu berücksichtigen. Daher entschloß ich mich zu einer umfassenderen Darstellung des Lebens Zimmer's, bei der die vorhandenen Briefe, deren Veröffentlichung nun nichts mehr im Wege stand, vollständiger zur Benutzung kommen konnten.

Zimmer war Buchhändler in Heidelberg und kam als solcher in regen geschäftlichen wie freundschaftlichen Verkehr mit den Romantikern, die damals eine große Rolle spielten. Die Briefe, welche **Arnim, Brentano, Görres,** die Brüder **Schlegel, Tieck** und Andere, die mit Zimmer in Verbindung standen, wie **August Böckh, F. C. Savigny, Jean Paul** und **Friedr. Perthes,** an ihn schrieben, bilden hauptsächlich das Material dieses Lebensbildes. Ein weiteres

Feldman, July 21, 53

bietet der Umſtand, daß Zimmer in höherem Mannesalter, als er ſchon Frau und Kinder hatte, „mitten im Geſchäftsleben unter den ungünſtigſten Umſtänden die alten Sprachen gelernt, Theologie ſtudirt und achtunddreißig Jahre lang Pfarrer war.

Ich bin bemüht geweſen, Zimmer's Leben im Rahmen ſeiner Zeit, die in literariſcher wie in weltgeſchichtlicher Beziehung ſo viel Intereſſantes hat, darzuſtellen. Es wird mir eine Freude ſein, wenn mir dies gelungen, und ich damit nicht nur der blutsverwandten Nachkommenſchaft, die gegenwärtig 103 Seelen zählt, die Traditionen der Familie zu wahren, ſondern auch einem größeren Leſerkreiſe ein anziehendes Bild jener Zeit zu bieten vermochte.

Frankfurt a. M., im October 1888.

Heinrich Zimmer.

Inhalt.

I. **Johann Georg Zimmer** 1777—1806. Seite 1—16.

Jugendjahre, Lehrjahre, Wanderjahre 3—10. Briefe von Fr. Perthes 9—15. Rudolphi 9. Anna Perthes 11. Gründung der Buchhandlung in Heidelberg 11—16.

II. **Die romantiſche Schule** 17—44.

Ueber dieſelbe: Koberſtein 19. Eichendorff 19. Fr. Schlegel 20. Uhland 21—26. Eichendorff 26—28. Koberſtein 28—30. Vilmar 30—34. Schöll 34. Gervinus 34. Scherer 35. Bethmann-Hollweg 37. R. von Raumer 38—44.

III. **Die Freunde und Nachfolger der Romantiker** 45—64.

Biographien derſelben: Eichendorff 47. Fouqué 49. Gries 49. J. Kerner 51. H. von Kleiſt 54. Fr. Müller 58. Simrock 59. Uhland 61.

IV. **Die Herolde der deutſchen Freiheit** 65—81.

Fichte's Leben 67. Jahn 78.
Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm III. 81.
Die Dichter der Freiheitskriege 82.
Arndt 82. Th. Körner 82. Schenkendorf 83. Fr. Rückert 84.

V. **Die deutſche Alterthumswiſſenſchaft** 85—94.

Von der Hagen 87. Büſching 87. Docen 88. Brüder Grimm 88—94.

VI. **Die bildende Kunſt** 95—112.

Die Brüder Boiſſerée und ihr Freund Bertram 97—102.
Cornelius 103—107. Overbeck 108—109. Brüder Riepenhauſen 109—110. Keſtner 110.
Die Muſik der deutſchen Romantik 111—112.

Leben der Romantiker und ihre Briefe an Joh. Georg Zimmer Seite 113—266.

I. **Achim von Arnim** 115—156.

Leben 117. Des Knaben Wunderhorn 119. Goethe's Urtheil 121. Görres desgl. 122—128. Einsiedler-Zeitung 128—129. Ausgabe von Mathesius Predigten über Luthers Leben 130. Halle und Jerusalem 133. Wilh. Grimm über Arnim 134. Görres über Arnim 137. Briefe von Arnim an Zimmer 146—153. A. Elisabeth von Arnim 154.

II. **Clemens Brentano** 157—194.

Leben 159. Brief an Runge 164. Sailers Brief an ihn 171. Louise Hensel 171 Cath. Emmerich 173. Dr. Böhmer 173. Aufenthalt in München und Emilie Linder 175. Briefe Brentano's an Zimmer 176—194.

III. **Johann Joseph Görres** 195—208.

Leben 197. Briefe an Zimmer 203—208.

IV. **August Wilhelm Schlegel** 209—226.

Leben 211. Ueber dramatische Kunst und Literatur 214. Uebersetzung von Dante's Hölle, dritter Gesang 216. Uebersetzung von dies irae 218. Briefe an Zimmer 220—223. Caroline 224. Schelling 225.

V. **Friedrich Schlegel** 226—238.

Leben 229. Georg Forster über das damalige Berlin 230. Schleiermacher 232. Dorothea Veit 232. Steffens über diese Begebenheiten 233. Brief an Zimmer 237.

VI. **Ludwig Tieck** 239—266.

Leben 241. Reichardt 241. Rahel, Dorothea Mendelssohn, Henriette Herz 243. Fr. Schlegel 243. Schleiermacher, A. W. Schlegel, Amalie Alberti 244. Novalis und ein Abend in Jena 245. Minnelieder, Heidelberg 247. München, lernt Zimmer kennen 248. Reise nach England 250. Aufenthalt in Dresden 250. Der Tod in seiner Familie 252. Aufenthalt in Potsdam 253. Krankheit und Tod 255. Wacken-

roder 244, 256. Novalis 258. Tieck's Briefe an Zimmer 260—266.

VII. **Johann Georg Zimmer** 1806—1853. 267—383.

Fortsetzung seines Lebens 269. Brief von A. Jacobi 270, von O. Runge 271. Briefe von Perthes 272—275, 277, 285, Eintritt in die Ehe 273. Brief von E. Enke 274, von G. Reimer 277, Savigny's Briefe 283—285, Jacobi 287. Jean Paul's Leben und Briefe 289—300. Aug. Böckh's Leben und Briefe 300—303. Brief des Landgrafen von Homburg 304, von Max Jacobi 305. Boisserée in Heidelberg 306.

Brief von Savigny 306.

Zimmer's Entschluß zum Studium der Theologie 308.

Leben und Briefe von de Wette 311—316. Leben und Briefe von Marheineke 317. Briefe von Perthes 320, von Savigny 322. Zimmer, Pfarrer in Schriesheim 323. Briefe von de Wette 326, von Marheineke 327, von Savigny 328. Zimmer, Pfarrer in Worms 331. Brief von Perthes 334, von de Wette 335, von Kastner 336. Görres und Brentano in Worms 339. Brief vom Landgrafen von Homburg 340, von Perthes, Frommann 341. Zimmer, Pfarrer in Lich 342. Brief von Perthes 343. Zimmer auf dem Landtag in Darmstadt 343, Perthes 346, 350. Verhandlungen über eine Stelle in Frankfurt a. M. 352. Pfarrer Spieß 354. Zimmer's Abschiedspredigt in Lich 356. Antrittspredigt in Frankfurt 357. Die Entstehung der deutsch-reformirten Gemeinde in Frankfurt 358. Die Begrüßung Zimmer's durch einen getauften Juden 359. Zimmer's Brief an eine Tochter 359. Brief der Fürstin von Lich 360. Zimmer's Brief an eine Tochter 361. Geburt des jüngsten Sohnes 362. Brief von Fr. Perthes 362. Aug. Böckh's Brief 362. Ein Brief der Fürstin von Lich 363. Tod des Pfarrers Spieß und Zimmer's Gedächtnißreden 364. Zimmer's Eintritt ins Consistorium 367. Zimmer's Briefe an seine Frau 367. Tod des Pfarrers Stein 368. Zimmer's Briefe an seinen Sohn 369. Reise nach Marburg 370. Heirath der beiden ältesten

Kinder 371. Brief von Clemens Brentano 372. Runge 373. Reiſe nach Erlangen 373. Jahrestag der Einweihung der Kirche 373. Predigtſammlung 373. Rudelbach's Recenſion derſelben 374. Reiſe nach Heidelberg 374. Aufenthalt in Gernsbach, Straßburg und Baſel 375. Brief an ſeinen Sohn 375. Lebensabend 376. Zimmer's Tod 377. Beerdigung 377. Pfarrer Ehlers über Zimmer 379. Erinnerung eines jüngeren Freundes 380. Briefe an Zimmer's Gattin von Pillet, Mallet, Köſter und Weſtermeier 383.

I.

Johann Georg Zimmer.

(1777—1806.)

„Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn's hochkommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen."

Psalm 90, 10.

Johann Georg Zimmer

wurde am 11. Januar 1777 auf der Untermühle bei Homburg vor der Höhe geboren. Das Geschlecht, dem er entstammte, war zu Lich und Grünberg in der Wetterau sowie anderwärts ausgebreitet. Sein Urgroßvater, Johannes Zimmer, besaß die herrschaftliche Mühle zu Lich. Dort wurde Zimmer's Großvater, Johann Georg, als der zweite von acht Geschwistern 1709 geboren. Derselbe war auf seiner Wanderschaft als Mühlknappe nach Homburg gekommen, hatte auf der Untermühle gearbeitet und später die jüngste Tochter des Hauses, Anna Margarethe Ammeschläger, geheirathet, wodurch, da keine Söhne vorhanden waren, die Untermühle, ein landgräflich Hessen-Homburgisches Erblehnsgut, in seinen Besitz überging. Von den beiden Söhnen aus dieser Ehe war der ältere, Johann Conrad, am 10. Januar 1739 geboren. Er heirathete 1762 Anna Catharina Huß, die Tochter des dortigen Posthalters Andreas Huß, und empfing von seinem Vater die Untermühle. Dieser Ehe entsproßte, als das achte von zwölf Kindern, Johann Georg Zimmer.

Seine theuersten Erinnerungen aus der ersten Jugend sind solche, die sich auf religiöse Eindrücke beziehen. Besonders hatte die Gottesfurcht seiner vortrefflichen Mutter einen bedeutenden Einfluß auf seine Entwicklung. Er hatte von Jugend auf großen Eifer zum Lernen. Vom siebenten Jahre an besuchte er die Volksschule, die unter der Leitung des Conrectors Zink stand: Lesen, Schreiben, Rechnen, Religionsunterricht und etwas Geographie, war die ganze Summe dessen, was gelehrt wurde. Durch seinen großen Fleiß war

er meist der Erste in der Schule. Der Religionsunterricht in der Schule, sowie später der Confirmationsunterricht bei dem Oberpfarrer Friederich, bereitete ihm die größte Freude. Im Jahre 1791 wurde er confirmirt. Im Rechnen und in der französischen Sprache empfing er nun noch Privatunterricht, den letztern durch den bekannten Rector Meidinger.

Von früh auf war das Lesen Zimmer's liebste Beschäftigung, und ganz besonders gern und viel las er in der großen Familienbibel. So wurde von ihm erzählt, daß man den kleinen Knaben oft über die große, auf dem Fußboden liegende Bibel ausgestreckt, stundenlang eifrig lesend gefunden habe. Seine große Begierde zum Lesen mochte denn auch die Veranlassung gewesen sein, daß er auf den Rath des Rectors Meidinger am 16. October 1791 in die Buchhandlung von E. L. Zeßler in Frankfurt a. M. als Lehrling eintrat.

Die Lehrzeit wurde auf fünf Jahre festgesetzt, in welcher er Kost und Wohnung im Hause des Lehrherrn erhielt. Zu lernen war in diesem Geschäft nicht viel für ihn, da in demselben, wie sich später erst zeigte, weniger der Buchhandel als vielmehr eine Leihbibliothek betrieben wurde. Durch eine ungeordnete Lectüre, ja Lesesucht, welche in der Leihbibliothek volle Nahrung fand, wurde seine Phantasie früh gereizt und mit leidenschaftlichen Gefühlen und Bildern angefüllt, so daß das Glaubensleben, welches er aus dem Vaterhause mitgebracht hatte, und für das er in den Frankfurter Kirchen keine Nahrung fand, sehr geschädigt wurde. Sein lebhaftes Bedürfniß für Freundschaft und die Gelegenheit, die sich in der Leihbibliothek zu gegenseitiger Mittheilung fand, brachte ihn in Bekanntschaft mit einem Kreis junger Leute, die zwar sehr verschieden an Geist und Charakter waren, aber doch alle nicht ohne einen gewissen Ernst, der allein im Stande war, Zimmer ein dauerndes Interesse an einem Menschen zu

geben. Es waren meist Handlungslehrlinge, darunter namentlich der Württemberger Christian Winter, der spätere Buchhändler in Heidelberg.

Im Frühling 1797 verließ Zimmer, zwanzig Jahre alt, Frankfurt, um nach Göttingen zu wandern, wo ihm in der Buchhandlung von Joh. Christ. Dieterich eine Stelle angetragen war. Es war sein erster Ausflug in die Welt. Er wollte zuerst die Familie seines Freundes Winter in Württemberg besuchen und schlug deshalb nicht den directen Weg nach Göttingen ein. Auf dieser ersten Reise sah er Heidelberg in seiner ganzen Pracht, und konnte den Wunsch nicht unterdrücken, hier möchte ich einmal wohnen. Nachdem er die Familie seines Freundes Winter in Gochsen bei Neustadt an der großen Linde besucht, reiste er über Würzburg durch Thüringen, und hörte in Weimar am Charfreitag Herder predigen. Je näher er dem Orte seiner Bestimmung kam, desto unheimlicher wurde ihm zu Muth, da er fühlte, daß er durchaus unfähig sei in einer ordentlichen Buchhandlung etwas zu leisten, indem er weder die allgemeine Geschäftskenntniß noch die nöthige Bücherkenntniß besaß.

Im Dieterich'schen Hause selbst war auch nichts, was ihn hätte ermuthigen können. Es fehlte das freundliche gemüthliche Verhältniß, an das er in Frankfurt gewöhnt war. Er äußerte sich später selbst darüber also: „Der alte Dieterich war ein stolzer brummiger Mann, den man selten sah, außer bei Tisch, wo er nicht zankte. An diesem Tisch nahm die ganze Familie regelmäßig Antheil, sammt den übrigen Hausgenossen. Den ersten Platz nahm natürlich der Hausherr, der alte Dieterich, ein. Neben ihm zur Linken saß seine Schwiegertochter, eine geborne Madelung aus Gotha, eine sehr gebildete feine Frau, und ihr zur Seite ihr Mann, der sogenannte junge Dieterich, wie er bis an sein Ende

genannt wurde. An dieſen ſchloß ſich Herr Mößler, der Corrector und Hofmeiſter des ſchwachſinnigen zweiten Sohnes, der dann folgte, mit dem dritten Sohne, der als Buchdrucker in der Druckerei arbeitete. Dann folgte der erſte Gehülfe, Röwer, und ein alter Buchhandlungsgehülfe, der früher ſchon in Stettin etablirt geweſen war. Dieſem ſchloſſen ſich zwei Handlungslehrlinge an, neben denen ich ſaß, gerade dem alten Herrn gegenüber. Zur andern Seite von mir, links hinauf, ſaß zuerſt Herr Greiling, der Factor der Druckerei, dann kam die alte franzöſiſche Gouvernante einer Enkelin des Herrn Dieterich mit dieſer ſelbſt. Ihr folgte die liebe alte gebrechliche Hausfrau, ganz beſcheiden und demüthig, und neben ihr ſchloß die Reihe ihre Tochter, Frau Köhler, die Mutter der gedachten Enkelin. Das Eſſen war einfach aber gut; nur das Lauchgemüs, das zuweilen auf den Tiſch kam, wollte mir nicht ſchmecken. Sonntäglich wurden zwei Bouteillen Wein aufgetragen, wovon jeder zwei Gläſer erhielt, während es in Frankfurt nur ein Glas gegeben hatte. Mein nächſter Vorgeſetzter war eigentlich Herr Röwer, ein gewandter tüchtiger Arbeiter, aber ein gar brutaler Menſch, der mich meine Schwachheit gar oft empfinden ließ. Unter allen Hausgenoſſen kam ich mit dem Corrector, Herrn Mößler, am meiſten in Berührung."

Zimmer machte ſich den dreijährigen Aufenthalt in Göttingen möglichſt zu Nutz. Er hospitirte hier und da bei einigen der altberühmten Profeſſoren: Blumenbach, Heyne, Pütter und namentlich bei Planck, dem Kirchenhiſtoriker. Den Gottesdienſt beſuchte er hauptſächlich in der Univerſitätskirche, wo Ammon predigte, der ein halbes Jahrhundert ſpäter ſeine Stelle als Oberhofprediger in Dresden niederlegte. Im Dieterich'ſchen Hauſe ſelbſt wohnten Bouterweck und Lichtenberg, welcher letztere während Zimmers Aufenthalt in G.

starb. Auch wurde er mit einigen Studenten näher bekannt, denen er später wieder auf seinem Lebenswege begegnete, wie A. Gruner aus Coburg, der bis zu seinem Tode, als Oberschulrath in Wiesbaden, sein Freund blieb, dann ein Jurist, namens Kleinmann aus Württemberg, und Dr. Jos. Oppenheim, „ein Israelit in welchem kein Falsch war", der sehr jung aber hochgeehrt in Frankfurt a. M. gestorben ist. — Zimmers Verhältniß in der Dieterich'schen Buchhandlung änderte sich zum Bessern. Das Factotum R. wurde untreu erfunden und der junge Dieterich war in so schlimme Umstände gekommen, daß er die Leipziger Messe nicht besuchen konnte, weil man für seine Sicherheit fürchtete. So kam es, daß Zimmer aufgefordert wurde, die Reise dahin mitzumachen. Ehrenvoll und lehrreich war dies für ihn, aber zuträglich war in anderer Beziehung ihm der Aufenthalt in Leipzig nicht. Er wurde nämlich dort mit einem jungen Buchhändler bekannt, von dem er sich zu dem Project verleiden ließ, mit ihm in Wetzlar eine Buchhandlung zu errichten, und deshalb seine Stelle in Göttingen aufzugeben. Glücklicherweise legten sich dem Projecte Hindernisse in den Weg. Den Winter über brachte er bei seiner Familie in Homburg zu.

Durch Vermittlung von H. Besser, den er in Göttingen, wo derselbe studirt hatte, als künftigen Associé von Fr. Perthes in Hamburg kennen gelernt, erhielt er nun eine Stelle bei Perthes, dessen Buchhandlung seit dem Jahr 1796 bestand. Nach Ostern 1800 reiste Zimmer nach Leipzig, um dort mit Besser zusammenzutreffen und ihn während der Buchhändler-Messe zu unterstützen. Auf der Reise dahin lernte er im Postwagen den jungen Professor Anselm Feuerbach kennen, auf dem Wege nach Kiel, wohin er berufen war. Nach der Messe reiste Zimmer mit Besser nach Quedlinburg, wo dessen Vater Oberprediger war. Sie

bereiſten dann noch den Harz und kamen am 1. Juni nach Hamburg.

„Der Aufenthalt in Hamburg“ ſchreibt Zimmer ſpäter, „iſt mir in mehr als einer Hinſicht ſehr nützlich geweſen. Einmal hat Hamburg als Weltſtadt auf meine ganze Lebensanſchauung einen ſehr wichtigen Einfluß gehabt, dann war die Buchhandlung von Friedrich Perthes für mich eine Schule für meinen nächſten Beruf, wie ich ſie wohl nicht beſſer hätte finden können, und endlich gereichte das Leben in der Familie Perthes und die mannigfaltigen Bekanntſchaften, die ich durch dieſelbe machte, mir zur Entwickelung und Förderung des innern geiſtigen Lebens. An Perthes und ſein Haus knüpfen ſich meine theuerſten Erinnerungen aus der reifern Jugend.“

Frau Caroline Perthes war eine Tochter von Matthias Claudius, den Zimmer nun auch mit ſeiner ganzen Familie kennen lernte, indem er ihn nicht nur im Perthes'ſchen Hauſe ſah, wohin er faſt wöchentlich kam, ſondern auch in Wandsbeck beſuchte. Unter den nahen Freunden des Perthes'ſchen Hauſes, die Zimmer kennen lernte, waren beſonders die Theilhaber des Handlungshauſes Hülſenbeck, Runge & Comp., Speckter und Daniel Runge, ſowie deſſen Bruder Otto Runge, der Maler, dann Fr. Heinr. Jacobi, der berühmte Philoſoph, der damals in Wandsbeck wohnte und 1807 Präſident der Academie der Wiſſenſchaften in München wurde, ſowie ſeinen Sohn Maximilian, ſpäterer Director der Irren-Heilanſtalt Siegburg bei Bonn, der die zweite Tochter von Claudius, Anna, heirathete. Neben Perthes war H. Beſſer, der Aſſocié und Schwager von Perthes, ſein nächſter Umgang.

Zimmer hatte ſich des ganzen Vertrauens der Familie Perthes zu erfreuen. So ſchrieb ihm einſt Perthes aus Dresden

den 31. Juni 1802: „Küssen Sie die Kinder und behalten Sie mich lieb.“ Er war ein Freund des Hauses und nahm an Allem Theil, was das Haus bewegte; es war der Mittelpunkt seines ganzen Lebens in Hamburg. Im Jahr 1803 begleitete er, auf den Wunsch von Perthes, die Erzieherin Caroline Rudolphi mit ihrem Institut und ihrem Lehrer Dr. Seel, seinem Freunde, nach Heidelberg, wohin sie ihr Institut verlegte. Als sie mit ihren drei Wagen in die Nähe Frankfurts kamen, auf die Höhe, wo die Frankfurter Warte steht, von der man das Mainthal erblickt und in der Ferne die „Bergstraße“, ließ C. Rudolphi halten, und füllte aus einer Flasche köstlichen 1626er Rheinweins, aus dem Bremer Rathskeller, einige Gläser, um im Anblick der Landschaft, die sie zum erstenmal sah, damit anzustoßen. — In Heidelberg zog Rudolphi in das Kirchenrath Mieg'sche Haus ein, das sie gekauft hatte. Zimmer machte von Heidelberg aus einen Abstecher nach Heilbronn, um seinen Freund Winter zu besuchen, der sich dort niedergelassen hatte. Doch zog er sich durch eine Erkältung eine Krankheit zu, an der er sechs Wochen schwer darniederlag. Perthes hatte durch C. Rudolphi von seiner Erkrankung gehört und schrieb ihm am 10. September: „Wie sehr mich und Alle dies beunruhigt, bedarf hier nicht beschrieben zu werden, Sie wissen das! Nun bin ich aber bange, Sie denken an die Arbeit hier, stärken sich nicht genug, verderben sich wieder und riskiren mehr als der ganze Bettel am Ende hier werth ist. Bleiben Sie in Gottes Namen so lange Sie wollen, wir werden schon fertig werden, und wenn es dazu kommt, sollen Sie uns auch schon entschädigen. Wir sagen ihnen dies ernstlich und Dr. Mendel (der Hausarzt) läßt es Ihnen auch sagen. Vorgefallen ist hier genug — damit hat es aber Zeit, bis Sie kommen. Im Hause ist Alles wohl — Caroline und

die Kinder. Caroline grüßt Sie mit mir herzlich. Leben Sie wohl und nehmen Sie sich mit Vernunft in Obacht. Ihr treuer Fr. Perthes."

Die Krankheit hatte ihn sehr geschwächt, doch konnte er nach Empfang dieses Briefes abreisen und blieb dann noch ein und ein halbes Jahr in Hamburg. In dieser Zeit dachte er daran in dieser ihm so theuer gewordenen Stadt zu bleiben und daselbst ein Antiquargeschäft zu errichten. Perthes hätte ihn gern im Geschäft behalten und hatte ihm eine Erhöhung seines Salärs zugedacht. Er that dies schriftlich mit dem Bemerken: „Sie mögen und können über gewisse Dinge nicht gut sprechen, wir wollen es daher schriftlich abmachen. Wollte Gott, ich könnte Ihnen so viel Thaler geben als ich Ihnen Mark anbiete, ich thäte es wahrlich gern. Ich weiß auch, abgesehen von unserem freundschaftlichen Verhältniß, recht gut, daß die Verwendung Ihrer Kräfte für die Handlung etwas Reelles werth ist! Doch Sie kennen mich — darum genug. Ihr treuer Perthes."

Es kam aber etwas Anderes zwischen die gegenseitigen Pläne, was auf einmal seinen Sinn wieder nach Süden zog.

Der Buchhändler J. C. B. Mohr aus Frankfurt, den er schon von dorther kannte, und mit dem er auch in Göttingen zusammen conditionirte und dann auch in Hamburg, wo Mohr im Hoffmann'schen Geschäft war, hatte in Frankfurt das Geschäft von Aug. Hermann übernommen. Im Anfang des Jahres 1805 kam Mohr auf den Gedanken, in Heidelberg ein Filial zu errichten, wozu die Erneuerung der Universität (1803) unter dem Kurfürsten Karl Friedrich sehr ermunterte. Auch bei Zimmer war der alte Wunsch, einmal in Heidelberg zu leben, durch seinen letzten Besuch mit Caroline Rudolphi von Neuem sehr belebt worden. Auch

in Heidelberg selbst interessirte man sich für ihn, und Mohr war durch einen der neu angestellten Professoren ermuntert worden, in Gemeinschaft mit Zimmer das neue Etablissement zu gründen und das Heidelberger Geschäft ganz seiner persönlichen Leitung zu übergeben. Darüber einigten sich die beiden Freunde, und Zimmer verließ Anfangs Juni 1805 Hamburg, um nach Heidelberg zu ziehen.

„So war denn der für mich so wichtige und in vielfacher Hinsicht gesegnete Abschnitt meines Lebens in Hamburg zu Ende", sagt er später. „Es war mir leid, Hamburg zu verlassen, ohne einmal die See gesehen zu haben; vornehmlich aber schmerzte mich unendlich die Trennung von dem Perthes'schen Hause und der theuren Familie, die ich so innig liebte."

Perthes älteste Tochter, Agnes, die am 12. Mai 1818 Wilh. Perthes, den Besitzer der Buchhandlung Justus Perthes in Gotha, geheirathet hatte, schrieb ihm den 29. April 1841: „Es ist wohl meine früheste Rückerinnerung aus der Kindheit, wie Sie von uns Abschied nahmen, den „Breitengiebel" hinunter gingen und sich immer noch einmal wehmüthig umguckten, um uns Kindern und unserer Mutter noch einmal Lebewohl zu sagen. Ich fühle noch immer, daß ich Sie sehr lieb gehabt habe und werde diese Liebe immer fühlen bis ich sterbe."

Zimmer blieb auch später noch in lebhaftem Verkehr mit dem Perthes'schen Hause. Perthes Sohn Clemens, der nach Z's. Weggang von Hamburg, im Jahre 1809 geboren wurde, besuchte ihn in Frankfurt im Jahre 1847 und brachte ihm die ersten Aushängebogen der Biographie seines Vaters, die er ihm später von Bonn, wo er Professor geworden war, zusandte. Die dritte Tochter von Fr. Perthes, Mathilde, die den Hofrath Becker in Gotha geheirathet hatte, besuchte

ihn ebenfalls in Frankfurt, im Jahr 1848. Matthias, den älteſten Sohn von Fr. Perthes, den Pathen ſeines Großvaters Claudius, ſah er in deſſen 18. Jahr in Frankfurt, als ſein Vater mit ihm auf der Reiſe nach Tübingen, wo er Theologie ſtudiren ſollte, durch Frankfurt kam. Später ſchickte ihm Perthes deſſen Antrittspredigt in Wilhelmsburg, wo er Pfarrer geworden war.

Im Monat Juni 1805 hatte Zimmer Hamburg verlaſſen. In Heidelberg angekommen, ordnete er ſeine Angelegenheit mit dem Prorector Ignatius Wedekind, und miethete ein kleines Logis mit einem Laden. Mohr ſandte ihm ein kleines Sortimentslager, und nach einigen Wochen eröffnete er das Geſchäft unter der Firma: Akademiſche Buchhandlung von Mohr & Zimmer. Außer der bereits beſtehenden älteren Buchhandlung von Gebrüder Pfähler war auch eine Filialhandlung von Schwan & Götz in Mannheim, die gleichzeitig mit Mohr und Zimmer eine Conceſſion erhalten hatten, in Heidelberg entſtanden. Trotz dieſer Concurrenz fing die Mohr & Zimmer'ſche Handlung bald zu blühen an, in Folge der freundlichen Aufnahme und Unterſtützung, die ihrem Geſchäft von Seiten der neu berufenen Profeſſoren zu Theil wurde. Mit dieſen Profeſſoren, namentlich: Creuzer, Daub, Heiſe, Martin, Schwarz und beſonders Kaſtner, trat er bald auch in ein freundſchaftliches Verhältniß.

Am 10. Juli 1805 ſchrieb ihm Perthes: „Sechs Wochen ſind Sie von uns, mein lieber Zimmer, und dies die erſten Zeilen an Sie! Das iſt arg! Aber auch Sie machten lange, ehe Sie was von ſich hören ließen, wir waren beſorgt und bange. Ich kann nicht ſagen, daß die Tage, ſeit Sie weg ſind, mir angenehm vergangen wären; ich bin ſeit jener Zeit fürchterlich gejagt worden, und mußte um tauſend Kleinigkeiten mich beſinnen, die mir ungewohnt waren. Endlich wurde noch

Caroline (seine Frau) krank und hat sich von Erkältungen ꝛc. nicht erholen können bis jetzt. Meine jungen Leute sind dem Gemüth nach alle drei sehr gut und werden mir auch sehr brauchbar werden; aber noch geht alles nicht im Gleis. Die Kinder sind wohl und munter, und lassen Sie tüchtig grüßen, Agnes, Matthias und Mathilde. Unsere wackeren Freunde alle sind auch auf den Beinen. Otto (Runge) hat seine Schwiegereltern hier, Dr. Max (Jacobi) ist noch hier und reist erst den 22. von hier, sodaß er bei Ihnen erst künftigen Monat sein wird. Ueber die guten Aussichten, die Sie in Heidelberg antrafen, haben wir uns herzlich gefreut. Ich hoffe, es soll Alles gut gehen! Schreiben Sie mir doch, ob ich etwas bei irgend Jemand für Sie thun soll — Sie wissen, wir sprachen darüber. An Professor Thibaut habe ich Sie angelegentlichst empfohlen. Nach Leipzig ist Order gegeben worden, Ihnen das Verlangte mit Fuhre zu senden. Die Kataloge werden Sie erhalten haben.

Es ist nicht nöthig, daß ich, daß Besser, daß Caroline Ihnen nun noch schrieben und sagten, wie sehr Sie uns fehlen, wie sehr Sie zu uns gehören! Sie kennen uns und haben uns gefunden! Ich hatte mich aber nun noch außer des inneren Bandes, was uns knüpfte im täglichen Umgang, sehr an Sie gewöhnt, und Sie fehlen mir für tausend Mittheilungen, für tausend Fragen. Dies kommt nicht wieder, und thut wir weh!

Ich schrieb Ihnen gern noch vieles, aber ich kann nicht! Behalten Sie lieb

Ihren treuen Freund
Fr. Perthes."

Am 31. Juli: „Sie können glauben, daß mir Ihre Zufriedenheit mit Heidelberg sehr lieb ist, um so mehr, da Sie nicht blos von den Todten herrührt, sondern auch von

den Lebendigen mit! Vergeſſen Sie, mein lieber Freund, nur nicht unſre univerſalhiſtoriſche Stadt! Es wäre ſchade, wenn Sie ſich von dem zufällig eben regen Geiſt eines Univerſitäts-Weſens, das doch bald wieder todt ſein wird, einengen ließen. Die Zeit geht fort, und obwohl wir feſt bei den ſymboliſchen Formen, die wir den ſich uns offenbarten Ewigen geben, halten müſſen, ſo müſſen wir uns doch hüten, welche, die während der Zeit unſerer friſcheſten Jugend *entſtanden*, zur Norm für die nachfolgende Jugend zu machen. Verſtehen Sie mich recht: Sie ſind enthuſiaſtiſch und ſind treu! Beides ſetzt Sie der Gefahr aus, einſeitig oder vielmehr einfältig zu werden. Dieſer Warnung bedürfen Sie nur, um Ihrer jetzigen Lage willen. — Beſſer hat ſich eigentlich kaput gearbeitet. — Caroline grüßt Sie herzlich und auch die Kinder, die ſich Ihrer oft erinnern.

Ihr treuer Fr. *Perthes*."

Am 22. September 1805 ſchrieb ihm Perthes:

„Ich kann nicht unterlaſſen, Ihnen wieder zu ſchreiben, obwohl ich ſchon auf meinen vorigen Brief hätte eine Antwort erwarten können. Was *ich* zu thun habe, wiſſen Sie, ich will glauben, daß Sie noch beſchäftigter ſind, und Ihnen verzeihen.

Armer Freund! Sie werden jetzt in großen Sorgen ſein über die Dinge, die da kommen ſollen. Gott ſtehe Ihnen bei, und gebe Ihnen Muth, alles zu ertragen. Wir denken oft an Sie. Ihr ganzes Gebäude kann jetzt wieder zu Grunde gehen! Aber wer giebt *uns* eine größere Sicherheit. Noch ſieht es um uns herum confus genug aus — das Publikum weiß nicht, was geſchehen wird, und ich glaube, das benachbarte Cabinet weiß es noch weniger. Ich bin voll Muth! es komme, was da wolle. Das Perſönliche kann übel genug ſein — aber Glück oder Unglück den Deutſchen,

es wird eine neue Geburt entstehen! Freund! lassen Sie uns stehen und wirken! Jeder suche in seinem Kreise deutschen Sinn zu verbreiten, Liebe fürs Vaterland zu erwecken.

Ich bin mit Johannes von Müller*) in Briefwechsel gekommen — das ist ein Anfeuerer! Ich werde Ihnen Stellen seiner Briefe mittheilen.

Jetzt zu einer Handelsangelegenheit. Ich muß W. gehen lassen, da er krank ist; ich brauche also Jemand an seine oder vielmehr Ihre Stelle, und möchte lieber einen Gehülfen aus dem Reich als sonst woher haben. Kennen Sie Jemand in Frankfurt oder sonst? Was ich bedarf, wissen Sie! — Nun noch eine Herzens- und Hausangelegenheit. Wir haben Iffland gesehen im Nathan, Tell und anderen Stücken. Vollendeteres als Künstler — in seinem Kreise — gibt es wohl nicht! Wir waren bei Herzfeld mit ihm in Gesellschaft und fanden in ihm einen vollständigen Comödianten, fein und voll Geist. —

Caroline grüßt herzlich! Die Andern auch. Die Kinder sind wohl. Klinkowström ist wieder nach Dresden. Adieu! Gott sei mit Ihnen."

Gegen den Herbst desselben Jahres gab Zimmer den ersten Catalog heraus, und machte eine kleine Reise in die Nachbarschaft, bis nach Baden-Baden, und es gelang ihm, auf diesem Wege mancherlei Bekanntschaften anzuknüpfen, durch die das Geschäft immer mehr gehoben wurde. Noch vor dem Schlusse des ersten Jahres seines Etablissements fügte er der glücklich eröffneten Sortimentsbuchhandlung die An-

*) Der bekannte Historiker aus Schaffhausen, war 1804 als preußischer Historiograph von Wien nach Berlin gegangen, und setzte, damals im engsten Verein mit Gentz, alle seine Kräfte daran, die Schwierigkeiten beseitigen zu helfen, welche das entschlossene und vereinte Auftreten Oesterreichs und Preußens verhinderten.

fänge des Verlagsgeschäfts hinzu. Die erste Veranlassung dazu gaben zwei junge Dichter, deren Bekanntschaft er schon in den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Heidelberg gemacht hatte. Es waren dies Clemens Brentano und Ludwig Achim von Arnim. Von ihnen übernahm er des Knaben Wunderhorn. „So waren wir, schreibt Zimmer, auf eine glänzende Weise in den Kreis der Förderer der romantischen Schule eingeführt, die, kaum begonnen, auf geraume Zeit zur Herrschaft in unserer Literatur gelangt war. In diesem Geiste fuhren wir nachher fort, Werke von August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel, Jean Paul Fr. Richter, Görres, Ludwig Tieck u. A. zu verlegen. In alle diese Unternehmungen wurde ich zwar zunächst durch meine persönliche Bekanntschaft geführt; aber mein lieber College Mohr in Frankfurt gab gerne seine Zustimmung dazu, wie er denn an den Lasten und Sorgen, in die sie uns brachten, seinen Antheil reichlich mit zu tragen hatte."

Bevor wir in der Lebensbeschreibung Zimmers fortfahren, wollen wir eine Darstellung der romantischen Schule und eine Schilderung der Hauptvertreter derselben geben, oder wie Eichendorff sagt: „Reichthum, Schuld und Buße der Romantik in den folgenden Umrissen an uns vorübergehen lassen."

II.

Die romantiſche Schule.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
die den Sinn gefangen hält,
wundervolle Märchenwelt
Steig auf in der alten Pracht!
L. Tieck.

Die romantische Schule.

„In der Zeit, wo Goethe und Schiller einander näher traten, und auf der Universität Jena die idealistische Philosophie Fichte's der Reinhold-Kantischen Lehre in der Herrschaft folgte, bereitete sich in Berlin durch L. Tieck, und in Jena durch die Brüder Schlegel jene Wendung vor, welche zunächst in Folge der von Goethe und Schiller ausgehenden dichterischen und kunstphilosophischen Anregungen, sodann vorzüglich unter dem Einfluß von Fichte's Wissenschaftslehre unsere Literatur in der ästhetischen Kritik, in der Kunsttheorie, in der dichterischen Production und Reproduction der neuen Gestaltung zuführte, die mit dem Namen der romantischen bezeichnet zu werden pflegt." (Koberstein.)

„In der Zeit, als im Jahr 1803 die Heidelberger Universität durch den Kurfürsten Karl Friedrich ihre Erneuerung erfuhr, wurde Heidelberg ein dritter Mittelpunkt romantischer Bestrebungen." „In Heidelberg, das selbst eine prächtige Romantik ist, wo der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen umschlingt, Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit erzählen, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt; in Heidelberg, wo der Waldhauch von den Bergen erfrischend durch die Straßen geht und Nachts die Brunnen auf den stillen Plätzen rauschen, und in dem Blüthenmeer der Gärten rings die Nachtigallen schlagen, mitten zwischen Burgen und Erinnerungen einer großen Vergangenheit" (Eichendorff) — dort haben Clemens Brentano, L. Achim von Arnim und Jos. Görres ihre Thätigkeit entfaltet.

Hören wir zunächst

das Programm der Romantiker,

wie es Fr. Schlegel im Athenäum, der ersten Zeitschrift, welche er mit seinem Bruder August Wilhelm in den Jahren 1798 bis 1800 herausgab, unter dem Titel „Fragmente" aufstellte.

„Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht blos, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen, und die Poesie mit der Philosophie und der Rhetorik in Berührung zu setzen; sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisiren und die Formen der Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen, und durch die Schwingungen des Humors beseelen. Sie umfaßt Alles, was nur poetisch ist, vom größten, wieder mehrere Systeme in sich vereinigenden Systeme der Kunst, bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das dichtende Kind aushaucht in kunstlosen Gesang. Sie kann sich so in das Dargestellte verlieren, daß man glauben möchte, poetische Individuen jeder Art zu charakterisiren, sei ihr Eins und Alles; und doch gibt es noch keine Form, die so dazu gemacht wäre, den Geist des Autors vollständig auszudrücken; so daß manche Künstler, die nur auch einen Roman schreiben wollten, von ungefähr sich selbst dargestellt haben. Nur sie kann gleich dem Epos ein Spiegel der ganzen umgebenden Welt, ein Bild des Zeitalters werden. Und doch kann auch sie am meisten zwischen dem Dargestellten und dem Darstellenden, frei von allem realen und idealen Interesse, auf den Flügeln der poetischen Reflexion in der

Mitte schweben, diese Reflexion immer wieder potenziren und wie in einer endlosen Reihe von Spiegeln vervielfachen. Sie ist der höchsten und der allseitigsten Bildung fähig, nicht blos von innen heraus, sondern auch von außen hinein, indem sie jedem, was ein Ganzes in ihren Producten sein soll, alle Theile ähnlich organisirt, wodurch ihr die Aussicht auf eine grenzenlos wachsende Classicität eröffnet wird. Die romantische Poesie ist unter den Künsten, was der Witz der Philosophie, und die Gesellschaft, Umgang, Freundschaft und Liebe im Leben ist. Andere Dichtarten sind fertig und können nun vollständig zergliedert werden. Die romantische Dichtart ist noch im Werden; ja das ist ihr eigentliches Wesen, daß sie ewig neu werden, nie vollendet sein kann. Sie kann durch keine Theorie erschöpft werden, und nur eine divinatorische Kritik dürfte es wagen, ihr Ideal charakterisiren zu wollen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist, und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide. Die romantische Dichtart ist die einzige, die mehr als Art und gleichsam die Dichtkunst selbst ist; denn in einem gewissen Sinn ist und soll alle Poesie romantisch sein."

Nun wollen wir hören wie Ludwig Uhland

„Ueber das Romantische"

sich ausspricht.

L. Uhland, J. Kerner, Karl Mayer und andere ihrer Studiengenossen in Tübingen kamen im Jahr 1806 wöchentlich im Gasthaus zum Ochsen zusammen und gaben handschriftlich ein „Sonntagsblatt" heraus, für welches Uhland den folgenden Aufsatz lieferte, den Karl Mayer 1856 im „Weimarschen Jahrbuch" veröffentlichte. Wir theilen ihn als Parallele zu Friedr. Schlegel's Programm mit.

„Das Unendliche umgibt den Menſchen, das Geheimniß der Gottheit und Welt. Was er ſelbſt war, iſt und ſein wird, iſt ihm verhüllt. Süß und furchtbar ſind dieſe Geheimniſſe.

Hier zieht ſich um ſein einſames Schiff das unermeßliche Weltmeer; er zittert vor dem dumpfen Brauſen, das ihm Sturm dräut. Und wenn er auch das Land erreicht, iſt er ſicher, daß nicht der Ocean, der die Veſte rings umgürtet, mächtig hereinwoge und ſie mit ihm verſchlinge?

Dort hebt ſich über ihm und dem Irdiſchen der heilige Aether. Der Gedanke will ſich in dieſen reichen Sternenhimmel mit ſeinen kalten, inhaltsloſen Dreiecken heben. Die reellen Seelenkräfte langen mit unendlicher Sehnſucht in die Ferne. Der Geiſt des Menſchen aber, wohl fühlend, daß er nie das Unendliche in voller Klarheit in ſich auffaſſen wird, und müde des unbeſtimmt ſchweifenden Verlangens, knüpft bald ſeine Sehnſucht an irdiſche Bilder, in denen ihm doch ein Blick des Ueberirdiſchen aufzudämmern ſcheint; mit liebender Andacht wird er ſolche Bilder umfaſſen, ihren geheimſten Mahnungen lauſchen, wie Maria den Gott in Kindesgeſtalt am Buſen wiegte; ſie erſcheinen ihm wie Engel, freundlich grüßend, aber zugleich mit dem Fittich, auf dem ſie ſich immer in das Unendliche aufſchwingen können.

Aber auch jene furchtbare Welt ſendet uns ihre Geſtalten, die ſchaurigen Nachtgeiſter; bedeutende Stimmen hören wir aus der Finſterniß.

Faſt in jedem Bilde, das ein Geheimniß andeutet, glauben wir gerade eines jener großen Geheimniſſe zu ahnen, nach denen unſer Sinn, mit oder ohne Bewußtſein, immer ſich hinneigt.

Die Griechen, in einem ſchönen genußreichen Erdſtriche wohnend, von Natur heiter, umdrängt von einem glänzen-

den, thatenvollen Leben, mehr äußerlich als innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten oder nährten nicht jene dämmernde Sehnsucht nach dem Unendlichen. Ihre Philosophen suchten es in lichten Systemen aufzufassen, ihre Dichter stellten jeder inneren Regung des Höheren äußerlich eine helle, mit kräftigen Umrissen abgestochene, mit bezeichneten Attributen ausgerüstete Göttergestalt entgegen. Ihr Olymp stand in lichter Sonne da, jeder Gott, jede Göttin ließ sich klar darauf erblicken.

Einzelne Erscheinungen in der griechischen Poesie sind vielleicht mehr für uns romantisch, als sie es für die Griechen selbst waren.

Der Sohn des Nordens, den seine minder glänzenden Umgebungen nicht so ganz hinreißen mochten, stieg in sich hinab. Wenn er tiefer in sein Inneres schaute als der Grieche, so sah er eben darum nicht so klar. Seine Natur lag selbst in den Wolken. Daher waren seine Götter ungeheure Wolkengestalten, ossianische Nebelgebilde; er wußte von Meerfeien, die aus der blauen, unendlichen See auftauchten, von Elfen, Zwergen, Zauberern, die alle mit seltsamer Kunde aus den Tiefen der Natur hervortreten. Er verehrte seine Götter in unscheinbaren Steinen, in wilden Eichenhainen; aber um diese Steine bewegte sich der Kreis des Unsichtbaren, durch diese Eichen wehte der Odem des Himmlischen.

So finden wir uns mitten in dem Begriffe des Romantischen, wie er oben angegeben worden. Wie der romantische Sinn der gothischen Stämme sich mit ihnen in verschiedene Länder verbreitete oder mit der Romantik anderer Völker zusammentraf, wie das Romantische sich in verschiedenen Gegenden verschieden gestaltete und so Manches Andere sind wichtige Gegenstände historischer Untersuchung.

Auch möchte es nicht unerheblich sein, zu entwickeln, wie sich das Wort Romantisch von seiner nationalen Beziehung zum Kunstbegriff erweiterte. Hier nur noch von einigen Hauptmomenten der Romantik, und zwar zuerst von dem romantischen Christenthum und der romantischen Liebe.

Das Christenthum trat auf mit erhabenen Lehrworten aus dem Reiche der Unendlichkeit. Seine Nachfolger ergriffen zu diesen Worten die Bilder, als da sind das Kreuz, das Abendmahl (daher in der Folge die Romane vom Gral) u. s. f.

Sie bestaunten die Wirkungen der Religion in den Heiligen, diesen Wundergestalten mit dem Scheine des Himmels um das Haupt.

Die Wallfahrten, die Kreuzzüge waren eine Folge des Glaubens an die Heiligkeit gewisser Gegenstände und Gegenden: des Grabes Jesu, der Stadt Jerusalem, des ganzen gelobten Landes. Das Christenthum ist ein vielumfassender Gegenstand der Romantik, aber wohl nicht die Mutter derselben. Schon in den alten nordischen Götter- und Heldensagen herrscht der romantische Sinn.

Der Geist der romantischen Liebe (Minne) ist dieser: durch die Bande der Natur und des Charakters an das Weib gezogen, glaubt der Mann in der himmlischen Gestalt seinen Himmel zu finden; des Weibes kindliche Einfalt ist ihm die Kindheit einer höheren Welt. Er legt hinter die schöne Hülle das Ziel von all seinem Sehnen, seine ganze Unendlichkeit. Daher die Anbetung, mit der er vor der Geliebten kniet. Ihr Rosenantlitz erscheint ihm in Verklärung, aus ihren Augen leuchtet ihm der Himmel mächtig hervor.

Jedes leise Zeichen der Huld ist ihm Segen aus der Höhe, jede zarte Rede ist ihm Offenbarung. Was darin

Schein sei, was Wahrheit, wer will es ergründen? Religion und Minne sind es, für die der Helden Kraft rang und strebte. Religiosität, Minne und Tapferkeit machen den Geist der Ritterwelt aus. Es gibt romantische Charaktere, d. h. solche, die der romantische Glaube ganz ergriffen hat, und Motive ihrer Gesinnungen und Handlungen wird; Mönche, Nonnen, Kreuzritter, Ritter des Grals u. s. f., wie überhaupt die poetischen Frauen und Ritter des Mittelalters.

Auch die Natur hat ihre Romantik. Blumen, Regenbogen, Morgen- und Abendroth, Wolkenbilder, Mondnacht, Gebirge, Ströme, Klüfte u. s. w. lassen uns theils in lieblichen Bildern einen zarten geheimen Sinn ahnen, theils erfüllen sie uns mit wunderbarem Schauer. Manche Naturerscheinungen, Orkane, Gewitter stürmen zu rauh herein, sprechen ihren Sinn zu laut aus, übertäuben zu sehr die Ahnung durch Schrecken, um noch romantisch zu sein. Doch können sie es werden, wenn sie, mehr untergeordnet, etwa in einer Handlung als Vorbedeutung eintreten. Eine Gegend ist romantisch, wo Geister wandeln, mögen sie uns an vergangene Zeiten mahnen oder sonst in geheimer Geschäftigkeit sich um uns her bewegen. Wir stehen noch außer dem Reigen der luftigen Elfen, die, nach der nordischen Sage, nur der sieht, der innerhalb ihres Kreises steht; aber wir fühlen ihre wehende Bewegung, wir hören ihre flüsternden Stimmen.

Die Romantik ist nicht blos ein phantastischer Wahn des Mittelalters, sie ist hohe ewige Poesie, die im Bilde darstellt, was Worte dürftig oder nimmer aussprechen, sie ist das Buch voll seltsamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunkeln Geisterwelt, sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf nach der Edda, sie zu den Sterblichen herab und die Auserwählten zu ihnen emporsteigen.

Hat denn ſtets der abſprechende Unglaube der neuen Zeit beſſern Grund als der verrufene Aberglaube der Alten? Auch hat der beſtändige Umgang mit dem Wunderbaren, das von allen Seiten über uns hereinhängt, ſo Vielen den Sinn dafür benommen. Sie haben es verwechſelt mit ihrer Gemeinheit, und wem noch der höhere Blick geblieben, den nennen ſie Schwärmer.

Nun, ſo laßt uns Schwärmer heißen, und gläubig eingehen in das große romantiſche Wunderreich, wo das Göttliche in tauſend verklärten Geſtalten umherwandelt!"

Laſſen wir nun Joſeph von Eichendorff, den Zeitgenoſſen und Freund der Romantiker, über dieſelbe ſich ausſprechen:

„Eine tiefe Erſchütterung ging durch alle Gemüther, da Schelling, Steffens, Görres, Novalis, die Schlegel und Tieck ihr Tagewerk begannen. Es bedarf wohl nur dieſer Namen, um den Umfang dieſer geiſtigen Erſchütterung anzudeuten, die alle Richtungen der neueren Bildung, Politik, Philologie und Medicin nicht ausgeſchloſſen, erfriſchend und belebend durchdrang. Von Grund aus verjüngt aber wurde insbeſondere die Poeſie, und gewann einen überraſchenden Reichthum an Inhalt und Formen, von dem die jetzigen Poeten, wider Wiſſen und Willen, noch bis auf den heutigen Tag verdroſſen zehren. Auch hier begannen die Romantiker erſt kritiſch. Aber ihre Kritik war keine negative Demonſtration; nach dem Grundſatze vielmehr, daß Poeſie nur durch Poeſie recenſirt werden könne, ward ſie in lebendigem dichteriſchem Kampfe ſelber zum Kunſtwerk, wie Tieck's Zerbino, A. W. Schlegel's meiſterhafte Beſprechung der damaligen literariſchen Zuſtände und deſſen berühmte Triumph-

pforte, unter welcher der Theaterpräsident Kotzebue feierlich begraben wurde. Ebenso traten sie der prosaischen Misère nicht mit theoretischer Langweiligkeit, sondern faktisch mit leuchtenden Vorbildern entgegen, um sie an einer größeren Vergangenheit aufzurichten. In diesem Sinne haben ihre noch unübertroffenen Uebersetzungen einen entscheidenden Einfluß auf unsere Literatur ausgeübt. Calderon wurde von ihnen gleichsam erst entdeckt, Shakespeare durch A. W. Schlegel erst wirklich deutsch und populär. Und hier können wir nicht umhin, zugleich einen Vorwurf abzuweisen, den die neueste Zeit aufgebracht: daß die Romantik durch jene universale Umschau das neue Geschlecht von deutscher Natur und Kunst entfremdet und einem Quietismus gehuldigt habe, der sie politisch unfähig und für die großen Fragen der Gegenwart gleichgültig gemacht habe. Denn konnte wohl, fragen wir, eine welthistorische Bewegung, wie die im Jahre 1813, die noch zu Kotzebue's Zeiten für eine Narrheit gegolten hätte, so nur von ungefähr aus den Wolken fallen? Waren es denn nicht eben jene Romantiker, welche das alte Sagenbuch der deutschen Nationalpoesie wieder aufgeschlagen, überall im Stillen deutschen Sinn und deutsches Recht weckten und an Tugenden erinnerten, die der Gegenwart Noth thaten? Oder habt ihr die männlichen Klagen und gewaltigen Lieder schon vergessen, womit Fr. Schlegel unausgesetzt zur Umkehr aus der moralischen Verwesung mahnte, und die wie ein unsichtbarer Heerbann durch alle Herzen gingen? Und dies Alles in einer Zeit, wo Napoleon sein Schwert über Deutschland gelegt hatte, wo es keine müßigen Spaziergänge europamüder Poeten galt, sondern, wo es galt, das Leben für den Ernst des Lebens einzusetzen.

Und als es nun endlich zu handeln galt, traten Görres, Steffens, Schenkendorf, Carl von Raumer

und Andere der Besten an die Spitze der Jugend, die in der Romantik aufgewachsen war, und anstatt altklug zu schwatzen, das Vaterland befreite.

Noch ist kein Menschenalter vergangen, seit diese Romantik wie eine prächtige Rakete funkelnd zum Himmel emporstieg, und nach kurzer wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen Gegend, oben in tausend bunte Sterne spurlos zerplatzte. Der Pöbel lacht, und die Gebildeten, kaum noch vom Staunen und Entzücken erholt, reiben sich die Augen von der Blendung, und gehen gleichgültig wieder an ihre alten Geschäfte. Woher der rasche Wechsel? Was hat diese Poesie verbrochen, daß sie überhaupt einmal Mode werden, und eben so schnell wieder aus der Mode kommen konnte?

Hören wir nun den Literarhistoriker Koberstein: „Die Richtung, welche die Romantiker bei ihrem ersten Auftreten von verschiedenen Ausgangspunkten her eingeschlagen hatten, war eine den herrschenden mit dem Charakter der allgemeinen Bildungszustände innig verwachsenen Literaturtendenzen entgegengesetzte und entgegenstrebende. Sie fanden in der Literatur des Tages „eine solche Menge prosaischer Plattheit, so erbärmliche Götzen des öffentlichen Beifalls vor, eine so nüchterne Beschränktheit, die sich der Poesie anmaßte, so gemeine Ansichten und Gesinnungen aus der Prosa des wirklichen Lebens in die Poesie eingeschlichen", daß sie in dem Maße, in welchem diese Unpoesie ihren Geschmack anwiderte und dem widersprach, was sie nach ihrer Anschauungsweise und Denkart, nach dem Grade ihrer allgemeinen Bildung und ihrer besonderen Bekanntschaft mit den dichterischen Meisterwerken alter und neuer Zeit, für eigentliche und echte Dichtung hielten, sich zur Auflehnung und zum Kampfe gegen alle Diejenigen getrieben fühlen mußten, die auf dem Gebiete der schönen Literatur in der Production

und in der Kritik den Ton angaben und den Geschmack wie das Urtheil des großen Publikums bestimmten. Sie wollten also eine durchgreifende Reform der auf diesem Gebiete herrschenden Zustände herbeiführen, und eine andere Dichtung zur Geltung bringen, als die war, welche sie in der Gunst des Publikums vorfanden. Insofern begegneten sie sich in ihren Absichten und Bestrebungen mit denen Goethe's und Schiller's. Aber während diese beiden weniger als Kritiker denn als Dichter reformirend wirkten, trat das Umgekehrte bei den Romantikern ein: ihre poetischen Hervorbringungen blieben im Ganzen hinter ihren Leistungen in der ästhetischen Kritik und den Erfolgen, welche dieselben hatten, weit zurück. — Setzte die negirende und polemische Kritik der Romantiker den schlechten und herabziehenden Literaturtendenzen einen starken Damm entgegen, und brachte sie bei dem verständigeren und für Belehrung empfänglicheren Theil des Publikums die Werthlosigkeit und Verwerflichkeit der sich der Gunst der Menge erfreuenden Tagesliteratur allmählich zu deutlicherem Bewußtsein, so trug ihre positive Kritik sehr wesentlich dazu bei, daß reinere Begriffe von dem Wesen der poetischen Kunst in Umlauf kamen, daß die Männer, welche sich bis dahin um unsere Literatur am meisten verdient gemacht hatten, eine richtigere Beurtheilung und bessere Würdigung fanden, daß ein tieferes Verständniß ihrer Werke eingeleitet und endlich auch ein lebendigeres Verhältniß zwischen der Literatur und dem Leben vermittelt wurde.

Es war bezeichnend für die Richtungen, welche die neue Schule seit ihrem engeren Zusammenschluß in ihrer Kunsttheorie und in ihrer schriftstellerischen Praxis verfolgte, daß ihre Stifter und Häupter schon früher, ja gleich bei ihrem ersten Auftreten, angefangen hatten, zwischen der deutschen und den fremden Literaturen, alter und neuer Zeit, ganz

andere Verhältniſſe anzuknüpfen, als ſie bis dahin zwiſchen der einen und den anderen beſtanden hatten. An einzelnen Anregungen hatte es wohl auch ſeither nicht gefehlt, aber in eine unmittelbare und lebendigere Beziehung, namentlich zu den großen Italienern und zu Shakespeare, kam die deutſche Literatur doch auch erſt durch die Romantiker, und zu den Schätzen der Spanier eröffneten ſie erſt den Zugang."

Vilmar ſpricht ſich folgendermaßen über die romantiſche Schule aus:

„Die Zeit der höchſten Blüthe Goethe's und Schiller's rief in ihren Umgebungen, in Weimar und Jena, ein ſo belebtes aufgeregtes und wahrhaft geniales Zuſammenſein der verſchiedenſten Geiſter hervor, wie nach Schiller's eigener Bemerkung ein ſolches vielleicht in Jahrhunderten nicht wiederkehrt: die Poeſie drang mit Macht in die Wiſſenſchaft, in die bildende Kunſt, in das Leben. Und dieſer Gedanke die Einheit der Poeſie mit dem Leben zu begreifen, zu verkündigen, herzuſtellen, iſt in der That einer der allgemeinſten Grundgedanken der neuen Schule, die bald, und zumeiſt von ihren Gegnern, die romantiſche Schule genannt wurde. Aus dieſem Gedanken der Einheit der Poeſie und des Lebens erklärt ſich, wie dieſe neue Schule ſo eines Sinnes dem Mittelalter ihre Liebe zuwandte. Mit Recht pries ſie die Zeit des Volksepos und der Minneſänger als eine ſolche, in welcher ihr Ideal verwirklicht war, wenn nicht ganz, doch im höheren Grad als in der Zeit, in welcher ſie lebte und in welcher wir leben; hier eine dem todten Papier angehörende, dem ſtummen Leſen anheimfallende Dichtung, dort der lebendige fröhliche Geſang, welcher das bunte, heitere, farbenreiche Leben mit ſeinen hellen Klängen nach allen Seiten hin begleitete und durchtönte. Daher erklärt ſich die bei ſo vielen Gliedern dieſer neuen Schule

so stark ausgeprägte und zu köstlichen Früchten in Arnim und Brentano und in den Brüdern Grimm gereifte Neigung für das Volkslied, das Volksmärchen, die Volkssage. Daher begreift sich das von der romantischen Schule als eigentlicher Beruf geübte Aufschließen der bis dahin noch verborgenen Schätze der älteren romanischen Poesie, und das Verschmelzen der Formen derselben mit dem deutschen Geiste, in eben der Weise, wie bisher die antike Form mit dem deutschen Dichtergeiste sich vermählt hatte; so daß geradezu behauptet werden muß: liegt der Charakter unserer zweiten klassischen Dichterperiode in ihrer Universalität, in dem innigen Verschmelzen des deutschen Geistes mit dem fremden, so ist diese neue, sogenannte romantische Schule, ein nothwendiges Ergänzungsglied derselben. Es mußte aber ferner eben jener Gedanke der Einheit des Lebens mit der Poesie, als der höchsten Vollendung des letzteren, diejenigen, welche denselben faßten und verfolgten, dahin führen, die Bedingungen dieser Einheit aufzusuchen, und sehr bald mußte sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß zu einer solchen Einheit der Poesie und des Lebens auch Einheit der Sitte, Einheit der Sprache, der Lebensanschauungen, des Strebens und vor Allem des Glaubens im Volke erfordert werde; das ist es, was die Häupter der romantischen Schule mit ihrer symbolischen Weltansicht bezeichneten, welche sie der neueren Zeit ab- und der älteren zusprachen; das ist es, was einen Novalis so entschieden zurück zum christlichen Glauben drängte; das ist es, was einen Friedr. Schlegel, welcher diese symbolische Weltansicht, diese innere Einigkeit und Befriedigung seit den Zeiten der Reformation verloren, zerstört, vernichtet wähnte, der katholischen Kirche zuführte; das ist es, wodurch die romantische Schule, aus rein poetischem Bedürfniß, zurückgeleitet wurde zu der Anerkennung

der alten Staatsformen, zur Anerkennung der altehrwürdigen Königsherrschaft und der Vasallentreue, als dem feststehenden Symbol aller weltlichen Würde, Ehre und Größe.

Berücksichtigen wir dies, so wird die so oft wiederholte Behauptung: es habe die romantische Schule eigentlich gar keine positive, sondern nur eine negative, kritische Wirksamkeit geäußert, als habe sie sich von dem Streben der Zeit losgesagt, ja sich demselben entgegengesetzt, sich als eine völlig unhaltbare darstellen. Wenn auch die poetische Schöpferkraft mehrerer ihrer Häupter und vieler ihrer nächsten Anhänger nicht bedeutend gewesen ist, so ist doch soviel allgemein zugestanden, daß seit dem Auftreten dieser Schule bis auf den heutigen Tag (1850) die gesammte Lyrik, mit Ausnahme der allerjüngsten, der kaum als Poesie anzusehenden und jetzt bereits abgestorbenen Tendenzlyrik, sich in den Formen und zum großen Theil auch in den Stoffen dieser Schule bewegt hat; es ist allgemein zugestanden, daß von ihr und von ihr allein die neue Wissenschaft der Literaturgeschichte ausgegangen ist; zugestanden, daß einzig und allein aus den Bestrebungen der romantischen Schule die neue Blüthe unserer bildenden Kunst, vor allem unserer Malerei, hervorgesproßt; zugestanden endlich, daß die neue großartige, eine Welt von nie geahnten Ideen erschließende deutsche historische Sprachforschung Jacob und Wilhelm Grimm's allein auf dem Boden dieser Schule gewachsen ist. Allerdings liegen diese Resultate zum großen Theil auf anderen Gebieten als auf dem der Poesie, gerade dieser Umstand aber scheint eine nicht ganz zu verschmähende Bestätigung des Grundsatzes zu sein, auf dem die romantische Schule ruhet: sie hat in eben jenen Künsten und neuen Wissenschaften die Poesie mit einer Energie und Fruchtbarkeit in das

Leben geworfen, wie es bis dahin vielleicht noch niemals der Poesie vergönnt gewesen ist.

Ein allgemeiner Fehler, welchen man der kritischen Thätigkeit der romantischen Schule oft und nicht mit Unrecht vorgeworfen hat, ist der, daß sie zu wenig einfache Natürlichkeit, zu wenig unmittelbare Wahrheit in sich getragen habe, daß ihre Kritik zu sehr ein blos geistreiches Spiel, zu viel Ironie gewesen sei. Und es läßt sich allerdings nicht leugnen: sehr oft drängt sich uns die Ueberzeugung, wenigstens die Wahrscheinlichkeit auf, daß die Romantiker das Volksmäßige, das Heilige, überhaupt das Positive, von dem sie reden, weniger selbst besaßen, weit mehr als etwas Fremdes anerkannt, gelobt und gepriesen — daß sie an diesen Dingen ihre Freude gehabt hätten, aber nur in so weit, als sie sich nicht selbst unmittelbar und ganz daran betheiligten. Es scheint mitunter, als suchten sie das Alte, das Volksmäßige, das Heilige nicht um sich in die alten volksmäßigen, heiligen Gesinnungen voll und ganz hinein zu tauchen, sondern um des neuen Reizes willen, den eben das Alte, um des Contrastes willen, den das Volksmäßige gegenüber unserer modernen Cultur gewährte, um des Geheimnißvollen und Wunderbaren willen, mit dem das Heilige geschmückt war. Ist auch der Vorwurf, sie hätten eigentlich an alle Stoffe ihrer Schule selbst nicht geglaubt, ein ungerechter, so ist doch nicht zu leugnen, daß z. B. in Tieck's Phantasus die Naturkraft der Märchenpoesie durch die nebenhergehende künstlerische Reflexion, durch die eingestreuten geistreichen Conversationen einer vornehmen, die Märchen sich nur anempfindenden, modernen Gesellschaft sehr bedeutend geschwächt, wo nicht gelähmt wird. Auf dem Boden einer solchen, wenn gleich halb unbewußten Ironie, können keine gesunden, kräftigen, lange Lebensdauer in sich tragenden, und reiche Frucht-

barkeit in sich schließenden Dichtungsbäume emporwachsen, und der Mangel an poetischer Productivität, den man der romantischen Schule so oft vorgehalten hat, findet in dieser Richtung ihrer kritischen Thätigkeit zum großen Theil seine Erklärung."

Adolf Schöll stellt zur Charakteristik der romantischen Schule folgende Antitheſen auf: „Die sogenannten Romantiker, die jetzt im Schatten stehen, ergriffen die Zeit, und sie verwandelte sich ihnen in die Geschichte! Unsere gegenwärtigen Dichter ergreifen die Geschichte, und sie verwandelt sich in ihre Studierstube. Die Romantiker ergriffen die Natur, und sie verwandelte sich ihnen in Dichtung: die Gegenwärtigen ergreifen die Dichtung, und sie verwandelt sich in ein naturhistorisches Experiment. Jene ergriffen die Thorheit des Augenblicks, und sie wurde zum heitern Märchen; diese greifen das Märchen auf, und es wird zur Biographie ihrer Prosa. Jene ergriffen den Ernst, und er enthüllte sich, und war derselbe Glaube, der die Blüthen aller Jahrhunderte geschwellt, die Blüthen hatten; diese gebrauchen den Glauben, und er wird zu einem Mittel augenblicklichen Genusses."

Die Ansicht von Gervinus ist im Wesentlichen folgende:

„Wenn unter den Leistungen der neuen Schule auch nichts übrig bleiben sollte, was unserem geläuterten ästhetischen Sinne in der Weise zusagte, wie die Schriften unserer Meister, so machte sie sich doch dadurch außerordentlich verdient, daß sie immer ein Höchstes in Aussicht hatte, daß sie sich an die beiden großen Dichter, ja nur an den Einen größten, festhielt, daß sie das, was beide angegeben oder geleistet haben, zur Grundlage ihrer eigenen Strebungen machte, daß sie ihre Ideen in Betrieb brachte, ja sie zu verwirklichen suchte. Wenn man in ästhetischen Dingen die von Schiller und Goethe begründeten Ansichten so geläufig im Volke, ihre

allgemeinen Sätze auf besondere Fälle so oft treffend angewandt findet, so ist dies zunächst das Werk und Verdienst der Romantiker. Wenn die Nation das verwerfende Urtheil über so manche Schriftsteller aus dem Geschlecht der Nicolaiten dadurch billigte, daß sie sie vergaß, ja wenn sie das gleiche Gericht über die Kotzebue, die sie nicht vergessen und entbehren konnte, dennoch gut hieß, so war auch hier der Vorgang der Romantiker maßgebend. — Wenn wir absehen von der höheren und positiven ästhetischen Kritik, die sich unter den Romantikern bildete, so war ihre polemische Kritik gegen die „herabziehenden Tendenzen" der Kotzebue, Lafontaine und des ganzen Heeres der ähnlichen Schreiber das Erste und Lauteste, was den Namen und das Dasein einer neuen Schule in Deutschland verkündete. — Auf ihrem Parnasse kennt man die Hagedorn, Gellert, Geßner, Kleist und Bodmer nicht. Selbst Wieland, den zwar die Romantiker sonst alle als den Vorläufer ihrer Dichtung erkennen, fand sich in ehrenvoller Gesellschaft davon ausgeschlossen. — Wenn nicht das Pförtneramt gar zu streng verwaltet wäre (in dem Garten der Poesie im Zerbino von L. Tieck), wenn nicht überhaupt so mancherlei unsichere Fehlgriffe, so manche geniale Unwürdigkeiten mit untergelaufen wären, so würde man diese Kämpfe für wahre und echte Poesie, namentlich in der poetischen Polemik A. W. Schlegel's, mit dem reinen Vergnügen lesen, das die Parteinahme für eine edle Sache immer gewährt."

Der neueste Literarhistoriker, Wilhelm Scherer, äußert sich folgendermaßen: „Die Völker, die unter Napoleons Druck seufzten, suchten in der Betrachtung einer schönern und größern Vergangenheit Trost. Patriotismus und Mittelalter war eine Zeitlang die Losung und die beherrschende Mode. Aber der Universalismus verschwand daneben so wenig, wie die freieren religiösen Richtungen neben einer

gesteigerten Frömmigkeit. Herder's Geist schien die Manen Winckelmann's abzulösen, und die Tendenzen der literarischen Revolution, die in den siebziger Jahren gegen die Aufklärung emporstrebten, hießen jetzt Romantik. Alle fremden Literaturen, zumeist aber die altdeutschen und volksthümlichen Dichtungen, erwiesen sich anregend, während die unermeßlichen Errungenschaften der klassischen Epoche dem Nachwuchs zu gute kamen. Alle Wissenschaften und nicht zuletzt diejenigen, die Herder unmittelbar gefördert hatte, machten neue Anstrengungen, gewannen neue Gesichtspunkte und bereiteten sich auf einen neuen Aufschwung vor. Aber was in Herder noch vereinigt war, ging jetzt in verschiedenen Strömungen auseinander. Die Arbeitstheilung wurde größer; die einzelnen Richtungen hatten mehr Vertreter; weitere Kreise waren dafür gewonnen, und die Parteien traten sich schroffer entgegen.

Goethe's Gestalt bleibt im Centrum, wie sie seit dem Revolutionsjahr Alles überragte. Die Generationen deutscher Dichter wandelten vorüber; die Zeiten änderten sich, und er mit ihnen. Als er studierenshalber nach Leipzig kam, war Elias Schlegel noch ein großer Name, als er seinen Bund mit Schiller schloß, fing man von den Neffen jenes Schlegel zu reden an, und trat unter ihrer Führung die romantische Schule allmählich hervor. Kurz ehe er seinen „Goetz" entwarf, ließ Frau Sophie von Laroche, die Jugendfreundin Wieland's, ihren ersten Roman erscheinen; kurz ehe sein „Werther" zum Abschluß gedieh, verheirathete sich deren Tochter nach Frankfurt an einen italienischen Kaufmann Brentano; den Brentano'schen Kindern erzählte Goethe's Mutter ebenso schöne Märchen, wie sie einst ihrem eigenen Sohne gethan, und zwei von diesen Kindern wurden literarisch berühmt: Clemens schloß sich den Romantikern

an, Bettina ward die Frau eines andern Romantikers, Achim von Arnim; sie verehrte Goethe mit enthusiastischem Cultus und richtete in ihren Schriften nach Goethe's Tod dessen Bild und das Bild seiner Mutter in fast mythischer Größe auf.

Ich habe mir erlaubt, die Bezeichnung Romantik so auszudehnen, daß Heinrich Heine noch mit eingeschlossen wird, und die ganze Zeit von Schiller's Tod bis zu Goethe's Tod nach der vorwaltenden Richtung zu benennen."

M. A. von Bethmann-Hollweg: „Es ist zwar jetzt Mode, in dem stolzen Selbstgefühle, wie wir's so weit gebracht, und im Rückblick auf die Auswüchse der romantischen Schule, diese geringschätzig zu beurtheilen; aber diese Epigonen vergessen, daß unser größter Dichter, den sie abgöttisch verehren, nach der in Straßburg von Herder empfangenen Anregung, in seinem Sinn für Volkslied und Märchen, in der Bewunderung Shakespeare's und in seinen Dichtungen: Götz und Faust, der erste deutsche Romantiker war. — Der Grundbegriff der in Deutschland zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts aufgekommenen Geistesrichtung, die man Romantik zu nennen beliebt, scheint mir Individualität, und ihre Entwicklung in der Zeit, also Geschichte des Einzelnen und der Völker, als Glieder der Menschheit, zu sein. Philosophisch hat diesen Begriff wohl Keiner so klar erkannt und durchgeführt als Schleiermacher, der selbst in seiner Jugend ein Romantiker und von ihren Auswüchsen nicht frei war. Die echte Romantik hätte also ihr Princip verleugnet, wenn sie die Herrlichkeit des germanischen Mittelalters für Barbarei erklärt oder in Ueberschätzung derselben die Poesie und Kunst der Griechen vergessen, endlich die weltgeschichtliche Bedeutung des Christenthums verkannt hätte."

Rudolf von Raumer (Geschichte der germanischen Philologie) gibt uns in Folgendem ein Bild von der Entstehung und Entwickelung der romantischen Schule:

„Um dieselbe Zeit, in der Herder den Quellen der echten Poesie nachgrub, sollte die Poesie selbst in Deutschland wieder erstehen durch unseren größten Dichter, und es war von den glücklichsten Folgen für beide Theile, daß Goethe in ein so nahes Verhältniß zu Herder in Straßburg geführt wurde. Was Goethe's Dichtung, wie allen geistigen Bestrebungen, so insbesondere auch der tieferen Erkenntniß unserer Poesie geworden ist, dies zu schildern, gehört der Geschichte der deutschen Literatur an. Hier dürfen wir nur darauf hindeuten, wie Goethe in der ersten Periode seines Dichtens vorzugsweise deutsch war. Die tüchtigen Charaktere der alten deutschen Zeit erfüllen seine Phantasie und ergreifen sein Herz. Götz von Berlichingen wird der Held seines ersten Dramas. Der forschende Tiefsinn des deutschen Volkes findet in den ältesten Fragmenten des Faust seinen genialsten Ausdruck, und die barbarisch gescholtene Baukunst des Mittelalters reißt unsern Dichter beim Anblick des Straßburger Münsters zu begeistertem Lobe hin. Aber auch die ältere deutsche Literatur findet an ihm einen warmen Verehrer, doch nicht sowohl die damals noch wenig gekannte mittelalterliche als die des sechzehnten Jahrhunderts. Ueber „Hans Sachsens poetische Sendung" sagt er (1776) das Schönste, was je über diesen Dichter gesagt worden ist; und schon im Jahr 1771 sammelt er auf Herder's Anregung im Elsaß deutsche Lieder aus dem Munde des Volkes, die er „als einen Schatz an seinem Herzen trägt." Durch seinen Aufenthalt in Italien im Jahr 1786 ist eine Umwandlung in seinen Anschauungen vorgegangen, indem er sich mehr und mehr von der deutschen Vorzeit ab und dem griechischen

und römiſchen Alterthum zuwandte. Daß die hohe Vollendung der antiken Kunſt ihn mit Bewunderung erfüllte, lag in der Natur der Sache, und wir verdanken dieſem Verwachſen derſelben mit dem alten Griechenthum einige ſeiner herrlichſten Werke. Eine Verkennung ſeiner ſelbſt aber, ſeines Volkes und ſeiner Zeit, war es, wenn er nun die Bewunderung der Griechen zu ſolcher Ausſchließlichkeit trieb, daß neben ihnen nichts mehr beſtehen ſollte.

Dieſer ausſchließlichen Vergötterung der Griechen gegenüber regt ſich gegen Ende des 18. Jahrhunderts das Gefühl, daß die Poeſie nicht einem einzigen Volk und einem einzigen Zeitalter allein angehöre, daß ſie vielmehr ein Gemeingut der Menſchheit ſei, an welchem die verſchiedenen Völker, jedes in ſeiner Weiſe, Theil haben. Insbeſondere richtet dieſe Anſicht ihren Blick auf die Poeſie und Kunſt der Völker, die nach dem Untergang des alten Römerreichs die Geſchicke Europas beſtimmt haben. Es ſind die germaniſchen und romaniſchen Völker; und hier wieder iſt es vorzugsweiſe die Poeſie und Kunſt des Mittelalters und die des 16. und 17. Jahrhunderts, welcher die Vertreter der neuen Richtung ihre Liebe zuwenden. Man hat dieſer Richtung, im Gegenſatz zur klaſſiſchen, den Namen der romantiſchen gegeben.

Ueber keine Erſcheinung unſerer Literatur aber hat ſich das Urtheil ſo ſehr in Extremen bewegt, wie über die ſogenannten Romantiker. Während man ſie von der einen Seite in den Himmel erhob, ſpricht man ihnen von der anderen nicht weniger als Alles ab. Weder Talent, noch Charakter, weder Kenntniſſe, noch Urtheil ſollen ſie beſeſſen haben.

Was aus alle dem hervorgeht, iſt, daß wir es mit einer ſehr verwickelten Erſcheinung zu thun haben. Und

wie könnte dies auch anders sein bei einer so gründlichen Verschiedenheit, wie wir sie gleich vom Beginn an bei den einzelnen Häuptern der romantischen Schule wahrnehmen, und bei den tiefgreifenden Umwandlungen, welche mehrere von ihnen im Laufe der Zeit durchgemacht haben? Wie ganz anders geartet ist im Grunde seines Wesens Tieck als Novalis, und wie weit stehen beide von den Brüdern Schlegel ab? Und auch diese wieder unter sich bilden einen Gegensatz der Naturen. Welche Wandlungen der Ueberzeugung hat Fr. Schlegel, und in anderer Weise wieder Tieck durchgemacht! Man wird sich deshalb zu hüten haben, nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten, und das Gute mit dem Schlimmen zu verwerfen, oder umgekehrt das Schlimme mit dem Guten anzunehmen. Was gleich von vornherein die Stellung der Romantiker sehr verwickelt macht, ist ihr Verhältniß zu den beiden größten deutschen Dichtern. Wir haben gesehen, daß die Romantik sich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts im Gegensatz zu Goethe's ausschließlicher Hinwendung zu den Griechen entwickelt. Man würde aber sehr irren, wenn man daraus schließen wollte, die Romantiker hätten die Griechen gering geschätzt oder Goethe nicht geachtet. Goethe bildet vielmehr den Mittelpunkt ihrer höchsten Verehrung, und was die Griechen betrifft, so gehen gerade die Häupter der romantischen Kritik, die Brüder Schlegel, von dem eindringendsten Studium und der liebevollsten Bewunderung der Griechen aus. Wie zu Goethe, so nehmen die Romantiker auch zu unserem zweiten großen Dichter, zu Schiller, eine doppelseitige Stellung ein. Einerseits hat man nicht mit Unrecht in Schiller's ästhetischen Schriften den Ausgangspunkt für die Theorie der Romantiker gefunden, und andererseits steht ihnen wieder unser größter Dramatiker weit ferner als Goethe.

Wie zu unseren beiden größten Dichtern, so stehen die Romantiker zu der Entwickelung, welche die deutsche Philosophie gegen den Ausgang des 18. Jahrhunderts nahm, in nächster Beziehung. Aber auch hier sind die Verhältnisse nicht so einfach, daß man die Romantiker ohne weiteres als Mitglieder einer bestimmten philosophischen Schule bezeichnen dürfte. Fichte übt auf zwei ihrer Häupter, Friedr. Schlegel und Novalis, den tiefsten Einfluß, während die beiden Anderen, Tieck und Aug. Wilh. Schlegel, trotz des literarischen und geselligen Zusammenhangs ihm innerlich ferner bleiben. Schelling's erste Philosophie steht in naher Verwandtschaft mit den Ansichten der Romantiker; aber obwohl Schelling mit den Romantikern nahe verbündet ist, fühlen doch beide Theile den tief gehenden Unterschied, der sie von einander trennt. Wie nahe in seiner ganzen Art und Weise steht Schleiermacher den Romantikern, und doch, wie weit sind in der Folgezeit Schleiermacher's Bahnen von denen Friedr. Schlegel's abgegangen, mit dem er anfänglich ein Herz und eine Seele schien!

Wir wenden uns später zu einer Darstellung dessen, was die einzelnen Romantiker geleistet haben, um die Gründung der neueren deutschen Alterthumswissenschaft vorzubereiten. Denn als eine vorbereitende müssen wir ihre Thätigkeit im Wesentlichen bezeichnen, als solche aber nimmt dieselbe in der Entwicklung dieser Wissenschaft, wie des deutschen Geisteslebens überhaupt, eine sehr bedeutende Stellung ein. Was aber die Verirrungen der Romantiker betrifft, die wir so entschieden verwerfen wie nur irgend einer ihrer Gegner, so werden wir später sehen, wie gerade auf dem Boden der deutschen Alterthumswissenschaft diese Verirrungen ihre positive Berichtigung und Widerlegung gefunden haben.

Man hat den Romantikern bisweilen vorgeworfen, daß sie die Kunst ganz vom Leben getrennt hätten, und daß sie dadurch in blos ästhetischem Genießen aufgegangen seien. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß die Romantiker jene Abwendung vom Leben der Nation, jenes Aufgehen in künstlerischen Bestrebungen mit den Heroen der Weimar'schen Epoche, mit Goethe und Schiller, gemein haben. Aber während Goethe sich durchaus nicht in seiner olympischen Ruhe will stören lassen, und eben deswegen in den Jahren 1806 bis 1813 die klägliche Rolle spielt, die auch seine aufrichtigsten Bewunderer mit Widerwillen und Verdruß erfüllt, sehen wir die Romantiker von inniger Theilnahme an den Schicksalen des Vaterlandes und von tiefem Schmerz über die Unterdrückung des deutschen Wesens ergriffen. So äußert sich Friedr. Schlegel: „Vielleicht wird der schlummernde Löwe noch einmal erwachen und vielleicht wird, wenn wir es auch nicht mehr erleben sollten, die künftige Weltgeschichte noch voll sein von den Thaten der Deutschen." Auch Aug. Wilh. Schlegel spricht sich bereits vor dem Zusammenbruch Preußens (nach der Schlacht bei Jena) mit großer Klarheit und Entschiedenheit über die Aufgabe der Poesie in der jammervollen Lage des Vaterlandes aus. In einem Briefe an Fouqué vom 12. März 1806 schreibt er: „Die Poesie, sagt man, soll ein schönes und freies Spiel sein. Ganz recht, in so fern sie keinen untergeordneten, beschränkten Zwecken dienen soll. Allein wollen wir sie blos zum Festtagsschmuck des Geistes? Zur Gespielin seiner Zerstreuung?" — Wir bedürfen einer durchaus nicht träumerischen, sondern wachen, unmittelbaren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie. — Vielleicht sollte, so lange unsere nationale Selbständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens so dringend bedroht wird, die Poesie bei uns ganz der Beredsamkeit weichen."

Wie ſchwer das Unglück des Vaterlandes auf Tieck's Gemüth laſtete, das ſpricht der Schluß der ſchönen Reiſegedichte im Sommer 1806 aus. Krank an der Gicht war Tieck im Jahre 1805 nach Italien gegangen, und hatte dort Geneſung und reichen geiſtigen Genuß gefunden. In einer Reihe lebensvoll anſchaulicher Gedichte ſpricht er uns die Eindrücke der in jeder Beziehung ſo beglückenden Reiſe aus. Aber das letzte dieſer Gedichte: „Dresden", iſt erfüllt von Sorge und Kummer um das bedrohte Vaterland. „Und nun der Heimath nahe, geſund und kräftig, was könnt' ich klagen, da Alles mir Freude bietet." O, wäre Wahnſinn meine Furcht, und Kleinmuth meine Angſt, was ſoll mir Kraft und Geſundheit, wenn mein theures, innigſt geliebtes, wenn mein Vaterland zum Tode erkrankt?" (Gedichte, Berlin 1841, S. 347.)"

„In Heidelberg, wo damals die eigentliche Tafelrunde der deutſchen Patrioten: Arnim, Brentano und Görres ſich aufhielten, habe ſich ein guter Theil des deutſchen Feuers entzündet, das ſpäter die Franzoſen verzehrte", äußerte einmal der Freiherr von Stein gegen J. F. Böhmer.

„Gerade in dieſer Zeit des ſchwerſten Unglücks Preußens zeigte ſich die unerſchöpfte Lebenskraft des deutſchen Volkes. Die Helden der Befreiungskriege ſchufen die Heere, mit denen ſie dann den franzöſiſchen Zwingherrn aus dem Felde ſchlugen, und der größte deutſche Staatsmann gab Preußen eine neue politiſche Grundlage. In dieſer Zeit der größten Zerriſſenheit und ſcheinbaren Vernichtung unſeres Vaterlandes erwachte in den kräftigſten und edelſten Geiſtern unſeres Volkes nur um ſo lebhafter das Gefühl der deutſchen Gemeinſamkeit. Je troſtloſer aber die politiſche Gegenwart war, um ſo mehr mußte ſich der Blick auf die gemeinſamen geiſtigen Güter richten, welche dem deutſchen Volke noch

geblieben waren, und an welche sich die Hoffnung der künftigen Auferstehung knüpfen ließ. Vor Allem ist es die deutsche Sprache, die man als das gemeinsame Band erkennt und preist, das alle deutschen Stämme umschlingt. Denn wäre sie nicht gewesen, woran hätten sich die Deutschen, die sich damals in erbittertem Kampfe gegenüberstanden, jemals wieder als Genossen Eines Volkes erkennen sollen? Zugleich aber richtete sich der Blick aus der trüben Gegenwart auf die großen Zeiten der deutschen Vergangenheit. Man erinnerte sich, was das deutsche Volk in früheren Tagen gewesen, welche Stellung es eingenommen, was es seit ältester Zeit für die Menschheit geleistet habe."

III.

Die Freunde und Nachfolger der Romantiker.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.
L. Uhland.

Von den Freunden der Romantiker und ihren Nachfolgern

haben wir nun zu reden, zunächst von den namhafteren Dichtern, die speciell unter ihrem Einfluß oder doch in Beziehung zu ihnen standen, sodann von den deutschen Sprach- und Alterthumsforschern, die aus dem Kreise der romantischen Schule hervorgegangen sind, und endlich haben wir die Erfolge in der bildenden Kunst nachzuweisen, welche wir ihren Bestrebungen zu verdanken haben.

Joseph Freiherr von Eichendorff ist auf Schloß Lubowitz in Oberschlesien am 10. März 1788 geboren. Er studirte mit seinem Bruder Wilhelm vom Frühjahr 1805—06 die Rechte in Halle, wo sie Steffens kennen lernten und auf einer Ferienreise Claudius in Wandsbeck besuchten. Ostern 1807 gingen sie zur Fortsetzung ihrer Studien nach Heidelberg, und verkehrten dort besonders mit Arnim, Brentano und Görres. Ostern 1808 kamen sie nach Paris, wo sie für Görres im Louvre altdeutsche Handschriften verglichen. In Berlin hörten sie 1808 Fichte und sahen Arnim und Brentano wieder und in demselben Jahre lernten sie in Wien Fr. Schlegel und den Maler Ph. Veit kennen. Auf dem Punkte in österreichische Dienste zu treten, traf Joseph der Aufruf des Königs von Preußen vom 3. Febr. 1813, und trat in Folge dessen mit Ph. Veit in das Lützow'sche Chor. Nach Abschluß des ersten Pariser Friedens kam er um seine Entlassung ein, und begab sich nach Lubowitz, wo er sich im Juli 1814 mit Luise von Larisch vermählte, und mit ihr nach Berlin zog, dort die Entwicklung der Dinge

abzuwarten. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba stellte er sich wieder zum Kriegsdienst, und trat nach Beendigung des Kriegs im December 1816 bei der Regierung zu Breslau als Referendar ein. Nachdem er 1819 das große Examen in Berlin mit Auszeichnung bestanden hatte, fungirte er eine Zeitlang als Hülfsarbeiter in dem Cultusministerium. Im Jahre 1820 wurde er Schulrath bei der Regierung, und 1821 zum Regierungsrath in Danzig ernannt. Dort entstand 1824 sein dramatisches Märchen: „Krieg den Philistern", in der Manier des Zerbino von Tieck, und 1826 sein bekanntestes und bestes dichterisches Erzeugniß, wie die ältere Romantik keines zu schaffen vermochte: „Aus dem Leben eines Taugenichts." Im Jahre 1824 ward er Oberpräsidialrath und als Mitglied der ostpreußischen Regierung nach Königsberg versetzt, und 1831 Rath im Cultusministerium in Berlin, wo er besonders mit Savigny, Fr. v. Raumer, Chamisso, Hitzig, Kugler und Felix Mendelssohn in Verkehr trat. 1844 trat er aus dem Staatsdienst, und wohnte seitdem theils in Berlin, Dresden, Wien und seinem Gute Sedlnitz in Mähren. Er starb am 26. November 1857 in Neisse.

Von seinen Werken sind hier besonders zu nennen: „Gedichte", zuerst 1831; die Uebersetzung von Calderon's geistlichen Schauspielen in 2 Bänden 1846 und 1853.

Seine poetischen Werke sind in 6 Bänden und seine vermischten Schriften (Literaturgeschichte ꝛc.) in 5 Bänden erschienen.

„In Eichendorff's Liedern, in der blühenden Bewegung seiner Novellen lebt noch der frische Hauch, der Phantasieglanz der Tage, die so nah und doch so weit entschwunden sind. In den Ergüssen seiner Dichterseele fließen die Quellen des Geistes fort, aus welchen in der vorigen Generation unsere ganze Bildung sich verjüngt hat." Adolf Schöll.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué, geb. am 12. Februar 1777 zu Brandenburg, gestorben am 23. Januar 1843 in Berlin. Er focht im Rheinfeldzuge als Lieutenant bei der Cavallerie mit, sowie in den letzten Kriegsjahren. Er lebte dann abwechselnd in Berlin und auf dem Gute Nennhausen. Im Jahre 1831 hielt er Vorlesungen über Geschichte der Zeit und über Poesie in Halle. Im Jahre 1842 zog ihn König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin. „Er suchte den Geist des alten Ritterthums in edleren Gestalten als die ungeschickten Verfasser der früheren Ritterromane darzustellen, und ist es außer ihm noch Niemandem gelungen, eine, wenn auch hin und wieder allerdings phantastische, zuweilen sogar formlose, aber im Ganzen doch vollkommen getreue poetische Wiedergeburt der alten heitern Ritter- und Sängerzeiten aus dem Ende des 12. Jahrhunderts zu bewerkstelligen. Dies gilt jedoch nur vom „Zauberring" und von „Thiodolfs des Isländers Fahrten", sowie von dem ausgezeichneten Märchen „Undine." Seine Poesien enthalten viel in demselben Sinne Gelungenes, doch reichen sie sämmtlich nicht an die genannten hinan." Auch Fouqué gehört zu den Romantikern, und die „Briefe an Fouqué", herausgegeben von Albertine v. Fouqué und Kletke 1847, enthalten einen nicht unwichtigen Beitrag zur Charakteristik der bedeutenderen Personen der romantischen Schule." Seine „Lebensgeschichte", von ihm selbst aufgezeichnet, erschien 1810.

Johann Diederich Gries, geboren am 7. Februar 1775 zu Hamburg, wo sein Vater wohlhabender Kaufmann war und Senator seiner Vaterstadt. Er studirte vom Herbst 1795 an die Rechte in Jena und promovirte dort 1800. Zu gleicher Zeit mit ihm studirte dort Herder's

älteſter Sohn, Auguſt, und Gries lernte durch ihn in Weimar deſſen Eltern und Goethe kennen. Er verkehrte in Jena viel mit den Romantikern: A. W. und Fr. Schlegel, Novalis, Schelling, Steffens*), dann mit Riſt**) und Herbart***), ſowie auch mit Schiller und deſſen Frau. Im Frühjahr 1806 ſiedelte er nach Heidelberg über und ſchreibt an Riſt 1808 über ſeinen Aufenthalt dort: „Die unbeſchreiblich reizende Gegend, das ſüdliche Klima, das heitere ſorgenloſe Leben, dem ich mich nach langem, dumpfem Stubenſitzen mit frohem Herzen überließ, wirkte ſo berauſchend auf mich, daß ich wirklich aus dem Quell der Verjüngung getrunken zu haben glaubte, und mir vorkam, wie ein Fuchs, der, zum erſtenmal der väterlichen Clauſur entronnen, der ungewohnten Freiheit unter fröhlichen Genoſſen unmäßig genießt. Ich fand hier viele Jünglinge, die aus allen Gegenden Deutſchlands zuſammengeſtrömt waren, um der neu aufgehenden Sonne Heidelbergs zu genießen, und unter dieſen manche, die ich

*) Heinrich Steffens, geb. den 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen, geſt. den 13. Februar 1845 als Profeſſor der Naturwiſſenſchaften in Berlin. Er hielt ſich im letzten Jahr des vorigen Jahrhunderts in Jena im Kreis der Romantiker auf, und ſagt, daß nicht leicht eine Epoche ſeines Lebens in Rückſicht auf äußere Bildung reicher für ihn geweſen ſei als dieſe.

**) Johann Georg Riſt, geb. den 23. November 1775 zu Niendorf (Schleswig-Holſtein), geſt. den 10. Februar 1847 zu Schleswig, war als Diplomat in Kopenhagen, Petersburg, Berlin, Madrid, Paris, London ꝛc. thätig, und hat als Zeuge der großen Umwälzungen, die ſich auf allen Gebieten des äußeren wie inneren Lebens des vergangenen Jahrhunderts zugetragen, ſein reiches Leben beſchrieben. Zwei Bände, herausgegeben von G. Poel, 1880.

***) Joh. Fr. Herbart, geb. 4. Mai 1776 in Oldenburg, geſt. 14. Auguſt 1841 in Göttingen als Profeſſor der Philoſophie und Gründer einer philoſophiſchen Schule. Seine Werke wurden in 12 Bänden von Hartenſtein herausgegeben.

schon früher gekannt hatte, so daß ich bald, des Doctorhuts und des Dichterkranzes gern vergessend, in ihren fröhlichen Kreis hineingezogen, mich nicht weigerte, als Student unter Studenten zu leben." Er hatte Heidelberg im Juli verlassen, eine Reise in die Schweiz gemacht — in Coppet A. W. Schlegel wiedergesehen, in München zwei Wochen bei Schelling und seiner geistvollen Gattin verweilt, und war am letzten Oktober wieder in Jena eingetroffen. Im Jahr 1809 schreibt er an Rist von Jena: „Seit zwei Monaten bin ich nun wieder hier auf diesem alten Schauplatz unserer Jugendfreuden und Leiden, der aber jetzt freilich um ein gut Theil öder und stiller ist. — Die abgebrannten, noch in Trümmern liegenden Straßen, die überall herrschende Todesstille, die nur zu sichtbare Niedergeschlagenheit der Gemüther, ja selbst die kahlen unfruchtbaren Berge rings umher, das Alles stimmt mich zu wehmüthiger Trauer. — Ich sehe wohl, ich hätte besser gethan, in dem heitern freundlichen Heidelberg bei Wasser und Brod zu leben, als in diesem halb verfaulten und halb zerstörten Neste bei Wein und Pasteten." Im September 1837 siedelte Gries nach Hamburg über, wo er am 9. Februar 1842 starb.

Sein Hauptverdienst besteht in seinen Uebersetzungen: Torquato Tasso's befreites Jerusalem (1803); Ariost's rasender Roland (1809); Calderon's Schauspiele 8 Bde. (1815 bis 29); Bojardo's verliebter Roland (1837). Seine eignen Gedichte und kleinen poetischen Uebersetzungen erschienen 1829 in Stuttgart. (Nach: Aus dem Leben von J. D. Gries. 1855.)

Justinus Andr. Chrstn. Kerner, geboren den 18. September 1786 zu Ludwigsburg, gestorben den 22. Februar 1862 zu Weinsberg; Sohn des Oberamtmanns Christ. Ludw. Kerner und der Tochter des Oberamtmanns Stockmeyer. Das Lernen

fiel ihm schwer, dagegen war seine Phantasie sehr lebendig. Er sollte zuerst ein Handwerk erlernen und deshalb bei einem Schreiner in die Lehre gehen. In der Folge sollte er Conditor werden, wogegen er sich sträubte, und wurde nun in eine Ludwigsburger Tuchfabrik gegeben, wo er Leinwandsäcke zuzuschneiden hatte. So dichtete er, auf einer Leiter stehend, ein fünfaktiges Lustspiel. Er erkannte, daß er nicht zum Kaufmann tauge. Versuche, ihm die Mittel zum Studiren zu verschaffen, schlugen fehl. Nun wandte er sich an Professor Conz in Tübingen, wanderte 1804 zu Fuß nach Tübingen, und vor dem Thore entschloß er sich, Arzt zu werden. Er kam durch Conz's Vermittlung in eine Anstalt unbemittelter Studenten. Seine Studien gingen jetzt leicht und rasch fort. Er lernte seinen Vetter Uhland kennen und stiftete mit ihm einen dauernden Freundschaftsbund. Im Herbst 1808 hatte er den akademischen Cursus vollendet und erlangte am 20. December die medicinische Doctorwürde. Im Frühjahr 1809 trat er zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise über Frankfurt nach Hamburg an, wo sein ältester Bruder Georg sich nach wechselvollen Schicksalen niedergelassen. Von Hamburg wanderte er nach Berlin, wo er mit Chamisso und Fouqué bekannt wurde; dann über Dresden 2c. nach Augsburg, wo er seine Braut, Friederike Ehemann, mit der er seit 1807 verlobt war, wiedersah. Dann kam er über Regensburg nach Wien, wo er längere Zeit blieb, die Hospitäler zu besuchen. Im Frühjahr 1810 verließ er Wien und kehrte über Augsburg, von wo er seine Friederike mitnahm, zu den Seinigen nach Ludwigsburg zurück. In Dürrmenz begann er seine medicinische Praxis, das er aber bald mit Wildbad vertauschte, welches er durch eine Schrift bekannter machte, und wo er mit seinen Freunden seinen poetischen Almanach vorbereitete. 1812 siedelte er nach Welzheim über, wo

er sich 1813 mit seiner Friederike verheirathete. Hier gab er den „Deutschen Dichterwald“ mit L. Uhland heraus. Im Jahr 1815 wurde er zum Oberamtsarzt in Gaildorf befördert und 1818 nach Weinsberg versetzt, wo er am 19. Januar 1819 einzog. Nach mehrfacher Wohnungsnoth entschloß er sich, ein eigenes Haus zu bauen, wozu ihm die Gemeinde einen Bauplatz an der Oehringer Straße, unter der „Weibertreue“, schenkte. Ein alter Thurm wurde mit zum Garten gezogen. — Vom Wanderburschen bis zu den gekrönten Häuptern zählte das Haus seine Gäste. Seinem Berufe stand er mit Gewissenhaftigkeit und Aufopferung vor, bis sich allmählich Spuren der Gesichtsschwäche einstellten, die in fast völlige Erblindung überging, so daß er 1851 in Ruhestand treten mußte. Die geringe Pension von dreihundert Gulden reichte nicht aus. König Ludwig von Bayern setzte ihm eine Ehrenpension von vierhundert Gulden aus, die sein Nachfolger, der edle Maximilian, anerkannte. König Wilhelm von Württemberg legte 1853 noch fünfhundert Gulden zu. Im April 1854 verlor er seine Frau. Von seinen Töchtern gepflegt, verbrachte er sein Alter. Der Liederquell war noch nicht versiegt. Er dachte an die Fortsetzung seiner „Jugenderinnerungen“ aus den Jahren 1786—1804, die 1849 erschienen waren, aber er gelangte nicht dazu — in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1862 ward er von Gott abgerufen.“ (Gödeke.)

„Weitaus der eigenthümlichste Geist aus dem Kreise der schwäbischen Dichter war Justinus Kerner, eine durch und durch poetische Natur voll drolligen Humors und tiefen Gefühls. Sein gastfreies Haus in den Rebgärten, dicht neben der alten sagenberühmten Burg Weibertreu bei Weinsberg, blieb viele Jahre hindurch die Herberge für alle guten Köpfe aus dem Oberlande. Wer dort von dem Dichter

und ſeinem Rickele herzlich aufgenommen ward und ihn dann beim Neckarwein tolle Schnurren erzählen oder ſeine geiſtvollen, warm empfundenen Lieder vortragen hörte, der fand es kaum anſtößig, daß auch dieſer im Grunde der Seele proteſtantiſche und moderne Menſch von dem myſtiſchen Hauche der Romantik nicht unberührt geblieben war."

(Heinrich von Treitſchke.)

„Juſtinus Kerner ſang ſeine Sachen ſo frei und kunſtlos hin, wie Arnim; er wußte die Art des Volksliedes täuſchend zu treffen. Eine natürliche Poeſie war ſeinem Weſen eingepflanzt." (Wilh. Scherer.)

Der Freund und Studiengenoſſe Ludwig Uhland's hat, wie dieſer, ſeine erſten Gedichte: „Zwei Särge", und „Abſchied" in Arnim's Einſiedlerzeitung erſcheinen laſſen.

Die Ausgabe letzter Hand ſeiner „Dichtungen" erſchien Stuttgart 1841. „Der letzte Blüthenſtrauß" 1852.

Heinrich von Kleiſt, geboren den 18. October 1777 zu Frankfurt a./Oder, war der Sohn des altadeligen Officiers Joachim Fr. von Kleiſt und deſſen zweiter Ehegattin Juliane Ulrike, geb. von Pannwitz. Aus erſter Ehe des Vaters hatte Heinrich eine drei Jahre ältere Stiefſchweſter, Ulrike, an die er ſich innig anſchloß, und welche durch ſein ganzes Leben ihm die treueſte Freundin war. Er wurde gemeinſchaftlich mit einem Vetter durch einen Hauslehrer erzogen, der ihn als einen „nicht zu dämpfenden Feuergeiſt" ſchildert, leicht erregbar, exaltirt und unſtät, aber doch von bewunderungswürdiger Auffaſſungsgabe und großem Wiſſenstrieb, zugleich als den offenſten, fleißigſten und anſpruchloſeſten Kopf von der Welt. Sein Vater ſtarb im Juni 1788, und der Sohn ward dem Prediger Catel in Berlin zur weiteren Ausbildung

anvertraut. Als einige Jahre später, 1793, auch die Mutter starb, war Heinrich bereits, wie es die Verhältnisse gefordert hatten, seit einem Jahre Soldat. Sein erstes Herzensverhältniß zu einer jungen Adeligen ward plötzlich aufgehoben und Kleist dadurch veranlaßt, über sich und die Welt ernster zu denken. Die Potsdamer Eleganz hing er an den Nagel und fing an, sein Aeußeres zu vernachlässigen. Er gab sich mit ernstem Eifer den Wissenschaften hin (1798) und war entschlossen, dem Soldatenstand zu entsagen. Die Einwürfe der Seinigen beirrten ihn nicht; der Secondelieutenant erhielt im Frühjahr 1799 den geforderten Abschied, und bezog als 22jähriger Student die Frankfurter Hochschule.

In das stille Frankfurt a./Oder drang von den Ideen, welche die Schlegel und Tieck, Fichte und Schleiermacher heraufbrachten, wenig genug. — Am Studentenleben nahm Kleist keinen Theil. Er hörte eine Menge Collegien und arbeitete mit angestrengtem Fleiß — gibt aber im zweiten Semester das Studium auf. Im Anfang des Jahres 1800 hatte er sich verlobt mit Wilh. von Zenge und will an ihrer Bildung arbeiten. Er begibt sich auf Reisen und führt nun Jahrelang ein unstätes Leben. In Paris faßt er den Plan, in der Schweiz einen Bauernhof zu kaufen, der ihn mit seiner Verlobten ernähren kann, wenn sie selbst arbeiten. Er reist in die Schweiz, und wohnt in einem kleinen Häuschen auf der Insel Delosea in der Nähe Thuns, und vollendet dort sein erstes Werk „die Familie Schroffenstein"; aber an seinem abenteuerlichen Lebensplan scheitert der Brautstand. Nach einer Krankheit, die ihn in der Schweiz befiel, und in welcher seine Schwester Ulrike, die zu ihm geeilt war, ihn gepflegt hatte, kehrt er mit ihr nach Deutschland zurück. Jedes Ziel war ihm recht, nur Frankfurt nicht. Er reist nach Weimar, wo er Goethe sah, nach Osmanstädt, wo er länger bei

Wieland blieb, welcher meinte, Kleist sei dazu geboren, eine große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen. Von da geht er nach Leipzig, Dresden, Jena, wo er Schiller sah. Ende Juli wanderte er mit Pfuel, dem Erzieher eines Weimar'schen Prinzen, in die Schweiz und Oberitalien, dann nach Genf, und wieder nach Paris, wo seine kranke Seele von neuer Todessehnsucht ergriffen ward. Er verbrannte seine Papiere, verläßt Paris und ist entschlossen, den Tod im Heer der Franzosen zu suchen. Ein Arzt nahm sich seiner an und gedachte ihn nach Potsdam zu bringen, er kam aber nur bis nach Mainz, wo er tödtlich erkrankte. Sein Leben ward gerettet. Im Juni 1804 war er in Berlin und that auf den Rath seiner Schwester Schritte, wieder in den Militärdienst einzutreten. Aber der Versuch scheiterte an seiner Vergangenheit. Er ging nun nach Königsberg, wo er im Anfang des Jahres 1805 als Diätar bei der Domänenkammer angestellt ward. Er sah dort seine frühere Braut als Frau Professor Krug wieder. In diesem Jahre schrieb er einige seiner Erzählungen und vollendete das Trauerspiel „Penthesilea."

Als unter dem Krachen der Schlacht bei Jena sein ästhetischer Staat zusammenbrach und eine neue Zeit heraufkommen wollte, trat auch bei Kleist ein Umschwung ein. Er nahm Urlaub und producirte mit so fieberhaftem Fleiß, als gälte es, das Versäumte einzuholen, daß im Sommer 1806 wieder eine Zerstörung seines Nervensystems eintrat. Eine Verwandte, Marie von Kleist, hatte ihm bei der Königin Luise einen Ehrengehalt von sechzig Louisdors erwirkt. Im Jahr 1807 wollte er nach Dresden wandern, wurde aber in Berlin mit den ihn begleitenden befreundeten preußischen Officiren von den Franzosen verhaftet und als Kriegsgefangener nach Frankreich transportirt. Nach sechs Monaten

erlangte er durch Vorstellungen des Ministers Altenstein seine Freiheit wieder. Im Herbst 1807 kam er nach Dresden.

Dort erblühte ihm ein neues Leben. Er lernte L. Tieck kennen, seine Freunde Rühle und Pfuel hatten ihm Aufnahme in ihrem Kreise verschafft; er verkehrte mit Chr. Gottfried Körner, dem Freunde Schiller's. Mit einem neuen Werke „Amphitryon" war er vor die Oeffentlichkeit getreten, Arnold hatte das Werk übernommen, Cotta nahm die Erzählung „das Erdbeben von Chili" in's Morgenblatt auf.

G. H. von Schubert hielt damals seine Vorlesungen „über die Nachtseite der Naturwissenschaften." Verhängnißvoll ward für Kleist ein Glied des Kreises seiner Freunde: Adam Müller, der, katholisch geworden, seine Vorlesungen über Kunst, Literatur, sowie Staatskunst zur selben Zeit in Dresden hielt.

Kleist's „Zerbrochener Krug" ward in der Dresdener Gesellschaft vorgelesen und kam in einem Liebhabertheater im Hause des österreichischen Gesandten Buol zur Aufführung — und die „zwei niedlichsten kleinen Hände" Dresdens krönten ihn an der Tafel mit einem Lorbeerkranz. Als wollte das Glück, das so lange ihm spröde gesinnt war, nun in Einem alle seine Gaben auf den Dichter schütten, nahm Goethe das Lustspiel auch für das Weimarer Theater an. — Er besuchte nun seine Vaterstadt wieder einmal, wandte sich dann nach Berlin, wo er Altenstein als Stein's Nachfolger wiedersah. Er überreichte der Königin Luise ein Gedicht zu ihrem Geburtstag, und vollendete den „Prinz von Homburg." Niemand, der dieses Drama kennt, wird die sieben Jahre seines militärischen Lebens verloren nennen. — Durch ein und ein halbes Jahr schleppt er seine Existenz fort, bis endlich ein Pistolenschuß ihr das Ziel setzt, am 21. November 1811. (Nach O. Brahm, Heinr. v. Kleist.)

„Die politische Leidenschaft der Zeit fand ihren mächtigsten künstlerischen Ausdruck in den Werken H. von Kleist's,

jenes tief unſeligen Dichters, der alle die Poeten der jungen Generation überragte. Durch die urſprüngliche Kraft dramatiſcher Leidenſchaft und leibhaftig, wahrer Charakteriſtik übertraf er ſelbſt Schiller; doch der Ideenreichthum und die hohe Bildung, der weite Blick und die ſtolze Selbſtgewißheit unſers erſten Dramatikers blieben dem Unglücklichen verſagt; ein friedloſer Sinn ſtörte ihm das Ebenmaß der Seele. Kaum beachtet von den Zeitgenoſſen, durch ein räthſelhaft grauſames Schickſal um alle Freuden eines reichen Schaffens betrogen, erſcheint er uns Rückſchauenden heute als der eigentlich zeitgemäße Dichter jener bedrückten Tage, als der Herold jenes dämoniſchen Haſſes, den fremde Unbill in die Adern unſers gutherzigen Volkes goß. Die „Pentheſilea“ war die wildeſte, „Das Käthchen von Heilbronn“ die zarteſte und holdeſte unter den dämmernden Traumgeſtalten der deutſchen Romantik, „Die Hermannsſchlacht“ aber ein hohes Lied der Rache. — Nachher ſchuf der unglückliche Dichter in dem „Prinzen von Homburg“ das einzige künſtleriſch vollendete unſerer hiſtoriſchen Dramen, das ſeinen Stoff aus der neuen, noch wahrhaft lebendigen deutſchen Geſchichte herausgriff, die ſchönſte poetiſche Verklärung des preußiſchen Waffenruhms.“ (Heinr. von Treitſchke.)

Ludwig Tieck gab Kleiſt's Hinterlaſſene Schriften 1821, und eine Sammlung ſeiner Schriften in drei Bänden, Berlin 1826, heraus. Kleiſt's Briefe an ſeine Schweſter Ulrike ſind von A. Koberſtein 1860 herausgegeben worden. Kleiſt's Leben von O. Brahm. Berlin, 1884.

Friedrich Müller, Maler und Dichter, geboren zu Kreuznach den 13. Januar 1749, geſtorben den 23. April 1825 zu Rom. Dem lange Vergeſſenen wendete die roman-

tische Schule wieder die Aufmerksamkeit zu. In der „Zeitung für Einsiedler“ theilte Tieck „Golo und Genovefa, Schauspiel in fünf Aufzügen“, mit, und veröffentlichte 1811 seine „Werke“ in drei Bänden. Bernh. Seuffert, der Maler Müller nach Mittheilungen aus seinem Nachlaß.“ Berlin 1877.

„Zum Besten gehören seine Idyllen: das Nußkernen und die Schafschur, in welchen er das wirkliche ländliche Leben, ganz im Gegensatze gegen die Geßnerschen schildert.“ Er ist auch der Verfasser des Liedes: „Heute scheid' ich, heute wandr' ich.“ Zu seiner Reise nach Italien ward er durch Dalberg, den Markgrafen und späteren Kurfürsten Karl Friedrich u. A. unterstützt; er kam 1778 nach Rom und vertauschte 1782 die Feder ganz mit dem Pinsel. Durch Mißerfolge und Noth der Ausübung seiner Kunst entfremdet, nahm sich der Kronprinz Ludwig von Bayern seiner an.

Karl Joseph Simrock, geboren zu Bonn den 28. August 1802, gestorben ebendaselbst den 18. Juli 1876. Er erhielt im französischen Lyceum die erste Schulbildung, und war neunjährig, als er im Jahre 1811 Napoleon in Bonn sah. Er war einer der ersten Studenten, die sich, nach der Umwandlung der Universität am fünften Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, dort einfanden und am 20. December 1818 in der juristischen Facultät immatriculirt wurden. Dort hörte er auch A. W. Schlegel's Vorlesungen über deutsche Sprache und Literatur. Zur Vollendung seiner Studien ging er nach Berlin, wo er sich neben der Jurisprudenz auch unter Lachmann's Leitung mit dem Studium der älteren deutschen Sprache und Literatur beschäftigte und zuerst mit dichterischen Erzeugnissen auftrat. Nachdem er 1826 sein Examen bestanden, wurde er als Referendar am Kammergericht angestellt. Im Jahre 1824 gab er seine,

Fouqué gewidmete, Uebertragung des Nibelungenliedes heraus, die den aufmunternden Beifall Goethe's fand. Er war Mitglied des Dichterkreises der Mittwochsgesellschaft, der Chamisso, Julius Curtius, Gruppe, Hitzig, Franz Kugler, Streckfuß und W. Wackernagel angehörten Im Jahre 1829 lernte er auf einer Reise, die er im Auftrage seines Vaters in Süddeutschland zu machen hatte, in Weinsberg J. Kerner kennen, und sah auch L. Uhland, mit dem sich aber erst später durch seine Arbeiten ein näheres Verhältniß begründete. Aus dem Justizdienste entlassen, wurde er, in Folge einer schweren Erkrankung seines Vaters, im Juni 1832 nach Bonn zurückgerufen. Als er heim kam, fand er den Vater als Leiche. Er ordnete seine Familienangelegenheiten und sah sich in einer sorgenfreien Lage, im Besitz eines Hauses in Bonn und eines Weingutes in Menzenberg bei Honnef. Vom Rhein mochte er sich nicht wieder trennen. Er verheirathete sich 1834 mit Gertrud Oftler und fand durch diese Verbindung sein Leben erfreulich verschönert. Nach längerem Privatisiren habilitirte er sich für ältere deutsche Literatur an der Universität Bonn und erhielt im Jahr 1850 die ordentliche Professur, nachdem der König Maximilian ihn für seinen Dichterkreis berufen hatte. Thätig, lehrend, anregend wirkte er in dieser Stellung auf die Jugend der Universität und Viele aus anderen Berufskreisen." (Gödeke.)

Simrock's Thätigkeit wendete sich hauptsächlich zwei Seiten zu: Der Uebersetzung altdeutscher Dichtungen und der deutschen Mythologie. Selbst Dichter und mit ganzer Seele dem deutschen Alterthum zugethan, weiß Simrock sich völlig in die Stimmung und den Ton der alten Dichtung zu versetzen. Was seine erste, in ihrer Art epochemachende Uebersetzung des Nibelungenliedes (1827) vor den vorausgegangenen Versuchen auszeichnete, war seine klare und bewußte Er-

kenntniß des durchgreifenden Unterschieds zwischen dem Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen. Bei einem möglichst richtigen und genauen Verständniß des mittelhochdeutschen Ausdrucks suchte er den Sinn des alten Dichters in wirklich gutem Neuhochdeutsch wiederzugeben. Simrock's Uebersetzung des Nibelungenlieds fand die günstigste Aufnahme und erlebte bis jetzt die 48. Auflage.

Simrock übersetzte ferner noch die Gudrun 1843, Walther von der Vogelweide 1870, Parzival und Titurel 1842, den Freidank 1867, den Heliand 1856, die Edda 1851. Ferner gab er heraus: Rheinsagen 1837, eine Ausgabe der deutschen Volksbücher 1839 ff. und andere Schriften. Seine Studien fanden ihren Abschluß in dem „Handbuch der deutschen Mythologie" 1855; denn in der deutschen Mythologie sieht Simrock den Ursprung unserer Sage und Dichtung. Die Geschichte, sagt er, muß dem Volk, wenn auch nur in Gestalt der Sage, gegenwärtig bleiben, wenn es nicht vor der Zeit altern soll."

„Karl Simrock aus Bonn that seit 1827 mehr als irgend ein Anderer, um die mittelhochdeutsche Poesie in neudeutscher Nachbildung allgemein zugänglich zu machen."

(Georg Scherer 1884.)

Johann Ludwig Uhland ist am 26. April 1787 in Tübingen geboren und am 13. November 1862 ebendaselbst gestorben. Er studirte Jurisprudenz von 1805 an und promovirte am 5. April 1810. Im Mai dieses Jahres machte er eine Reise nach Paris, um sich mit dem französischen Recht und dem Gerichtsverfahren bekannt zu machen, denn man machte sich darauf gefaßt, unter dem Protector des Rheinbundes den Code Napoleon auch in Württemberg

eingeführt zu sehen. In Paris lernte er Chamisso kennen und machte mit dem berühmten Philologen Immanuel Bekker handschriftliche Studien auf der Bibliothek, namentlich in der altfranzösischen Literatur. Um die Zeit zu nutzen, gewöhnte er sich an kalten Tagen, mit der Linken zu schreiben, während er die Rechte über dem Kohlenbecken erwärmte. Im Februar 1811 ging er nach Straßburg, um sich mit dem Münster vertraut zu machen, und besuchte auf der Heimreise seinen Freund Kerner in Wildbad, um mit ihm die Herausgabe des „Poetischen Almanachs" für das Jahr 1812 zu besprechen, welchem 1813 der „Deutsche Dichterwald" folgte. Auch in andern Sammlungen veröffentlichte er Gedichte, da es ihm nicht gelingen wollte, für eine vollständige Sammlung eigner Gedichte einen Verleger zu finden. Bei seiner Rückkehr nach Tübingen lernte er Gustav Schwab kennen, der dort Theologie studirte. Durch den Curator der Universität, Hans Wangenheim, in dessen gastlichem Hause er Zutritt gefunden, gelang es ihm auch, mit einer Sammlung seiner Gedichte vor das Publikum zu treten: Cotta übernahm 1815 den Verlag der Gedichte, die bis jetzt 64 Auflagen erlebt. Uhland war 1812 Accessist in der Canzlei des Justizministers, von der Lühe, geworden, gab aber diese Stellung im Sommer 1814 auf, wurde Advokat und wandte sich als Abgeordneter der Stadt Tübingen dem politischen Leben zu. Zur Feier des Tages, an welchem die neue Verfassung Württembergs verkündigt wurde, den 18. October 1819, ist Uhland's Herzog Ernst (1818 erschienen, Ludwig der Bayer 1819), mit einem dafür gedichteten Prolog, am 29. October in Stuttgart zur Aufführung gekommen, nachdem er am 5. Mai 1819 in Hamburg zum erstenmal und am 10. zum zweitenmal zur Aufführung gekommen war. Am 29. Mai 1820 gründete seine Verheirathung mit Emilie

Vischer ihm ein dauerndes Glück. Im December 1829 wurde er zum Professor der deutschen Literatur in Tübingen ernannt. Daß man den bereits 42jährigen berühmten Dichter nur zum außerordentlichen Professor ernannte, war um so auffallender, als Uhland sich damals schon nicht nur durch eine Abhandlung „über das altfranzösische Epos", sondern auch 1822 durch seine gründliche Schrift „über Walther von der Vogelweide" als Forscher einen sehr geachteten Namen erworben hatte. Uhland fühlte sich als Lehrer der academischen Jugend in seinem Element. Im Sommer 1830 las er über Geschichte der deutschen Poesie im 13. und 14. Jahrhundert, woran sich im Sommer 1831 die Geschichte der deutschen Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert anreihte. Im Winter 1831 auf 32 und im darauffolgenden Sommer trug er die Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker vor. Aber Uhland's Wirksamkeit als Universitätslehrer sollte nicht lange währen. Am 3. Juni 1832 wählte ihn Stuttgart in die württembergische Kammer der Abgeordneten. Paul Pfizer's Motion gegen die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832, welcher auch Uhland beistimmte, veranlaßte die Regierung, die Kammer im März 1833 aufzulösen. Uhland wurde von Neuem gewählt, und als ihm die Regierung den Urlaub zum Eintritt in die Kammer verweigerte, brachte er sein ihm theures Amt zum Opfer und kam um Entlassung von seiner Professur ein.

Aber so gewissenhaft er auch seinen Pflichten als Volksvertreter oblag, so ließen ihm die Landtagsverhandlungen doch Zeit, um auch seine Lieblingsstudien fortsetzen zu können. So war er 1834 und 1835 vorzugsweise mit der nordgermanischen Mythologie beschäftigt, und eine Frucht dieser Studien ist sein 1836 erschienener „Mythus von Thor". Im Jahr 1839 kehrte er nach Tübingen zurück, und konnte nun sich eine

Reihe von Jahren hindurch ungestört seinen Forschungen hingeben. Sein Aufenthalt in Tübingen ist nur von Reisen durch Deutschland und die Schweiz unterbrochen, die er zum Zweck seiner Arbeiten und in der Freude an Natur und Geschichte unternimmt. Der Germanistentag zu Frankfurt (1846) führte ihn mit einem großen Theil der Fachgenossen persönlich zusammen. Ein Hauptwerk seines Lebens sind: „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder", die 1844 und 1845 in 2 Bänden erschienen." (R. v. Raumer.)

Die Frucht seiner Vorlesungen sind zum größten Theil die, nach seinem Tode durch W. L. Holland, A. von Keller und F. Pfeiffer veröffentlichten, „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" in 8 Bänden.

„Ludwig Uhland's Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung" gab seine Wittwe 1874 heraus.

„Durch Ludwig Uhland erreichte die lyrische Dichtung der Romantiker ihre Vollendung." (Heinr. von Treitschke.)

„Im Gegensatz zu J. Kerner fehlte Uhland aller dichterische Zauber der Persönlichkeit. Aber den sicheren Geschmack und die strenge Arbeit hat er vor Kerner voraus, und wenn dieser behauptet, nur das Herz habe seine Lieder geschrieben, nicht gelehrtes Wissen, nicht Kunst, so besaß Uhland beides, und wurde dadurch mit kleinerem poetischen Talent der größere Dichter." (Wilh. Scherer.)

IV.

Die Herolde der deutſchen Freiheit.

Die Herolde der deutschen Freiheit.

Johann Gottlieb Fichte ist in Rammenau (Oberlausitz) am 19. Mai 1762 geboren, wo sein Vater Leinwandweber war. Er besuchte die Schule zu Pforta, dann die Universität in Jena, wo er anfangs Theologie studirte, sich aber bald zur Philosophie hingezogen fand, dann studirte er in Leipzig und Wittenberg. Im Jahr 1788 fand er eine Hauslehrer-Stelle in Zürich, wo er seine nachmalige Gattin, Johanna Maria Rahn, in deren Elternhaus er durch Lavater eingeführt ward, kennen lernte. 1790 kehrte er nach Sachsen zurück, privatisirte in Leipzig und ertheilte einem Studirenden Unterricht. Er war hierauf kurze Zeit in Warschau Hofmeister, und reiste dann nach Königsberg, um den Philosophen Kant kennen zu lernen. Am 22. October 1793 fand seine Hochzeit in Zürich statt, wo er einige Zeit wohnen blieb, und Ende des Jahres eine Berufung als Professor der Philosophie in Jena erhielt. Ostern 1794 trat er seine Stelle in Jena an; seine Frau kam mit ihrem Vater im Sommer nach. Jena konnte damals wohl für die besuchteste deutsche Universität gelten. Schelling, W. v. Humboldt, die Brüder Schlegel, Tieck, Novalis, Goethe standen ihm nahe; Schiller insbesondere ward sein Freund. — In Folge eines Aufsatzes des Rector Forberg in Saalfeld, den er in sein Journal aufgenommen hatte, ward er des Atheismus beschuldigt und seines Amtes entsetzt. — In Jena war seines Bleibens nicht. Der Minister Dohm hatte ihm gerathen, in Preußen eine Zuflucht zu suchen, und ihm versprochen, einflußreiche Männer Berlins für ihn günstig zu stimmen.

So entfernte ſich Fichte mit Zurücklaſſung ſeiner Familie, wie zu einer Erholungsreiſe Jena verlaſſend, und traf in den erſten Tagen des Juli 1799 in Berlin ein. Der König hatte geäußert: „Iſt Fichte ein ſo ruhiger Bürger, iſt er ſo fern von allen gefährlichen Verbindungen, wie Ich vernehme, ſo geſtatte Ich ihm gern den Aufenthalt in Meinen Staaten. Ueber ſeine religiöſen Grundſätze zu entſcheiden, kommt dem Staate nicht zu.“ Auf dieſes königliche Wort durfte Fichte mit Sicherheit einen neuen Lebensplan gründen: es war der, in Preußen für immer ſich niederzulaſſen, ſeine Familie nach Berlin nachzuholen und ſich dort durch Schriftſtellerei und Privatvorleſungen eine unabhängige Exiſtenz zu ſichern. Er blieb den Sommer und Herbſt noch allein in Berlin, um ſeine „Beſtimmung des Menſchen“ zu vollenden, und holte gegen Schluß des Jahres ſeine Familie von Jena ab.

In ſeinem inneren Leben war ein mächtiger Umſchwung eingetreten; eine religiöſe Weltanſicht ging in ihm auf, er wurde aus einem philoſophiſchen Zweifler ein religiöſer Denker, nachdem die äußern Stützen gebrochen waren und die alten Freunde ihn verlaſſen hatten. Durch die Jenaer Kataſtrophe war er zu einer tieferen Beſchäftigung mit dem Weſen der Religion geführt worden. — Auf den raſchen Wechſel ſtürmiſcher Ereigniſſe ſchien jetzt auch äußerlich eine Ruhe folgen zu ſollen, wie ſie ſeinem zurückgezogenen Leben entſprach. Sein Umgang war auf wenige Freunde beſchränkt; es war beſonders das Unger'ſche Haus, das die geiſtreichen Männer bei ſich verſammelte, hier beging Fichte mit ſeiner Gattin den Eintritt des neuen Jahrhunderts in Geſellſchaft Reichardt's und Jean Paul Fr. Richter's. Sein inniger Freund und erfahrener Hausarzt wurde der als Leibarzt des Königs von Jena nach Berlin berufene Hufeland. Einem kleinen ausgewählten Kreiſe hielt Fichte Vorleſungen,

namentlich die, welche unter dem Titel: „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ 1806 im Druck erschienen. Nachdem er im Sommer 1804 einen Ruf an die russische Hochschule zu Charkow und nach Landshut erhalten hatte, wurde er durch Minister Altenstein und Hardenberg, der die damals preußischen Länder Ansbach und Bayreuth verwaltete, als Professor der Philosophie nach Erlangen berufen, mit der ihm angenehmen Bestimmung, nur während des Sommers dort zu verweilen, im Winter aber nach Berlin zurückzukehren, um daselbst, wie bisher, philosophische Vorträge zu halten. Im Mai 1805 trat Fichte in sein neues Amt in Erlangen ein. — Unterdeß war der Krieg Preußens gegen Frankreich entschieden worden. Es schien in dem Kampfe des Jahres 1806 die Sache der Freiheit siegen zu müssen. Nicht blos die politische Unabhängigkeit des Vaterlandes hing daran, sondern alle Hoffnung deutscher Cultur. Auch Fichte wünschte mit seinen Kräften theilzunehmen am beginnenden Kampf. So entwarf er den Plan zu Reden an die Deutschen, besonders an die Krieger. Er beklagt, daß sein Zeitalter ihm nicht vergönnt, wie es dem Aeschylus, dem Cervantes vergönnt war, durch kräftige That sein Wort zu bewähren. Aber er wünschte diese Zeit wiederherstellen zu können, und würde in dem gegenwärtigen Falle, den er als eine neue Aufgabe seines Lebens ansehen darf, lieber zur That schreiten als zum Worte. Jetzt aber, da er eben nur reden kann, wünscht er Schwert und Blitz zu reden. Auch begehrt er es nicht gefahrlos und sicher zu thun. Er wird im Verlaufe dieser Reden, Wahrheiten, die hierher gehören, mit aller Klarheit, in der er sie einsieht, mit allem Nachdrucke, dessen er fähig ist, mit seines Namens Unterschrift aussprechen, Wahrheiten, die vor dem Gerichte des Feindes des Todes schuldig sind. Er wird aber darum

keineswegs feigherzig sich verbergen, sondern er gibt das Wort, entweder mit dem Vaterlande frei zu leben, oder in seinem Untergange auch unterzugehen. — Er ermangelte nicht, höchsten Orts um eine angemessene Stellung nachzusuchen, die seinen Plan ausführbar machte. Man ehrte seine Absicht, lehnte aber sein Erbieten ab. — Aber auch sonst wollte er es an Opfern nicht fehlen lassen. Als Beiträge gesammelt wurden für die Bedürfnisse der Krieger, sandte er unter den Ersten einen Beitrag ein, der über seine Mittel ging. —

So hielt er die „Reden an die deutsche Nation" in den Wintermonaten des Jahres 1807—08 im Akademiegebäude zu Berlin, während ein französischer Marschall Gouverneur von Berlin war, und seine Stimme oft von den durch die Straßen ziehenden feindlichen Trommeln übertäubt wurde. Von diesen Reden sagt Häußer, daß seit Luther so zur deutschen Nation nicht geredet worden sei.

An dem Befreiungskriege nahm Fichte durch Wort und That den lebhaftesten Antheil. Seine Frau hatte sich nach fünfmonatlicher Pflege der Verwundeten und Kranken in den Lazarethen am 3. Januar 1814 ein Nervenfieber zugezogen. Am Tage der größten Gefahr sollte Fichte seine Vorlesungen über die Wissenschaftslehre am Abend beginnen, nachdem er den ganzen Tag selbst pflegend und sorgend im Krankenzimmer zugebracht, und nahm nun Abschied von der bewußtlosen Kranken. Als er zurückkam, hatte sich eine wohlthätige Krise vorbereitet, so daß die Aerzte Hoffnung schöpften; von Freude überwältigt, neigte er sich mit Inbrunst über seine Gattin und begrüßte sie als gerettet. Vielleicht war das der Augenblick, wo sie unbewußt ihm den Keim der Krankheit einflößte. Schon am andern Tag fühlte er sich unwohl, ohne jedoch seine Vorlesungen auszusetzen. Aber bald konnte man sich über den Charakter

und die Gefahr der Krankheit nicht mehr täuschen. Er lag in Betäubung, und im Fortgang der Krankheit wurden die lichten Augenblicke immer seltener. Sein Sohn brachte ihm die Nachricht aus den Zeitungen an das Bett: von Blücher's Rheinübergang und dem Vordringen der Verbündeten in Frankreich. Da erwachte sein Geist noch einmal zu alter Kraft — es war die letzte Freude, die ihm auf Erden wurde. Der Schlaf, der ihn umfing, wurde nun immer tiefer; am elften Tage nach Ausbruch der Krankheit, in der Nacht des 27. Januar waren alle Zeichen des Lebens entschwunden. —

Der König hatte der Wittwe, die ihn noch fünf Jahre überlebte, mit ausdrücklicher Hindeutung auf die Verdienste ihres Mannes, eine angemessene Pension bewilligt, so daß ihr ein sorgenfreies Leben zu Theil wurde. Zugleich war sie eine der Ersten, welchen das Kreuz des Luisenordens verliehen wurde, der für die Frauen gestiftet war, welche sich durch Pflege der Verwundeten und Kranken ausgezeichnet hatten. In Merz's christlichen Frauenbildern ist ihr Lebensabriß enthalten. —

Selten wird uns Gelegenheit, treu und tief genug in die innere reifende Entwicklung eines großen Charakters hinein zu schauen. Bei Fichte war dies uns vergönnt und zwar durch sein eigenes Wort und Zeugniß. Sein Stolz, ausgebildet und genährt durch das Gefühl geistiger Ueberlegenheit, war nicht ohne Selbstüberhebung, sein Urtheil nicht frei von Unbiegsamkeit und Uebereilung. Dies alles aber mildert sich vor unsern Augen in der fortschreitenden Reife des Lebens, weil eine höhere Zucht über ihn gekommen war. Dadurch rückt er menschlich uns näher und stellt sich neben den schlichten Mann, der in der Furcht Gottes sein niederes Tagewerk treibt.

Wir erwähnen hier noch, daß er eine gemeinschaftliche Abendandacht hielt, an der auch das Gesinde theilzunehmen pflegte, und die bei geregelter Hausordnung nie ausgesetzt wurde. Nachdem unter Begleitung des Klaviers einige Verse aus einem Choral gesungen worden waren, nahm der Hausvater das Wort und sprach über eine Bibelstelle oder ein Capitel aus dem Neuen Testament, vornehmlich aus seinem Lieblings-Evangelisten Johannes, oder er redete bei besonderen häuslichen Veranlassungen ein Wort der Ermahnung oder des Trostes." (Nach J. G. Fichte's Leben von seinem Sohne.)

Wir theilen als Probe seiner berühmten „Reden an die deutsche Nation" ein Stück aus der letzten derselben mit: „Die Reden, welche ich hierdurch beschließe, haben freilich ihre laute Stimme zunächst an Sie gerichtet, aber sie haben im Auge gehabt die ganze deutsche Nation, und sie haben in ihrer Absicht alles, was, soweit die deutsche Zunge reicht, fähig wäre, dieselben zu verstehen, um sich herum versammelt in den Raum, in dem Sie sichtbarlich athmen. Wäre es mir gelungen, in irgend eine Brust, die hier unter meinem Auge geschlagen hat, einen Funken zu werfen, der da fortglimme und das Leben ergreife, so ist es nicht meine Absicht, daß diese allein und einsam bleiben, sondern ich möchte über den ganzen gemeinsamen Boden hinweg ähnliche Gesinnungen und Entschlüsse zu ihnen sammeln und an die ihrigen anknüpfen, so daß über den vaterländischen Boden hinweg, bis an dessen fernste Grenzen, aus diesem Mittelpunkte heraus eine einzige fortfließende und zusammenhängende Flamme vaterländischer Denkart sich verbreite und entzünde. Nicht zum Zeitvertreib müßiger Ohren und Augen haben sie sich diesem Zeitalter bestimmt, sondern ich will endlich einmal wissen, und jeder Gleichgesinnte soll es mit mir

wissen, ob auch außer uns etwas ist, das unserer Denkart verwandt ist. Jeder Deutsche, der noch glaubt, Glied einer Nation zu sein, der groß und edel von ihr denkt, auf sie hofft, für sie wagt, duldet und trägt, soll endlich herausgerissen werden aus der Unsicherheit seines Glaubens; er soll klar sehen, ob er Recht habe, oder nur ein Thor oder Schwärmer sei; er soll von nun an entweder mit sicherm und freudigem Bewußtsein seinen Weg fortsetzen, oder mit rüstiger Entschlossenheit Verzicht thun auf ein Vaterland hienieden, und sich allein mit dem himmlischen trösten. Ihnen, nicht als diesen und diesen Personen in unserem täglichen und beschränkten Leben, sondern als Stellvertretern der Nation, und hindurch durch Ihre Gehörswerkzeuge der ganzen Nation rufen diese Reden also zu:

Es sind Jahrhunderte herabgesunken, seitdem ihr nicht also zusammenberufen worden seid wie heute, in solcher Anzahl, in einer so großen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit, so durchaus als Nation und Deutsche. Auch wird es euch niemals wiederum also geboten werden. Merket ihr jetzt nicht auf und gehet in euch, lasset ihr euch diese Reden wieder als einen leeren Kitzel der Ohren, oder als ein wunderliches Ungethüm an euch vorübergehen, so wird kein Mensch mehr auf euch rechnen. Endlich einmal höret, endlich einmal besinnet euch. Geht nur diesmal nicht von der Stelle, ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben; und Jedweder, der diese Stimme vernimmt, fasse diesen Entschluß bei sich selbst und für sich selbst, gleich als ob er allein da sei und Alles allein thun müsse. Wenn recht Viele einzeln so denken, so wird bald ein großes Ganzes dastehen, das in eine einige engverbundene Kraft zusammenfließt. Wenn dagegen Jedweder, sich selbst ausschließend, auf die Uebrigen hofft und den Andern die Sache überläßt,

so gibt es gar keine Andern, und Alle zusammen bleiben so, wie sie vorher waren. Fasset ihn auf der Stelle, diesen Entschluß. Saget nicht, laß uns noch ein wenig ruhen, noch ein wenig schlafen und träumen, bis etwa die Besserung von selber komme. Sie wird niemals von selbst kommen. Wer, nachdem er einmal das Gestern versäumt hat, das noch bequemer gewesen wäre zur Besinnung, selbst heute noch nicht wollen kann, der wird es morgen noch weniger können. Jeder Verzug macht uns nur noch träger und wiegt uns nur noch tiefer ein in die freundliche Gewöhnung an unsern elenden Zustand. Auch können die äußeren Antriebe zur Besinnung niemals stärker und dringender werden. Wen diese Gegenwart nicht aufregt, der hat sicher alles Gefühl verloren. — Ihr seid zusammenberufen, einen letzten und festen Entschluß und Beschluß zu fassen; keineswegs etwa zu einem Befehle, einem Auftrage, einer Anmuthung an Andere, sondern zu einer Anmuthung an euch selber. Eine Entschließung sollt ihr fassen, die Jedweder nur durch sich selbst und in seiner eigenen Person ausführen kann. Es reicht hierbei nicht hin, jenes müßige Vorsatznehmen, jenes Wollen, irgend einmal zu wollen, jenes träge Sichbescheiden, daß man sich darin ergeben wolle, wenn man etwa einmal von selber besser würde; sondern es wird von euch gefordert, ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sei und inwendige That, und der da ohne Wanken oder Erkaltung fortdauere und fortwalte bis er am Ziele sei.

Oder ist vielleicht in euch die Wurzel, aus der ein solcher in das Leben eingreifender Entschluß allein hervorwachsen kann, völlig ausgerottet und verschwunden? Ist wirklich und in der That euer ganzes Wesen verdünnt und zerflossen zu einem hohlen Schatten, ohne Saft und Blut und eigene Bewegkraft, und zu einem Traume, in welchem zwar

bunte Gesichter sich erzeugen und geschäftig einander durchkreuzen, der Leib aber todtähnlich und erstarrt daliegen bleibt? Es ist dem Zeitalter seit langem unter die Augen gesagt und in jeder Einkleidung ihm wiederholt worden, daß man ungefähr also von ihm denke. Seine Wortführer haben geglaubt, daß man dadurch nur schmähen wolle und haben sich für aufgefordert gehalten, auch von ihrer Seite wiederum zurückzuschmähen, wodurch die Sache wieder in ihre natürliche Ordnung komme. Im Uebrigen hat nicht die mindeste Aenderung oder Besserung sich spüren lassen. Habt ihr es vernommen, ist es fähig gewesen euch zu entrüsten; nun so straft doch Diejenigen, die so von euch denken und reden, geradezu durch eure That der Lüge; zeiget euch anders vor aller Welt Augen, und jene sind vor aller Welt Augen der Unwahrheit überwiesen. Vielleicht, daß sie gerade in der Absicht, von euch also widerlegt zu werden, und weil sie an jedem andern Mittel euch aufzuregen, verzweifelten, also hart von euch geredet haben. Wie viel besser hätten sie es sodann mit euch gemeint als Diejenigen, die euch schmeicheln, damit ihr erhalten werdet in der trägen Ruhe und in der nichts achtenden Gedankenlosigkeit!

So schwach und so kraftlos ihr auch immer sein möget, man hat in dieser Zeit euch die klare und ruhige Besinnung so leicht gemacht, als sie vorher niemals war. Das was eigentlich in die Verworrenheit über unsere Lage, in unsere Gedankenlosigkeit, in unser blindes Gehenlassen uns stürzte, war die süße Selbstzufriedenheit mit uns und unsrer Weise dazusein. Es war bisher gegangen, und ging ebenso fort; wer uns zum Nachdenken aufforderte, dem zeigten wir, statt einer andern Widerlegung triumphirend unser Dasein und Fortbestehen, das sich ohne alles unser Nachdenken ergab. Es ging aber nur darum, weil wir nicht auf die Probe

geſtellt wurden. Wir ſind ſeitdem durch ſie hindurch gegangen. Seit dieſer Zeit ſollten doch wohl die Täuſchungen, die Blendwerke, der falſche Troſt, durch die wir Alle uns gegenſeitig verwirrten, zuſammengeſtürzt ſein! Die angebornen Vorurtheile, welche, ohne von hier oder da auszugehen, wie ein natürlicher Nebel über Alle ſich verbreiteten und Alle in dieſelbe Dämmerung einhüllten, ſollten doch wohl nun verſchwunden ſein! Jene Dämmerung hält nicht mehr unſere Augen; ſie kann uns aber auch nicht ferner zur Entſchuldigung dienen. Jetzt ſtehen wir da, rein, leer, ausgezogen von allen fremden Hüllen und Umhängen, blos als das, was wir ſelbſt ſind. Jetzt muß es ſich zeigen, was dieſes Selbſt iſt oder nicht iſt.

Es dürfte Jemand unter euch hervortreten und mich fragen: was gibt gerade dir, dem einzigen unter allen deutſchen Männern und Schriftſtellern, den beſondern Auftrag, Beruf und das Vorrecht, uns zu verſammeln und auf uns einzudringen? Hätte nicht Jeder unter den Tauſenden der Schriftſteller Deutſchlands ebendasſelbe Recht dazu wie du, von denen Keiner es thut, ſondern du allein dich hervordrängſt? Ich antworte: daß allerdings Jeder dasſelbe Recht gehabt hätte wie ich, und daß ich gerade darum es thue, weil Keiner unter ihnen es vor mir gethan hat, und daß ich ſchweigen würde, wenn ein Anderer es früher gethan hätte. Dies war der erſte Schritt zu dem Ziele einer durchgreifenden Verbeſſerung; irgend Einer mußte ihn thun. Ich war der, der es zuerſt lebendig einſah; darum wurde ich der, der es zuerſt that. Es wird nach dieſem irgend ein anderer Schritt der zweite ſein; dieſen zu thun, haben jetzt Alle dasſelbe Recht, wirklich thun aber wird ihn abermals nur ein Einzelner. Einer muß immer der Erſte ſein, und wer es ſein kann, der ſei es eben!

Ohne Sorge über diesen Umstand verweilt ein wenig mit eurem Blicke bei der Betrachtung, auf die wir schon früher euch geführt haben, in welchem beneidenswürdigen Zustande Deutschland sein würde, und in welchem die Welt, wenn das erstere das Glück seiner Lage zu benutzen, und seinen Vortheil zu erkennen gewußt hätte. Heftet darauf euer Auge auf das, was beide nunmehr sind, und lasset euch durchdringen von dem Schmerz und dem Unwillen, der jeden Edeln hierbei erfassen muß. Kehrt dann zurück zu euch selbst, und sehet, daß ihr es seid, die die Zeit von den Irrthümern der Vorwelt lossprechen, von deren Augen sie den Nebel hinwegnehmen will, wenn ihr es zulaßt, daß es euch verliehen ist, wie keinem Geschlechte vor euch, das Geschehene ungeschehen zu machen, und den nicht ehrenvollen Zwischenraum auszutilgen aus dem Geschichtsbuche der Deutschen.

Lasset vor euch vorübergehen die verschiedenen Zustände, zwischen denen ihr eine Wahl zu treffen habt. Geht ihr ferner so hin in eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit, so erwarten euch zunächst alle Uebel der Knechtschaft: Entbehrungen, Demüthigungen, der Hohn und Uebermuth des Ueberwinders; ihr werdet herumgestoßen werden in allen Winkeln, weil ihr allenthalben nicht recht und im Wege seid, so lange bis ihr durch Aufopferung eurer Nationalität und Sprache euch irgend ein untergeordnetes Plätzchen erkauft, und bis auf diese Weise allmählich euer Volk auslischt. Wenn ihr euch dagegen ermannt zum Aufmerken, so findet ihr zuvörderst eine erträgliche und ehrenvolle Fortdauer, und seht noch unter euch und um euch herum ein Geschlecht aufblühen, das euch und den Deutschen das rühmlichste Andenken verspricht. Ihr seht im Geiste durch dieses Geschlecht den deutschen Namen zum glor-

reichſten unter allen Völkern erhoben, ihr ſeht dieſe Nation als Wiedergebärerin und Wiederherſtellerin der Welt."

Unter den Männern, die in jener trüben Zeit das deutſche Volk durch ihr Wort aufgerichtet und ihm ſeine große Beſtimmung in leuchtenden Zügen vorgehalten haben, iſt auch E. M. Arndt zu nennen. In ſeinem berühmteſten Liede hat er ſeiner Anſicht den kürzeſten Ausdruck gegeben. „Soweit die Deutſche Zunge klingt", das iſt des Deutſchen Vaterland. So ſang Arndt in den erſten Monaten des Jahres 1813, zu einer Zeit, als Deutſchland von der Karte Europas verſchwunden war. Die Sprache und ihre innige Verflechtung mit dem Daſein der Völker hat ihn während des ganzen Verlaufs ſeiner langen Schriftſtellerlaufbahn immer von neuem beſchäftigt. — Im Uebrigen verweiſen wir auf den nächſten Abſchnitt, über die deutſchen Freiheitsdichter, in welchem wir weiter über Arndt uns ausſprechen.

Friedrich Ludwig Jahn iſt als Sohn eines Predigers zu Lanz in der Priegnitz am 11. Auguſt 1778 geboren, geſtorben den 15. October 1852 zu Freiburg an der Unſtrut. Den erſten Unterricht empfing er von ſeinem Vater. Sein erſtes Leſebuch war die Bibel. Er wurde im Gymnaſium zu Salzwedel und im Gymnaſium zum grauen Kloſter zu Berlin zur Univerſität vorbereitet, und ſtudirte dann von 1796 ab an den Univerſitäten zu Halle, Jena und Greifswald, nach dem Wunſche ſeines Vaters zuerſt Theologie, dann aber hauptſächlich deutſche Geſchichte, deutſche Sprache und deutſche Sitte, und ertheilte zu Halle nebenbei im Waiſenhaus Unterricht. Er war von Haus aus Sprach-

forſcher; als er in Halle Mitglied von Friedr. Aug. Wolf's philologiſchem Seminar war, pflegte dieſer Jahn's „Sprachinſtinkt“ zu rühmen. Nach vollendetem Studium war er Hauslehrer in Mecklenburg und führte dann ein Wanderleben. Am Tage der unglücklichen Schlacht bei Jena (1806) trat er in das preußiſche Heer ein. Im Jahre 1809 wurde er Lehrer an der Plamann'ſchen Erziehungsanſtalt zu Berlin, und gründete 1811 den erſten deutſchen Turnplatz in der Haſenhaide bei Berlin, nachdem er ſich mit Helene Kollhof verheirathet hatte. Auf den Ruf des Königs Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1813 trat er in das Lützow'ſche Freicorps ein. —

Im Jahre 1819 ward der Turnplatz geſchloſſen. Das Turnweſen ſollte unter Aufſicht der Regierung geſtellt und höherem Befehl zufolge in Zuſammenhang mit dem Unterrichts- und Erziehungsweſen gebracht werden. Jahn's Gegenvorſtellungen gegen die „Turnſperre“ tadelte der Miniſter; eine „Nachtmuſik“, welche Studenten und Gymnaſiaſten Jahn brachten, wurde von der Regierung übel vermerkt, und die Nachricht von der Ermordung Kotzebue's durch Sand vermehrte das Mißtrauen der Regierung. Jahn wurde verhaftet und auf die Feſtung Spandau, dann nach Küſtrin gebracht. Er war ſechs Jahre in Unterſuchungshaft. Es ruhte auf ihm der Verdacht, daß er an den beſtehenden demagogiſchen Umtrieben Antheil genommen. Er wurde ſpäter nach Berlin in die Hausvogtei gebracht, dann auf die Feſtung Kolberg, wo ſeine Frau und das einzige Kind, das ihm geblieben (zwei waren während ſeiner Küſtriner Haft geſtorben), nun zuſammen mit ihm in einer eignen Wohnung lebten, von der Penſion, die man ihm ausgeſetzt hatte. Am 8. September 1823 ſtarb ſeine Frau. Am 5. März 1825 erfolgte ſeine Freiſprechung. Er zog nun nach Freiburg,

wo er sich mit Emilie Hentsch, einer Freundin seiner verstorbenen Frau, verheirathete. Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. brachte ihm die erbetene Aufhebung der polizeilichen Einschränkung, die über ihn verhängt worden war. —

(Carl Euler, Jahn's Leben und Wirken.)

Im Jahre 1810 erschien sein „deutsches Volksthum", 1816 „die deutsche Turnkunst." „Jahn hat nicht nur durch sein Wort, sondern mehr noch durch die That zur Kräftigung des deutschen Volkes mitgewirkt, indem er der eigentliche Gründer des deutschen Turnwesens wurde. Wir kennen die so oft verspotteten Seltsamkeiten und Schroffheiten Jahn's, und sind weit entfernt, sie in Schutz nehmen zu wollen; aber wir lassen uns dadurch nicht blind machen für seine Tüchtigkeit. Was Jahn's Thätigkeit eine so hohe Bedeutung gibt, war die innige Verbindung des Turnens mit der vaterländischen Gesinnung. Die Jugend rüstig und wehrhaft zu machen zum Kampf für das Vaterland, das war sein Ziel. So gut preußisch er gesinnt war, so faßte er doch nicht ein beschränkt preußisches, sondern das ganze deutsche Vaterland ins Auge. — Die Eröffnung des Berliner Turnplatzes im Frühling 1811 steht deshalb in engster Beziehung zu der warmen Aufnahme, welche damals die altdeutschen Studien in Berlin fanden. Schon die frühere Thätigkeit der Romantiker hatte den Boden bereitet. Als August Zeune, nach von der Hagen's Versetzung nach Breslau, Vorlesungen über das Nibelungenlied hielt, hatte er Jahn's Turner zu Zuhörern. Die lebendige Begeisterung für Deutschlands alte Vergangenheit sollte den Muth stählen für die Erkämpfung einer besseren Zukunft. Max von Schenkendorf hat dieser Stimmung Worte gegeben in seinem ergreifenden 'Lied vom Rhein'."

(R. v. Raumer.)

Was die Erhebung des deutschen Volkes und die Sänger der Freiheitskriege hervorgerufen hat, ist mit in Folge des Aufrufs des Königs Friedrich Wilhelm III. an sein Volk, den 17. März, geschehen, wir lassen daher billig wenigstens einige Sätze daraus hier folgen:

„So wenig wie für Mein treues Volk, als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. —

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt, ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll vollenden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friederich. Bleibt eingedenk der Güter, die unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, gedenkt der Spanier und Portugiesen; selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und Mittel unserer Feinde. — Aber welche Opfer auch gefordert werden, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. — Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen!“

Die Dichter der Freiheitskriege.

Ernst Moritz Arndt, der Sänger von der Insel Rügen, dessen Lieder zu seiner Zeit auch als Heroldsrufe alle Herzen erhoben und entflammten, ist zu Schoritz am 26. December 1769 geboren. Von seinem Vater ausgebildet, machte er Reisen, und wurde 1806 Professor zu Greifswald. Wegen seiner Schriften gegen Napoleon mußte er aus Deutschland flüchten. Er ging nach Schweden, von wo er 1813 zurückkehrte, um am Kampfe gegen Frankreich Antheil zu nehmen. Er lebte in der Umgebung des Freiherrn von Stein und Gneisenau. Als nach dem Frieden die Universität Bonn errichtet wurde, erhielt er dort eine Professur der neueren Geschichte, wurde aber wegen vermeintlicher burschenschaftlicher Umtriebe in Untersuchung gezogen, zwar freigesprochen, aber in Ruhestand versetzt. Als König Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam, ward er wieder in sein Lehramt eingesetzt. Er starb im 91. Jahr seines Lebens am 31. Januar 1860 zu Bonn, wo dem Kämpfer für deutsche Sprache, Sitte und Ehre ein Denkmal gesetzt wurde. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: „Erinnerungen aus dem äußern Leben" 1840. „Geist der Zeit", 4 Theile 1807—18. „Von dem Wort und dem Kirchenlied, nebst geistlichen Liedern" 1819. „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" 1843. „Schriften für und an seine lieben Deutschen" 1845. „Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn v. Stein" 1858. „Gedichte", vollständige Sammlung 1860. (Goedeke.)

Theodor Körner, der Dichter von „Leyer und Schwert", wurde geboren am 23. September 1791 zu Dresden. Er studirte in Freiberg und später in Leipzig Bergwissenschaft, trat am 19. März 1813 in das Lützow'sche Corps der Frei-

willigen, und fiel am 26. Auguſt deſſelben Jahres in einem Gefecht bei Gadebuſch. An der Stelle, wo er die Todeswunde empfing, ließ ihm der Gutsbeſitzer Griffenhagen im Winter 1850—51 einen Granitobelisken als Denkmal errichten. Er war der Sohn des Freundes von Fr. Schiller. Leyer und Schwert erſchien 1814. Der Vater des Dichters hat eine dritte Auflage 1815 veranſtaltet. Eine Ausgabe ſeiner Werke wurde in Auftrag der Mutter des Dichters von K. Streckfuß, Berlin 1834, herausgegeben. „Seine Lieder erklangen im Jahr 1813 in den Reihen der Vaterlandskämpfer aller deutſchen Heere.“ (Vilmar.)

Max von Schenkendorf, geboren am 11. December 1793 zu Tilſit. Er ſtudirte Cameralia. In einem Piſtolenduell verlor er die rechte Hand und lernte nun mit der linken ſchreiben. Am 15. December 1812 verheirathete er ſich in Carlsruhe mit Henriette Eliſabeth Dittrichs, Wittwe David Barckley's. Jung Stilling war einer der Zeugen der Trauung. Schenkendorf wohnte der Schlacht bei Leipzig bei, indem er das Schwert in die Linke nahm. Sulpiz Boiſſerée ſchrieb am 24. October 1814 an Dr. Schmitz in Cöln: „Ich empfehle dir meinen Freund Max von Schenkendorf, er iſt einer von den grundbraven Preußen, ein angenehmer Dichter, und hat in dieſem Krieg gar hübſche Lieder gemacht.“ Durch Stein ward er bei der deutſchen Centralverwaltung der Kriegsbewaffnung in Frankfurt als Agent bei dem Großherzog von Baden in Karlsruhe ernannt. Im Jahre 1815 ward er Regierungsrath in Coblenz. Als nach der Schlacht bei Belle-Alliance die Glocken das Verſöhnungsfeſt des Friedens verkündigten, erſchienen 1815 Schenkendorf's Gedichte. Er ſollte eben verſetzt werden, als er am 11. December 1817 in Coblenz ſtarb.

„Einen leiseren, aber innigeren als Körner und oft rührend ergreifenden Ton stimmt Schenkendorf an, in welchem nicht so sehr die laute Kampfes- und Siegesfreude, als vielmehr die Vaterlands- und Heimathsfreude lebendig ist, und welcher entschiedener als Körner und selbst als Arndt auf die innigere Reinigung des deutschen Sinnes durch den christlichen Glauben hinweist, worin er viele Anklänge an Novalis hat. Sein Lied von den deutschen Städten, sein Bauernlied, Frühlingsgruß ans Vaterland u. a. müssen für alle Zeiten als treffliche Poesien gelten." (Vilmar.)

Die vollständigste Ausgabe seiner Gedichte erschien Stuttgart 1862, sein Leben von „A. Hagen 1863."

An seinem Geburts- und Sterbetag, den 11. December, wurde 1861 sein Denkmal in Coblenz enthüllt, wobei Geh. Regierungs-Rath Landfermann die Einweihungsrede hielt. Auf dem Piedestal von schwarzem Marmor, mit Schwert, Leier und Lorbeerkranz stehen die Worte E. M. Arndt's:

„Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land
Mächtig gesungen,
Daß Ehre auferstand,
Wo es erklungen."

„Ausgegangen von der Vaterlandsdichtung ist auch die Poesie von Friedrich Rückert, geb. am 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, gest. am 31. Januar 1866 auf seinem Gute Neuseß bei Coburg. In seinen „Geharnischten Sonetten", die zuerst durch Vermittlung von Joh. Heinr. Voß 1814 unter dem Titel: „Deutsche Gedichte von Freimund Raimar", erschienen, hat er einen Ton angestimmt, den man bis dahin aus Sonetten erklingen zu hören nicht gewohnt war. (Vilmar.)

V.

Die deutsche Alterthumswissenschaft.

Die deutsche Alterthumswissenschaft.

Die unmittelbaren Nachfolger der Romantiker in der Erforschung des deutschen Alterthums waren: Fr. H. von der Hagen, Joh. G. Büsching und J. Docen.

Friedrich Heinrich von der Hagen, geb. den 19. Februar 1780 zu Schmideberg in der Uckermark, gestorben den 11. Juni 1856 zu Berlin, studirte in Halle Rechtswissenschaft, hörte aber auch Vorlesungen Fr. Aug. Wolf's, des Meisters der klassischen Philologie. Er trat dann 1803 zu Berlin als Referendar in den Staatsdienst. In dem Jahre, als A. W. Schlegel dort seine Vorlesungen über Geschichte der deutschen Poesie hielt, befand sich v. d. Hagen unter seinen Zuhörern und wurde durch dieselben zur Herausgabe des Nibelungenlieds angeregt, und als 1810 die neubegründete Universität eröffnet wurde, erhielt er an derselben eine Professur der deutschen Sprache und Literatur, und führte das Altdeutsche in die Reihe der Universitätsstudien ein. Er gab „Gottfr. von Straßburg's Werke" heraus. Anderes in Gemeinschaft mit Büsching.

Johann Gustav Büsching, geboren den 19. Sept. 1783 zu Berlin als Sohn des berühmten Geographen, gestorben am 4. Mai 1829 zu Breslau. Er studirte in Erlangen und Halle gleichfalls Rechtswissenschaft und wurde 1806 Referendar in Berlin, wandte sich dann dem Studium der deutschen Alterthümer zu, wurde 1811 Archivar zu Breslau und 1817 ebendaselbst Professor der deutschen Alterthumswissenschaft. Mit v. d. Hagen gab er den „Grundriß der Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das 16. Jahrhundert" heraus.

Bernhard Joseph Docen, geboren zu Osnabrück am 1. October 1782, gestorben am 21. November 1828 zu München, studirte seit 1799 zuerst Medicin, dann Archäologie und Literatur zu Göttingen und Jena. Im Jahr 1803 kam er nach München, wo ihn besonders die Schätze des deutschen Alterthums anzogen. Er wurde auf der Kurfürstl. Hofbibliothek angestellt, und ward 1827 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er gab in Verbindung mit v. d. Hagen und Büsching das „Museum für altdeutsche Literatur und Kunst" 1809—1812 heraus.

Kein Name steht aber so epochemachend in der Geschichte der deutschen Alterthumswissenschaft, wie der Name der eigentlichen Gründer der deutschen Sprachforschung, der

Brüder Grimm.

Sie sind aus dem Kreise der Romantiker unmittelbar hervorgegangen, erfuhren die Einwirkung von Männern wie L. Tieck und A. W. Schlegel und waren mit Clemens Brentano und A. von Arnim innigst befreundet. In der „Zeitung für Einsiedler" haben sie einen Theil ihrer Erstlingsarbeiten niedergelegt. Jacob lieferte „Entstehung der Verlagspoesie" und „Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten." Wilhelm brachte Uebersetzungen aus dem Dänischen: „Das Lied von der Frau Grimhild", die Romanze „Klein Christel und ihre Mutter", „die Meerfrau", „Wimmering Tand", und „des Riesen Langbein und Wittig Wielands Sohn Kampf."

Es gibt wohl kein Brüderpaar, das so innig verbunden war. „In den langsam schleichenden Schuljahren", schreibt Jacob Grimm in der Rede auf seinen Bruder Wilhelm, „nahm uns ein Bett auf und ein Stübchen, da saßen

wir an einem und demſelben Tiſch arbeitend, hernach in der Studentenzeit ſtanden zwei Betten und zwei Tiſche in derſelben Stube, im ſpätern Leben noch immer zwei Arbeitstiſche in dem nämlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern nebeneinander, immer unter einem Dach, in gänzlicher unangefochten und ungeſtört beibehaltener Gemeinſchaft unſerer Habe und Bücher, mit Ausnahme weniger, die jedem gleich zur Hand liegen mußten und darum doppelt gekauft wurden."

Ueber das Leben der beiden Brüder ſind wir durch ſie ſelbſt unterrichtet: jeder von ihnen hat ſeine „Selbſtbiographie" in Juſti's heſſiſcher Gelehrten-Geſchichte niedergelegt, welche nach ihrem Tode ihren „Kleinen Schriften" einverleibt wurden.

Jacob Grimm, geboren am 4. Januar 1785 zu Hanau und erzogen in dem Städtchen Steinau, wo ſechs Jahre nach ſeiner Geburt ſein Vater zum Amtmann ernannt worden war. Seine Univerſitätsbildung erhielt er 1802—05 zu Marburg, wo er ſich der Jurisprudenz widmete, und Savigny einen bleibenden Einfluß auf ihn ausübte. Im Januar 1805 bekam er von Savigny aus Paris das Anerbieten, nach Paris zu kommen und ihm dort bei ſeinen literariſchen Arbeiten zu helfen. Wenig Wochen darauf ſaß Jacob Grimm im Poſtwagen nach Paris. „Was ich von Savigny empfing", ſchreibt er, „überwog bei weitem die Dienſte, die ich ihm leiſten konnte; durch eine öffentliche Anerkennung derſelben in der Vorrede zum erſten Bande der „Geſchichte des römiſchen Rechts" (Verlag von Mohr und Zimmer) hat er mir viele Jahre nachher die größte Freude bereitet." Im Jahr 1806 wurde er beim Kriegscollegium in Caſſel angeſtellt, 1808 zum Bibliothekar des Königs von Weſtfalen, 1809 zum Auditor ernannt. Im December 1813 ward er von ſeinem zurück-

gekehrten Landesherrn zum Legationssecretär bei der in das Hauptquartier der Alliirten entsandten Kurhessischen Gesandtschaft ernannt und machte als solcher 1814 den Feldzug gegen Frankreich mit, und sollte in Paris die Rückgabe der geraubten literarischen Schätze bewirken. Im April 1816 fand er eine Anstellung in Cassel als zweiter Bibliothekar. Im Jahr 1829 ward er als Professor und Bibliothekar nach Göttingen berufen, das er aber am 11. December 1837 wieder verlassen mußte, in Folge des mit sechs anderen Professoren unterzeichneten Protestes gegen das Patent des Königs Ernst August vom 1. November, durch welches das hannoversche Staatsgrundgesetz vom 26. September 1833 aufgehoben wurde. Darauf lebte er fast drei Jahre in Cassel und wurde dann vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen im November 1840 als Professor nach Berlin berufen, wo er am 20. September 1863 starb.

Seine bedeutendsten Werke sind: „Ueber den altdeutschen Meistergesang", 1811, „Deutsche Grammatik", 4 Theile 1819 bis 37, „Geschichte der deutschen Sprache", 2 Bände 1848. „Deutsche Mythologie" 1835 und „Rechtsalterthümer" 1828. Nach seinem Tode wurden herausgegeben: „Kleinere Schriften", 7 Bände 1864—71, deren 1. Band allgemeines Interesse in vorzüglicher Weise bietet.

Wilhelm Grimm, geboren zu Hanau den 28. Februar 1786, studirte von 1804—07 in Marburg Jurisprudenz, wurde 1814 Secretär an der kurfürstlichen Bibliothek des Museums in Cassel, verheirathete sich den 15. Mai 1825 mit Henriette Dorothea Wild, und wurde 1829 mit seinem Bruder nach Göttingen berufen als Unterbibliothekar, wurde später auch Professor, mußte aber, wie sein Bruder, aus gleicher Ursache, Göttingen 1837 wieder verlassen. Er lebte dann mit seinem Bruder in Cassel und wurde mit ihm 1840

nach Berlin berufen, wo er am 16. December 1859 ſtarb. Sein Sohn Hermann, das älteſte ſeiner drei Kinder, iſt der Verfaſſer von Michelangelo's Leben.

Seine bedeutendſten Werke ſind: „Altdäniſche Heldenlieder", Heidelberg 1811. „Deutſche Heldenſage" 1829, neue Ausgabe von Müllenhoff 1867. „Freidank" (1834), bedeutend vermehrt 1860. Auch von ihm erſchienen nach ſeinem Tode „Kleinere Schriften" in 3 Bänden, 1881—87.

Die Werke, welche die Brüder Grimm gemeinſchaftlich herausgaben, ſind folgende: „Kinder- und Hausmärchen", zwei Bände 1812, ein dritter Band, Anmerkungen und Literatur enthaltend, erſchien 1822. Ein Auszug der erſteren iſt allgemein verbreitet. „Deutſche Sagen", 2 Bände, 1816 und 1818. Neue Ausgabe 1865. „Lieder der alten Edda" 1815. Neue Ausgabe 1885. Und endlich das größte deutſche Nationalwerk, das wir beſitzen: „Deutſches Wörterbuch."

„Als die Brüder Grimm im Jahre 1837 wegen ihres Feſthaltens an der umgeſtürzten hannoverſchen Verfaſſung ihrer Aemter entſetzt worden waren, wurde ihnen von der Weidmann'ſchen Buchhandlung der Antrag gemacht, ihre „unfreiwillige Muße auszufüllen und ein neues, großes Wörterbuch der deutſchen Sprache abzufaſſen." Ueber den Plan und Fortgang des Werks erſtattete im Herbſt 1846 Wilh. Grimm Bericht auf der Verſammlung der Germaniſten in Frankfurt a. M.

„Das Wörterbuch ſoll die deutſche Sprache umfaſſen, wie ſie ſich in drei Jahrhunderten ausgebildet hat: es beginnt mit Luther und ſchließt mit Goethe. Zwei ſolche Männer, welche, wie die Sonne dieſes Jahres den edlen Wein, die deutſche Sprache beides feurig und lieblich gemacht haben, ſtehen mit Recht an dem Eingang und Ausgang. Die Werke der Schriftſteller, die zwiſchen beiden aufgetreten ſind, waren

sorgfältig auszuziehen, nichts Bedeutendes sollte zurückbleiben." Das Werk sollte weder eine bloße Sammlung der noch gebräuchlichen Wörter, noch auch ein Glossar zur Erläuterung veralteter Ausdrücke sein, sondern es sollte den ganzen Sprachschatz der letzten vier Jahrhunderte umfassen, in allen seinen Verzweigungen und in der vollständigen geschichtlichen Entwickelung der Bedeutungen. —

„Das Wörterbuch", sagt Jacob Grimm, „soll nicht bloß für Gelehrte sein, sondern allen Leuten dienen und im edelsten Sinne praktisch sein. Aber man darf nur nicht die fesselnde Gewalt eines nachhaltigen Füllhorns, wie man das Wörterbuch zu nennen pflegt, und den Dienst, den es thut, vergleichen mit dem ärmlichen eines dürren Hand-Lexikons, das ein paarmal im Jahr aus dem Staub unter der Bank hervorgelangt wird, um den Streit zu schlichten, welche von zwei schlechten Schreibungen den Vorzug verdiene, oder die steife Verdeutschung eines geläufigen fremden Ausdrucks aufzutreiben. Einem Uhrwerke gleich läßt sich das Wörterbuch für den Gebrauch des gemeinen Mannes nur mit derselben Genauigkeit einrichten, die auch der Astronom begehrt, und wenn es überhaupt nutzen soll, gibt es kein anderes als ein wissenschaftliches."

„Die streng alphabetisch geordneten Wörter werden in der Weise behandelt, daß eine etymologische Einleitung den Beginn macht. Daran schließt sich in gedrängter Kürze die Vorgeschichte des Wortes, während des althochdeutschen und mittelhochdeutschen Zeitraums, doch nur als Eingang zu der neuhochdeutschen Entwickelung des Wortes. Diese wird dann sowohl in Beziehung auf die Gestalt, als die Bedeutung des Wortes nach allen Seiten hin geboten mit der reichsten Fülle der Belege vom 15. Jahrhundert an bis auf unsere Tage. Während das Wörterbuch eine unschätzbare Quelle für die Erkenntniß unserer Sprache selbst ist, bietet es zugleich

ein lexikalisches Hülfsmittel für das Verständniß der älteren neuhochdeutschen Literatur, wie wir ein solches in den vorhandenen deutschen Wörterbüchern auch nicht von fern besessen hatten." (R. von Raumer.)

Der erste Band des Wörterbuchs der Brüder Grimm erschien 1854; nach ihrem Tode wird es fortgesetzt von M. Heyne, R. Hildebrand, M. Lexer, K. Waigand und E. Wülcker.

Wir schließen mit einigen Stellen des Vorworts (vom 2. März 1854) von Jacob Grimm:

„Ueber eines solchen Werkes Antritt muß, wenn es gedeihen soll, in der Höhe ein heilbringendes Gestirn schweben. Ich erkannte es im Einklang zweier Zeichen, die sonst einander abstehen, hier aber, von demselben innern Grunde getrieben, sich genähert hatten, in dem Aufschwung einer deutschen Philologie und in der Empfänglichkeit des Volkes für seine Muttersprache, wie sie beide bewegt wurden durch erstarkte Liebe zum Vaterland und untilgbare Begierde nach seiner festeren Einigung. Was haben wir denn Gemeinsames als unsere Sprache und Literatur? —

Unabläßig, nach jedem Vermögen, das in mir gelegen war, wollte ich zur Erkenntniß der deutschen Sprache kommen und ihr von vielen Seiten her ins Auge schauen; meine Blicke erhellten sich je länger je mehr und sind noch ungetrübt.

Aller eitlen Prahlsucht feind, darf ich behaupten, daß, gelinge es, das begonnene schwere Werk zu vollführen, der Ruhm unserer Sprache und unseres Volks, welche beide eins sind, dadurch erhöht sein werde.

„Deutsche geliebte Landsleute, welches Reichs, welches Glaubens ihr seied, tretet ein in die euch Allen aufgethane Halle eurer angestammten, uralten Sprache, lernet und heiliget

ſie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr. Noch reicht ſie über den Rhein in das Elſaß bis nach Lothringen, über die Eider tief in Schleswigholſtein, am Oſtſeegeſtade hin nach Riga und Reval, jenſeits der Karpathen in Siebenbürgens altdakiſches Gebiet. Auch zu euch, ihr ausgewanderten Deutſchen, über das ſalzige Meer gelangen wird das Buch und euch wehmüthige, liebliche Gedanken an die Heimathſprache eingeben oder befeſtigen, mit der ihr zugleich unſere und euere Dichter hinüber zieht, wie die engliſchen und ſpaniſchen in Amerika ewig fortleben."

VI.

Die bildende Kunſt.

Mit Geiſt und Hand das Schöne pflegen,
Gibt Sonnenſchein den Lebenswegen.

Die bildende Kunst.

Aus den Bestrebungen der romantischen Schule sind ferner auch die Blüthen unserer bildenden Kunst, besonders der Malerei, hervorgesproßt. Unter den Männern, deren romantischer Richtung man die Wiedererweckung der altdeutschen Baukunst und die neu erwachte Liebe zur mittelalterlichen Kunst überhaupt verdankt, nehmen die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée, sowie ihr Freund Bertram eine hervorragende Stelle ein.

Sulpiz Boisserée*), geboren zu Cöln den 2. August 1783, gestorben zu Bonn den 2. Mai 1854, hatte den Kaufmannstand, den er in Hamburg zu erlernen begonnen hatte, verlassen; sein Bruder Melchior, geboren zu Cöln den 22. April 1786, gestorben zu Bonn den 14. Mai 1851, hatte eine Erziehungsanstalt besucht an der holländischen Grenze. Sie waren ungefähr zu gleicher Zeit nach Cöln zurückgekehrt und betrieben nun Beide Privatstudien, um sich zum Besuch der Universität Jena vorzubereiten. Durch die großartigen Kirchen ihrer Vaterstadt, die sie von Kindheit an vor Augen gehabt, ward besonders Sulpiz für die alte Kirchenbaukunst eingenommen. Auf einer Reise durch Belgien hatte er zum erstenmal die herrlichen Denkmale mittelalterlicher Kunst kennen gelernt und wurde nun durch seinen sieben Jahre älteren Freund Bertram, der 1797 auf der Universität Erlangen

*) Der Vater der Boisserée's stammte aus Lüttich, die Mutter war eine geborene Brentano aus Cöln. Ein reicher kinderloser Oheim, Nicolas de Tongre, setzte den Vater zum Erben seines Handelsgeschäfts ein.

mit Vorliebe philoſophiſchen und äſthetiſchen Studien ſich gewidmet hatte, mit den Schriften bekannt, durch welche ſeit den letzten Jahren Männer wie Goethe, Tieck und die Brüder Schlegel die Theilnahme der gebildeten Welt auf die Kunſt zu lenken ſuchten. Nun hörte er, daß jetzt in Paris die berühmteſten Kunſtwerke der alten und chriſtlichen Zeit vereinigt zu finden ſeien. Das veranlaßte ihn mit ſeinem Bruder Melchior und ſeinem Freunde Bertram, auf deſſen kühnen Vorſchlag, im September 1803 eine Reiſe nach Paris zu unternehmen. Dort hatten ſie die Bekanntſchaft Friedrich Schlegels gemacht und wohlwollende Aufnahme bei ihm und ſeiner Frau gefunden. Sie machten ihm den Vorſchlag, ſie würden den Winter in Paris bleiben, wenn er ihnen Vorträge über Philoſophie und Literatur-Geſchichte alter und neuer Zeit halten und ſie in ſeine Wohnung aufnehmen wolle. Das geſchah; und im April 1804 überredeten ſie ihn, ſie nach Cöln zu begleiten. Schlegel fand in Cöln eine Stelle an einer höheren Lehranſtalt, hielt zugleich öffentliche Vorträge und trug den drei Freunden bis zum Jahr 1808 Philoſophie, deutſche Literatur, Univerſalgeſchichte, Naturrecht und Politik vor.

Während ihrer Abweſenheit von Cöln waren die aufgehobenen Klöſter und Kirchen geräumt und die Bilder, ſoweit ſie die Regierungsbevollmächtigten nicht mit Beſchlag belegt hatten, in ſchnödeſter Haſt an Händler und Trödler verkauft worden. Als ſie einſt mit Schlegel auf dem Neumarkt ſpazierten, begegneten ſie einer Tragbare mit allerlei Geräthe, worunter ſich ein altes Gemälde befand, auf dem die goldenen Scheine der Heiligen von ferne leuchteten. Es war die Kreuztragung mit den weinenden Frauen und der Veronika. Der Eigenthümer war froh das große Bild für den geforderten Preis an Sulpiz Boiſſerée loszu-

werden. Als sie das Bild in's elterliche Haus brachten, sah es seine Großmutter und sagte: „Da hast du ein bewegliches (rührendes) Bild gekauft, da hast du wohl daran gethan.“ Das war der Segensspruch zu dem Anfang einer folgenreichen Zukunft. Ihre Sammlung altdeutscher Gemälde wuchs bis zu 250 Stücken an. Im Jahre 1810, am 31. März, siedelten sie mit diesem Schatz nach Heidelberg über, um sie vor dem Einzuge Napoleon's in Cöln in Sicherheit zu bringen. Im Jahr 1814 hat auch Goethe die Sammlung in Heidelberg kennen gelernt und sich daran erfreut: „Die unschätzbare Boisserée'sche Sammlung hat uns einen neuen Begriff von früherer niederdeutscher Kunstmalerei gegeben, und so eine Lücke in der Kunstgeschichte ausgefüllt.“ Im Jahr 1819 brachten die Boisserée's ihre Sammlung nach Stuttgart, wo der König geeignete Gemächer für dieselbe einräumte. In ihnen haben Tausende von Besuchern Freude und Genuß gefunden. Im Jahre 1827 hat König Ludwig von Bayern die Sammlung angekauft und der Gallerie der Pinakothek einverleibt. J. N. Strixner hat sich ein unsterbliches Verdienst um die Vervielfältigung dieser Sammlung der alt-, nieder- und oberdeutschen Gemälde der Brüder S. und M. Boisserée und J. Bertram's erworben. „Die Theilnahme und Bewunderung, die der Sammlung gezollt wurde, erreichte eine Tragkraft, wie man es kaum bei Anlegung derselben erwartet hätte.“ (A. Hagen.)

„Im Winter 1808“, schreibt Sulpiz, „kam es in mir zu einer großen gewaltigen Gährung. Die Vorlesungen Fr. Schlegel's waren beendigt. Die Beschäftigung mit der Kunst, das Sammeln altdeutscher Gemälde und das Studium der Kunstgeschichte, besonders der mittelalterlichen Baukunst hatte meine Neigung immer mehr in Anspruch genommen. Nun warf ich mich zu Anfang dieses Jahres auch noch auf

die Ausmeſſung des Doms und begann leidenſchaftlich von einem Werk zu träumen, welches dieſes ſo traurig unterbrochene Denkmal deutſcher Größe im Bilde vollendet darſtellen ſollte. Dagegen erhoben ſich von Außen eine Menge Schwierigkeiten und Sorgen wegen der Mittel und Kräfte, eine kunſthiſtoriſche Laufbahn einzuſchlagen." In dieſer Zeit innerer Bedrängniß wurde ihm der Kunſtgenuß an muſikaliſchen Abenden, zu denen er, durch die Freundſchaft des Arztes ſeiner Familie, einmal in der Woche Zutritt fand, ein großes Labſal. „Welch ein ſeelenvolles Leben offenbart ſich im Geſang, welch eine reiche vielbewegte Welt entwickelt ſich in der dramatiſchen, welche Hoheit und Erhabenheit in der geiſtlichen Muſik!" So äußerte er ſich im Fragment ſeiner Selbſtbiographie. „Ich erkannte damals als Grundurſache der Kunſt überhaupt das mehr oder weniger bewußte Streben des Menſchen, nach Gottes Vorbild, eine neue Schöpfung zu ſeiner Verehrung hervorzubringen. Die Baukunſt ſchafft einen neuen Boden, einen neuen Wohnort, die Malerei und Bildhauerei bevölkern ihn mit neuen Geſtalten von Pflanzen, Thieren und Menſchen, die Muſik endlich erfüllt ihn mit neuen harmoniſchen Tönen, und trägt die Lob- und Bittgeſänge empor zum Dreieinigen Herrn des Himmels."

„Alle meine Beſtrebungen über die Kunſt, über die Weltgeſchichte und über den Gang des menſchlichen Geiſtes, von den früheſten Zeiten bis auf die unſrige, wieſen mich auf den Aufſchwung zum Höheren hin, den alle gebildeten Völker verſucht haben und nicht aufhören zu verſuchen, gleichſam in einem unendlichen Bau an der Stadt Gottes auf Erden."

„Es iſt begreiflich, daß ich bei dieſer Richtung meine begeiſterten Ergüſſe mit einem Verſuch beſchloß, die Vollendung des Cölner Domes ſeiner hohen Bedeutung nach in meiner poetiſchen Proſa darzuſtellen."

Im Jahre 1808 waren die Messungen und Zeichnungen des Domes begonnen worden; 1824 waren die beiden ersten Lieferungen mit der Geschichte und Beschreibung des Domes im Druck vollendet; nach 23 Jahren, zu Anfang des Jahres 1831, erschien die letzte Lieferung. Im Jahre 1842 erschien eine zweite umgearbeitete Ausgabe in München, und zugleich, da das große Kupferwerk nicht Jedermann zugänglich war, eine Ausgabe der Geschichte und Beschreibung des Domes in bequemerer Gestalt, mit einigen kleineren Abbildungen. Das Werk ist in beiden Ausgaben dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gewidmet. Im Jahre 1842 ward der Grundstein zum Weiterbau des Domes gelegt.

Wir theilen hier eine Stelle aus dem Vorwort Sulpiz Boisserée's mit. „Es gibt kein Gebäude in Deutschland, ja ich darf sagen in der Welt, welches auf eine so eigenthümliche Weise und in so hohem Grade zugleich Bewunderung und Schmerz erregt als der Dom von Cöln. Bewunderung, weil es dem Gedanken wie der Ausführung nach eines der großartigsten, kunstreichsten, bedeutsamsten Denkmale aller Zeiten ist. Schmerz aber erregt es, weil die herrliche Anlage unvollendet, weil zwischen Thurm und Chor eine gewaltige Kluft, und der Thurm selbst ein Bruchstück geblieben ist, auf welchem der Krahn nun schon seit mehr als dreihundert Jahren des weiteren Fortbaues wartet.

Ich war von diesen Gefühlen, mit denen sich die lebhafte Mahnung an das gleiche Schicksal des deutschen Vaterlandes befand, tief ergriffen, als ich zu Anfang des Jahres 1808 Messungen und Zeichnungen von dem Dom unternahm. Ich wollte im Bilde auszuführen suchen, was das Mißgeschick der Zeiten in der Wirklichkeit nicht hatte zu Stande kommen lassen; um wenigstens einen anschaulichen Begriff von dem ganzen Werke, in seiner ursprünglich entworfenen Voll-

ständigkeit zu geben, und dadurch ein Andenken von dem großen Sinn und der hohen Kunst der Vorfahren zu stiften. War doch das Gebäude in allen seinen wesentlichen Theilen nach einem und demselben Plan angelegt, und besaß man noch eine Abbildung des ersten Entwurfs der Hauptthürme, so daß ich hoffen durfte, aus dem Bestehenden und Beabsichtigten ein Ganzes von der vollkommensten Einheit herstellen zu können, wie es aus dem Geist des Baumeisters hervorgegangen. — Die Schwierigkeiten und Aufopferungen, die mit dieser Aufgabe verbunden waren, haben einen großen Theil meines Lebens in Anspruch genommen. — Indessen, so schwierig das Unternehmen, so förderlich und erfreulich waren auch wieder die Theilnahme und die glücklichen Ereignisse, die ich dabei erlebte. Unter den sehr ungünstigen Verhältnissen der ersten Zeit ermunterte mich die Theilnahme, die mir von meinem Bruder Melchior und unserem Freunde Bertram, die mir von Männern wie Wallraff, Graf Reinhard, Goethe, Rapp und Cotta gewährt wurde, welcher Letztere die Geldmittel zur Ausführung darbot. Nun aber in meinen älteren Tagen, nachdem die Meisten, die mir früher Anerkennung und freundliche Hülfe bewiesen, schon von uns geschieden sind, geht noch mein Jugendwunsch in Erfüllung: der Fortbau des Doms wird von einem mächtigen, geistvollen Fürsten mit Neigung und Großmuth gefördert, und überall zeigt sich Sinn und Geist für die thätige Mitwirkung, als zu einem gemeinsamen Denkmal des deutschen Vaterlandes."

„Wer möchte in diesem Umschwung der Dinge und der Gesinnungen nicht die Hand Desjenigen erkennen, Dem von Allem, was die Menschen Großes und Gutes erstreben und bewirken, allein die Ehre gebührt. Wer möchte nicht hoffen, daß darin — wenn man von Uebermuth fern in Ernst und

Gottvertrauen beharrt — das Anzeichen einer glücklicheren Zukunft für unsere Nachkommen liege."

Peter von Cornelius, der größte Maler dieses Zeitalters, ist in Düsseldorf geboren am 23. September 1783, gestorben in Berlin am 6. März 1867. „Wenn anerkanntermaßen große Geister ebenso sehr durch ihre Zeit bestimmt werden, als auf sie einwirken, so möchte ich Cornelius den edelsten und reinsten Romantiker nennen", sagt M. A. von Bethmann-Hollweg. Nachdem sein Vater, Maler und Inspector der Gemäldegallerie in Düsseldorf, 1799, und seine Mutter, die ihn mit christlicher Liebe erzogen, 1809 gestorben waren, ging er nach Frankfurt a. M., wo er die Bilder zum Faust, der damals alle Welt begeisterte, begann, und Goethe, dessen Schriften neben der Bibel seine Hauptlectüre waren, widmete. An seinem Verleger Wenner fand er einen Freund, der ihm die Mittel verschaffte, 1811 nach Rom zu gehen, wo er mit Overbeck, Ph. Veit und W. Schadow, sowie Koch zusammen lebte. Vor der Vollendung seines letzten Faustblattes war er an die Nibelungen gerathen, die seine patriotische Stimmung in der Zeit der Freiheitskriege noch mehr ansprachen, und hatte sie bis auf das Titelblatt vollendet, ehe er zum Faust zurückkehrte. Der Sommer 1813 hatte die Deutschen in Rom so in Aufregung versetzt, daß Cornelius zurückkehren und in's Heer eintreten wollte; nur mit Mühe ward er davon abgebracht. Die acht ersten Blätter zum Faust wurden von Ferd. Ruscheweyh, die vier weiteren von Jul. Thäter gestochen, sie erschienen 1817 bei Wenner in Frankfurt. Die Bilder zum Nibelungenlied wurden von Lips, Ritter, Amsler und K. Barth gestochen. Im Jahre 1814 hatte sich Cornelius mit einer Römerin verheirathet. Am 3. November 1814 schrieb er an Görres: „Die Wiedereinführung der

Fresco-Malerei halte ich für das kräftigste, ich möchte sagen, das unfehlbare Mittel, der deutschen Kunst ein Fundament zu einer neuen, dem großen Zeitalter und dem Geist der Nation angemessenen Richtung, zu geben. — Ist aber der Geist Gottes nicht mit der Kunst, so helfen alle andern Mittel nichts. Diesen Geist vorausgesetzt, ist die Fresco-Malerei so recht geeignet, alle Elemente der Kunst auf's Freieste und Größte in sich aufzunehmen, und, statt auf dem Weg des leeren Eklekticismus bloß unvereinbare Aeußerlichkeiten vereinen zu wollen, zieht sie wie in einem Brennpunkt die von Gott ausströmenden Lebensstrahlen zu einem glühenden Brande zusammen, der wohlthätig die Welt erleuchtet und erwärmt. In geistiger und körperlicher Hinsicht gehören ihre Werke demjenigen Fleck der Erde an, wo sie entstanden; sie sind mit Gott, Natur und der Zeit und dem umgebenden Leben im schönsten Einklang, und kein gebildeter Barbar führt sie weg, sie gleichen einem edlen trefflichen Manne, dessen Kraft und hoher Werth der Menschheit im Allgemeinen ein Segen, eine Freude ist. Doch gehört der schönste wirksamste Theil, die zärtlichste Beziehung seines Lebens, einem kleinen nähern Kreise gewählter Herzen an, die ihn so eigentlich denn doch besitzen. So wäre denn zur Beförderung eines guten Anfangs dieser Sache nichts wünschenswerther und einer kräftigen Verwendung würdiger, als daß man denjenigen, die die Wahrheit in der Kunst mit tapferm Herzen ergriffen, und im Kampf ihre Kräfte vermehrt und gebildet, dasjenige Vertrauen schenkte, was sie verdienen, und so vereinte Kräfte, ihrem einstimmigen Wunsche gemäß, zu einer großen würdigen ausgedehnten Arbeit in einem öffentlichen Gebäude irgend einer deutschen Stadt gebrauche. Das öffentliche Leben ist ja so arm an allem edlen Schmuck, und so viel Talent und Kraft verzehrt sich in unbefriedigter Sehn-

ſucht nach Thätigkeit und Anwendung; denn was hilft's, daß ein Licht unter einem Scheffel brenne, und es ſoll leuchten vor der Welt; denn es iſt Finſterniß genug in derſelben. Käme aber mein Vorſchlag in Erfüllung, ſo glaube ich vorausſagen zu dürfen, daß dieſes gleichſam das Flammenzeichen auf den Bergen zu einem neuen edlen Aufruhr in der Kunſt gäbe; dann würden ſich in Kurzem Kräfte zeigen, die man unſerm beſcheidenen Volke in dieſer Kunſt nicht zugetraut; Schulen würden entſtehen im alten Geiſt, die ihre wahrhaft hohe Kunſt mit wirkſamer Kraft in's Herz der Nation, in's volle Menſchenleben ergöſſen und es ſchmückten, ſo daß von den Wänden der hohen Dome, der ſtillen Kapellen und einſamer Klöſter, den Rath- und Kaufhäuſern und Hallen herab alte vaterländiſche befreundete Geſtalten in neuerſtandener friſcher Lebensfülle, in holder Farbenſprache, auch dem Geſchlechte ſagten, daß der alte Glaube, die alte Liebe und mit ihnen die alte Kraft der Väter wieder erwacht ſei."

Als der preußiſche Conſul Bartholdy 1815 nach Rom kam, malte Cornelius für ihn die Scenen aus der Geſchichte Joſeph's: die Auslegung des Traums und das Wiederſehen ſeiner Brüder; dann für den Marcheſe Maſſimo Bilder aus Dante, von welchen das, welches Dante, in Unterredung mit Petrus, Jacobus und Johannes, in Unterredung mit Adam, Stephanus, Moſes und Paulus, darſtellt, zum Großartigſten gehört, was er componirt hat.

Niebuhr war 1816 als preußiſcher Geſandter nach Rom gekommen und bildete nun den geiſtigen Mittelpunkt für die deutſchen Künſtler.

Im Jahr 1818 kam Kronprinz Ludwig von Bayern nach Rom und übertrug Cornelius die Ausſchmückung zweier Säle für die neu erbaute Glyptothek, den „Götterſaal" mit den homeriſchen Göttern und den „Trojaniſchen Saal" mit

der Heroenwelt. So ward ſeine Sehnſucht geſtillt: „heim zu gelangen ins Land der Väter.“ Im Herbſt dieſes Jahres ſiedelte er nach München über. Dort traf ihn die Ernennung zum Director der Academie in Düſſeldorf. Der König Ludwig erlangte es jedoch von der preußiſchen Regierung, daß Cornelius verſtattet wurde, ſich während des Sommers in München aufzuhalten, um die zwei Säle der Glyptothek zu malen, was dann von 1820—25 geſchah. Im Jahr 1825 ward er zum Director der Academie in München ernannt; 1830 ging er nach Rom, um die Cartons zum jüngſten Gericht für die Ludwigskirche dort auszuführen.

Im Jahre 1841 wurde er von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen, wo er am 22. April eintraf. Seine erſte Arbeit war die Zeichnung zu dem Glaubensſchild, den der König, als Taufpathe des Prinzen von Wales, demſelben ſchenkte. 1843 ging er wieder auf ein Jahr nach Rom, um zur Ausführung des weiteren Auftrags des Königs, die Bilder zur Begräbnißhalle, zu ſchreiten. Die Gemälde, deren Entwürfe vorliegen — ſie ſind in elf Blättern bei Wigand in Leipzig erſchienen —, ſind nicht zur Ausführung gekommen, die politiſchen Stürme der Jahre 1848 und 49 haben das Project geſtört.

„Der Gegenſtand des Bildercyclus ſind die allgemeinen und höchſten Schickſale des Menſchengeſchlechts nach der Weltanſchauung der heiligen Bücher des Chriſtenthums.“ Es iſt die Darſtellung des Rathſchluſſes Gottes im Alten und im Neuen Teſtament, die Gründung der chriſtlichen Kirche, ihre Entwicklung und Vollendung in der Erſcheinung Chriſti zum Gericht, was dieſe Bilder in großartiger Weiſe den Augen des Beſchauers vorführen.

„Größeres hat Cornelius nicht geſchaffen, ja größeres iſt von deutſcher Künſtlerhand überhaupt niemals hervor-

gebracht worden. — Das Campo santo wurde als ein quadratisches Peristyl von 180' Länge an jeder Seite intendirt. Die architektonisch ungegliederten und nur von einigen Eingängen durchbrochenen Wände sollten durchaus mit Fresken so geschmückt werden, daß immer je ein größeres Gemäldefeld aus einer Hauptdarstellung, einem Lünettenbilde und einer schmalen Predella bestehend, mit je einem Gruppenbilde der „acht Seligkeiten" wechseln sollte, welches letztere, plastisch gedacht, sich vom nischenartigen Hintergrunde abhob. Die Comportemente sollten dann von reichem Ornament umrahmt und durch dasselbe zu einem Ganzen verbunden werden, in welchem architektonischen, plastischen und malerischen Anforderungen durch den Pinsel allein genügt würde. Ohne irgendwo aus der nothwendigen Unterordnung sich zu erheben, verräth das gediegene Ornament ein decoratives Talent des Meisters, wie es selten wird gefunden werden, und die Füllungen der Pilaster und Bogenwinkel, die candelaberartigen Säulchen und besonders die Piedestale der Gruppen der „Seligkeiten" gehören zu den besten Schöpfungen dieser Art. Was die Gruppen selbst betrifft, so hätten sie nicht blos die Münchner Bildhauer, sondern sogar R a u c h am liebsten gleich in Marmor ausgeführt, so gründlich verstanden offenbarten sich in ihnen die plastischen Bedingungen der Gruppenbildung trotz des hohen malerischen Reizes, besonders der Frauengestalten. Die Entwürfe zu den eigentlichen Gemälden aber erhoben sich fast insgesammt über die Wandbilder der Ludwigskirche, obwohl auch hier einige durch besondere Bedeutung hervorstrahlten, wie die Anbetung der Könige, die Trauer um den Leichnam Christi, die Ehebrecherin vor Christus, der barmherzige Samaritaner, die Erweckung des Jünglings zu Nain, die Auferweckung des Lazarus, die Steinigung des Stephanus und die vier apokalyptischen Reiter. 'Jeder Athemzug bei dieser

Arbeit ist mir eine tiefe Seligkeit, ich habe das glücklichste Jahr meines Lebens dabei verlebt', sagt Cornelius."

(Franz Reber.)

Der Freund von Cornelius, welcher noch mehr als er von der Romantik ausgegangen, ist Friedrich Overbeck aus Lübeck, geboren den 3. Juli 1789, gestorben 12. November 1869 zu Rom. Sein Vater, Senator, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und unterrichtete ihn in den Lehren der christlichen Religion. Er wurde dann von ihm nach Wien geschickt, der damals am meisten blühenden Academie. Im Jahre 1810 kam er nach Rom. Er erwählte sich mit seinen Freunden das eingegangene Kloster San Isidoro, um in den verlassenen Zellen die Werkstätte aufzuschlagen, denn ihre Kunst sollte auf Religion gegründet sein. Ihr Streben ging dahin, eine Malerkunst ins Leben zu rufen, die zur Verherrlichung des höhern Lebens diente, damit in ernster Weihe der Wahrheit ein größeres Feld eröffnet werde, und die Größe und Tiefe des deutschen Geistes sich mehr und mehr kundgebe. Die monumentalen Eindrücke seiner Vaterstadt, die zu den reichsten Städten an mittelalterlichen Kunstschätzen gehörte, drängten ihn zur romantischen Richtung. In einem Briefe an A. Kestner schreibt er: „Lebhaft tritt die schöne Zeit wieder vor meine Seele, da ich Sie in Lübeck kennen lernte, da ich gegen Sie zuerst meine Gefühle über die Kunst schüchtern zu äußern wagte, da Sie mir zuerst, wenn wir des Abends im Laubgang auf- und abgingen, wie ein Engel vom Himmel Worte der Seligkeit sprachen, über Malerei und Dichtkunst, Dinge, die ich bis dahin aus keines Menschen Munde gehört hatte, und in denen ich doch so ganz mein eigenes Herz wiederfand. — Meine ganze Phantasie war ausgefüllt mit Madonnen und Christusbildern." Im Jahr 1814 trat er und seine Freunde

von San Isidoro zum Katholicismus über. Abgesehen von vielen Mißgriffen und einem oft blinden Eifer müssen wir ihrem regen Willen und unermüdlichen Ringen nach dem gesetzten Ziele alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie malten keine Bildnisse, sie neigten sich nicht dem Zeitgeschmacke zu, um ihre Stellung zu verbessern. Und sie drangen endlich durch und nöthigten selbst ihren Gegnern Achtung ab. Wie ernst sie es sich werden ließen, lehrt schon allein die Wiedererfindung der Fresco-Malerei. In ihr, so behauptet Wilhelm Schadow, sei das Höchste entstanden, was die Malerei geleistet. Es ist die Malerei, die Michel Angelo besonders liebte.

Im Jahr 1818 hat sich Overbeck verheirathet, mit Ninna Zartl — einen Sohn hat er frühe verloren.

Seine vorzüglichsten Arbeiten sind: Der Einzug Christi in Jerusalem, das er in Wien schon angefangen und mit nach Rom gebracht hatte, aber erst nach 20 Jahren vollendete, und das 1827 seinen Platz in der Marienkirche seiner Vaterstadt fand. Dann „die Anbetung der Könige" für den König Ludwig von Bayern. Für Bartholdy al fresco der Verkauf Joseph's. Im Jahre 1840 vollendete er sein größtes Oelgemälde, im Auftrag des Städel'schen Instituts in Frankfurt a. M.: „Triumph der Religion in den Künsten." Sein letztes großes Werk sind die für den Baron Lotzbeck gezeichneten „vierzig Bilder zu den Evangelien", die in Kupfer gestochen wurden.

Die Brüder Franz und Johann Riepenhausen, Maler und Kupferstecher aus Göttingen, wurden noch vor Cornelius und Overbeck vom Hauche der Romantik berührt, namentlich in ihrem „Leben und Tod der heiligen Genoveva", in vierzehn Blättern, Frankfurt a. M., 1806.

Franz Riepenhausen ist geboren 1786, gestorben in Rom den 3. Januar 1831.

Johann Riepenhausen, geboren 1788 und gestorben September 1860 in Rom, wohin sie beide im Jahre 1805 mit Friedr. Tieck und Karl Friedr. von Rumohr gekommen waren. Sie waren Söhne des Kupferstechers der Universität Göttingen, der durch die geistreiche Nachbildung der Werke des Hogarth bekannt ist.

A. Kestner,*) Dr. phil., der hannoversche Legationsrath, Sohn des Archivars und Hofraths J. Chr. Kestner und Charlotte, der schönen Tochter des Deutschordens-Amtmanns Buff aus Wetzlar, aus Goethe's Jugendfreundschaft bekannt —, geboren am 28. November 1777, gestorben am 5. Januar 1853, schreibt: „Es gehört zu meinen schätzbarsten Erinnerungen, als ich eine Anzahl Zeichnungen der Brüder Riepenhausen nach Giotto, Simon Memmi, Masoccio, Ghirlandaio, P. Perugino u. A., welche sie mir zu copiren erlaubt hatten, auf einer Vergnügungsreise nach Lübeck brachte, wo ich dem 15jährigen Overbeck durch diese Blätter eine neue Welt eröffnete. Unter ihren zahlreichen Werken ist ihr Nachruhm gegründet worden durch ihre mit großem Erfolg unternommene Herstellung des berühmten Gemäldes der Lesche zu Delphi, von Polygnot, welche durch ein ausgedehntes und schönes Kupferwerk zu allgemeiner Kunde gekommen ist. Es ist allgemein anerkannt, daß es wenigen Künstlern gegeben war, mit solcher Correctheit, Leichtigkeit und Grazie im Geiste der Alten zu componiren. Ihr Werk hat zugleich zur Be-

*) Kestner ist Stifter des Archäologischen Instituts in Rom. Wir machen auf seine „Römische Studien", Berlin 1850, aufmerksam und verweisen im Uebrigen auf die Darstellung seines Lebens, welche in Dr. Otto Mejer's „Biographisches. Gesammelte Aufsätze." Freiburg 1886, enthalten ist.

fruchtung der Wissenschaft beigetragen, indem es einen großen Dichter und einen großen Philologen, Goethe und Welcker, anzog, und sie bewog, ihre antiquarischen Untersuchungen mit dem Riepenhausen'schen Werke zu verbinden.

Die Musik,

welche in der Epoche der deutschen Romantik nicht weniger als die andern Künste reife Früchte gebracht hat, soll den Beschluß unserer Einleitung zur Geschichte der Romantiker bilden, und wir glauben dies am besten mit den Worten H. von Treitschke's (aus dem 2. Band der deutschen Geschichte) zu thun.

„Die Tonkunst stand dem deutschen Genius von jeher am nächsten; in ihr bethätigte sich der Formensinn der Germanen immer mit naiver Ursprünglichkeit, ganz ungetrübt durch jene leidige Kritik, die ihn sonst so oft im freien Schaffen störte. Sie blieb den Deutschen treu, auch als unser geistiges Leben fast erstorben schien; selbst während des öden Jahrhunderts, das dem westfälischen Frieden voranging, erhob sich das Herz an den seelenvollen Klängen des lutherischen Kirchenliedes. Nachher, in einer Zeit, da die neue Bildung der Nation kaum im Entstehen war, schufen Händel und Bach ihre classischen Werke, bis endlich während der Blüthezeit unserer Dichtung die deutsche Musik durch Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven zu einer Höhe emporgehoben wurde, die kein anderes Volk je erreicht hat.

Die Entwickelung unserer Musik trug von Haus aus einen rein nationalen Charakter, sie konnte daher auch von romantischen Stimmungen und den großen Ereignissen der Zeit nicht unberührt bleiben. Gleich nach dem Kriege 1813 gab

Karl Maria von Weber dem Schwertliede, dem Liede von Lützow's wilder Jagd und anderen Gesängen Körner's, die musikalische Gestaltung, die ihnen erst die Unvergänglichkeit sicherte und in Tausenden junger Herzen die Begeisterung der Befreiungskriege wachhielt. Recht aus dem Herzen seines Volkes heraus schuf er die erste deutsche romantische Oper, den Freischütz, ein Werk voll jugendlicher Frische, das alle Lust und allen Spuk des deutschen Waldes so naiv und treu schildert, daß die Nachwelt sich heute kaum vorstellen kann, es hätte jemals eine Zeit gegeben, da der deutsche Waidmann noch nicht zu den Klängen des Waldhorns sang: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?“

Leben der Romantiker

und ihre

Briefe an Johann Georg Zimmer.

I.

Ludwig Achim von Arnim.

„Ihr Freunde wißt, daß ich von keiner Schule,
Daß ich um keines Menſchen Beifall buhle;
Ihr wißt, daß wir uns oft um Wahrheit ſtritten,
Und keinen Irrthum an einander litten“

Arnim.

Ludwig Achim von Arnim

ist in Berlin geboren am 26. Januar 1781. Er studirte Naturwissenschaften in Halle und Göttingen, und gab 1799 eine Schrift über „Theorie der electrischen Erscheinungen" heraus. Er machte dann Reisen in Deutschland, der Schweiz, Oberitalien, Frankreich und England. Mit Clemens Brentano wurde er schon früh bekannt: zuerst sah er ihn in Jena, dann im September 1799 bei Savigny auf dessen Gut „Trages" bei Gelnhausen, und im Jahre 1804 war Brentano bei ihm in Berlin. — „Arnim war männlich schön, von edlem hohem Wuchse, freimüthig, feurig und doch mild, wacker, zuverlässig und ehrenhaft in seinem ganzen Wesen und treu gegen die Freunde. Er war in der That, was Andere durch mittelalterlichen Aufputz gern scheinen wollten: eine ritterliche Erscheinung im besten Sinne des Worts." „Der Arnim sieht doch königlich aus, er ist nicht in der Welt zum zweitenmal", äußerte einmal Bettina gegen Clemens. „Er hat die Romantik am reinsten und gesündesten repräsentirt; nicht als ob er der schulgerechteste unter ihnen gewesen — er stand vielmehr der eigentlichen Schule vielleicht am entferntesten —, sondern durch den Grundton, den er in allen seinen Dichtungen angeschlagen; wir meinen die Unabhängigkeit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung, die ihn weit über die Andern erhob."

In Heidelberg traf er mit Clemens Brentano und Görres im Jahre 1806 zusammen. „Sie bewohnten im „Faulpelz", einer ehrbaren aber obscuren Kneipe am Schloßberg, einen großen luftigen Saal, dessen sechs Fenster mit der Aussicht über Stadt und Land die herrlichsten Wand-

gemälde, das herüberfunkelnde Zifferblatt des Kirchthurms ihre Stockuhr vorstellte; sonst war wenig von Pracht oder Hausgeräthe darin zu bemerken. Arnim und Brentano verhielten sich zu Görres eigentlich wie fahrende Schüler zum Meister, untereinander aber wie ein seltsames Ehepaar, wovon der ruhige mild-ernste Arnim den Mann, der ewig bewegliche Brentano den weiblichen Part machte. Arnim gehörte zu den seltenen Dichternaturen, die, wie Goethe, ihre poetische Weltansicht jederzeit von der Wirklichkeit zu sondern wissen, und daher besonnen über dem Leben stehen und dieses frei als ein Kunstwerk behandeln." (Eichendorff.)

„Arnim und Brentano waren in manchen Beziehungen verwandte Naturen, so verschieden sie bei näherer Betrachtung in andern erscheinen. Mit einem überströmenden Reichthum von dichterischer Phantasie und Empfindung ausgestattet, schlossen sie sich der romantischen Schule an. Sie theilten mit deren Häuptern die schwärmerische Verehrung Goethe's und die Liebe zur ältern deutschen Poesie. Aber von dem blos literarischen Treiben und der ästhetischen Kritik fühlten sie sich mehr abgestoßen als angezogen. Sie wandten sich vielmehr bald dem wirklichen Volksleben zu und der Poesie, die dieses durchdringt. In der Freude am Volksthümlichen begegneten sie sich, und sammelten auf ihren Hin- und Herzügen eifrig alte und neue Volkslieder. Bis zum Jahre 1808 blieben sie meist zusammen in Heidelberg, wo ihr gemeinschaftliches, einflußreichstes Werk: „Des Knaben Wunderhorn" zum Abschluß kam, und von wo auch das Unternehmen ausging, durch welches sie die Freunde der alten deutschen Art unter Eine Fahne sammelten: „die Zeitung für Einsiedler". Heidelberg war wohl dazu gemacht, ein dichterisches Gemüth mit alter deutscher Freude zu erfüllen, und zugleich mit dem Schmerz über den Verlust

einer großen deutschen Vergangenheit. Es ist uns bei den Schriften von Görres, Arnim und Brentano bisweilen, als hörten wir den Neckar rauschen und sähen die Trümmer des alten Schlosses über die prachtvollen Bäume herabblicken."

„Durch Brentano's verwandtschaftliche Beziehungen erweiterte sich der Kreis der Heidelberger Freunde über Heidelberg hinaus. Im Jahre 1804 nämlich hatte Savigny, der große Rechtslehrer zu Marburg, Brentano's Schwester Kunigunde geheirathet, und so knüpfte sich die Freundschaft an, die bald Brentano und dessen geistvolle Schwester Bettina mit Savigny's reich begabten Schülern Jacob und Wilhelm Grimm verband, die sich auch von Brentano's Freund Arnim besonders angezogen fühlten, der sich mit Brentano's Schwester Bettina am 11. März 1811 vermählte." (R. v. Raumer.)

Von seiner Verheirathung an lebte Arnim mit seiner Frau nun meist in Berlin oder auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme in der Mark Brandenburg. Fünf Knaben und drei Mädchen gingen aus ihrer Ehe hervor.

Am 21. Januar 1831 starb Achim von Arnim am Nervenschlag auf seinem Gute Wiepersdorf. — „Keiner seiner Söhne hat dem edlen Vater ein würdiges Erinnerungsdenkmal zu errichten vermocht." (J. F. Böhmer.)

Im Jahre 1806 erschien die Frucht von Arnim's und Brentano's regem Sammeleifer:

„Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano. Im Verlag von Mohr & Zimmer in Heidelberg."

Das Werk ist Goethe gewidmet und schließt mit einer Abhandlung Arnim's: Von Volksliedern, an Herrn Kapellmeister Reichardt, und mit einer Nachschrift an den Leser. Im Jahre 1808 folgte ein zweiter und dritter Band. Aus Arnim's Nachlaß wurde 1854 in Berlin ein 4. Band herausgegeben.

Die Abhandlung Arnim's im ersten Band ist dazu bestimmt, die Grundansichten der Herausgeber mitzutheilen. „Er thut dies in seiner geistvollen Weise, die bald das Tiefsinnigste mit wunderbarer Klarheit ausspricht, bald wieder in die seltsamsten Grillen verfällt und in gestaltlosen Nebel sich auflöst. Das Fortleben des Volksliedes vergleicht er mit den Wäldern unsrer Berge.“ 'O mein Gott, wo sind die alten Bäume, unter denen wir noch gestern ruhten, die uralten Zeichen fester Grenzen. Was ist damit geschehen, was geschieht? Fast vergessen sind sie schon unter dem Volke, schmerzlich stoßen wir uns an ihren Wurzeln. Ist der Scheitel hoher Berge nur einmal ganz abgeholzt, so treibt der Regen die Erde hinunter, es wächst da kein Holz wieder; daß Deutschland nicht so weit verwirthschaftet werde, sei unser Bemühen.'

Trefflich spricht er über den einfachen seelenvollen Gesang: 'Mit großer Bravour können wohl die vortrefflichen Kunstsänger ihren Kram ausschreien und ausstöhnen, man versuche sie nur nicht mit einem Volksliede, da verfliegt das Unechte; laßt sie auch nicht mit einander reden, sie singen wohl noch mit einander, aber mit dem Sprechen geht der Teufel los. — Wollt ihr Sänger uns mit der Instrumentalität eurer Kehle durch Himmel und Hölle ängstigen, denkt doch daran, daß dicht vor euch ein großes physicalisches Cabinet von geraden und krummen, hölzernen und blechernen Röhren und Instrumenten steht, die alle einen höheren, helleren, dauernderen, wechselndern Ton geben als ihr, daß aber das Abbild des höchsten Lebens oder das höchste Leben selbst, Sinn und Wort vom Ton menschlich getragen, auch einzig nur aus dem Munde des Menschen sich offenbaren könne.' „Dem Volke selbst sucht Arnim abzulauschen, was dessen Gemüth erfüllt, dessen Seele bewegt. Hier begegnet er sich mit Clemens Brentano. Denn obwohl dieser Katholik war, Arnim

Protestant, wollten doch Beide nichts wissen von dem blos ästhetischen Christenthum, das damals Mode wurde; sondern gingen den Spuren schlichter Frömmigkeit nach. Und 'ein Streit des Glaubens', sagt Arnim, 'wird der Begeisterung Wahnsinn, weil da der Streit aufhört, wo der Glaube anfängt.' Ihr damaliges gemeinsames Streben faßte Arnim in die Worte zusammen: 'Wir wollen wenigstens die Grundstücke legen, was über unsere Kräfte, andeuten, im festen Vertrauen, daß die nicht fehlen werden, welche den Bau zum Höchsten fortführen, und Der, welcher die Spitze aufsetzt allem Unternehmen.' Und als er nun das Buch vor sich liegen sieht, sagt er in der Nachschrift an den Leser: 'Von dieser unsrer Sammlung kann ich nur mit ungemeiner Neigung reden; sie ist mir jetzt das liebste Buch, was ich kenne, nicht was mein Freund Brentano und ich dafür gethan, ungeachtet es gern geschehen, sondern was innerlich darin ist und webt, die frische Morgenluft altdeutschen Wandels.'

„Das Wunderhorn wurde von dem besten Theil des deutschen Publikums mit ungemeinem Beifall begrüßt. Ganz dem Geist jener Zeit entsprechend, waren hier die Bestrebungen Herder's, die dieser dem Volkslied der ganzen Menschheit zugewandt hatte, im vaterländischen Sinne wieder aufgenommen." (R. v. Raumer.)

Auch Goethe spendete dem Unternehmen sein Lob (Jenaer Lit.-Ztg., den 31. Januar 1806). „Von Rechtswegen", sagt er, „sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein."

An Arnim schrieb er: „Durch das Wunderhorn haben Sie uns eine so lebhafte und dauernde Freude gemacht, daß es wohl billig ist, nicht dem Urheber allein, sondern auch

der Welt ein Zeugniß davon abzulegen, um so mehr, da diese nicht so reich an Freuden ist, um reinen Genuß, den man so leicht und so reichlich haben kann, entweder aus Unwissenheit oder aus Vorurtheil zu entbehren." —

„Das Wunderhorn ist der erste Vorläufer der bahnbrechenden Unternehmungen zur Erforschung der deutschen Volksdichtung, und geradezu ein epochemachendes Buch."

In den Heidelberger Jahrbüchern 1809 und 1810 hat Görres eine Recension niedergelegt, welche verdient unseren raschlebenden und Altes wenig mehr lesenden Zeitgenossen wenigstens im Auszug mitgetheilt zu werden.

Joseph Görres über „Des Knaben Wunderhorn."

„Die Herausgeber des Wunderhorns haben die Bürgerkrone verdient um ihr Volk, daß sie retteten von dem Untergange, was sich noch retten ließ. Wie Bienenväter haben sie durch Spruch und Klang und Gesang die Fliegenden um sich her gesammelt, eben in dem Augenblicke, wo sie verschwärmen wollten, und haben eine Stätte für sie zubereitet, in der sie überwintern können. Wie die Irrlichter um die verwesende Pflanze herflattern, so um die alten Burgen, die Dome und Kapellen, um die Bilder und das Epheugemäuer, der bleiche Schein der Sagen und Märchen in Liedern und Romanzen glimmend, matter und matter, wie die alten Formen mehr und mehr zerbröckeln. Emsig nagt die Zerstörung fort, Säule nach Säule verschleppt die Betriebsamkeit von diesen Denkmalen, und baut sich niedliche Lusthäuser zur Erholung und Ergötzlichkeit daraus. Unwillig muß der dunkle Geist, der über die greisen Ruinen die Flügel breitet, von dannen scheiden, weil sie ihm gewaltsam am Tage, wenn seine Kraft gebunden ist, Stück vor Stück entwenden, daß er selbst das alte Haus nicht

mehr erkennt, und die Heimath, in der er in seiner Herrlichkeit gewohnt. So Vieles hat die Geschichte untergehen lassen, zu so vielen Sprachen, Hieroglyphen, Keilschrift und vielem Anderen hat sie das Alphabet verloren. Diese alte Steinschrift würde auch bald unlesbar geworden sein, wenn nicht der Geist, der hier gewacht und gesammelt hat, nicht auch früher schon gewaltet hätte, und vorbereitend, was diese vollendet haben, schon in früherer Zeit, wo die Zerstörung und Verwilderung noch nicht so groß gewesen, einen Theil dieser Monumente gerettet hätte. So sind denn in dieser Sammlung alle Denksteine und Inschriften aufgestellt, Bilder und Fragmente, und künstlich Schnitzwerk geordnet, blanke Rüstungen hangen an den Wänden vertheilt, Geräthe aus vielen Zeiten, und Kleidertrachten und Waffen und Instrumente liegen da und dort herum; alles nicht so, wie es der Zufall gibt, umhergestreut, und die Raritäten massenweise aufgehäuft; sondern verständig und geistreich geordnet, daß ein Geist durch die Bilder zieht, und alle sich als Glieder eines Leibes zusammenfügen. Es ist der Geist der Nation, der auf dem Ganzen ruht.

Und weil diese Poesie mehr als irgend eine andere ein treuer Spiegel des Volkes ist, darum mögen wir auch in ihr wieder sein Wesen und seine Physiognomie und die Lineamente seines Charakters und seiner Art lesen und erkennen. Eben weil die neuere Zeit so nebelhaft und lüftelnd geworden ist, darum ist auch ihr Gepräge so verwischt, die Glätte und der Metallglanz weißt die Ansprüche und reine Formen in den spielenden Reflexen ab; damit sie die Grundlage ihres Wesens einigermaßen doch begreife, muß sie sich selbst in den Formen größerer Gebundenheit aufsuchen, wo sie noch schärferen Schnitt gezeigt. Hat die Muschel ihre Perle hervorgebracht, dann mag sie selbst verwesen, ihr

Kleinod bleibt zurück im Perlmutterglanze liegend. Viele solcher Perlen sind hier in eine Schnur gereiht, ihr Bestes haben viele auf einander folgende Zeitalter dargebracht, indem sie vorübergegangen; ein bedeutender Ueberrest vom Leben und Dichten und Trachten der Nation ist hier aufbewahrt, und es möchte nicht schwer sein, die allgemeinen Lineamente ihrer Persönlichkeit aus diesen Elementen heraus zu zeichnen.

Wie in dem Anfang des Jahres die zwölf Merktage liegen, in denen sich die Witterung für die zwölf Monate entscheidet, so fallen in die Kindheit die Merktage für das Leben der Völker und Individuen, in denen vorbedeutet wird, was künftig daraus werden soll. Da ist die Weihnacht der Nation, da muß ihr guter Stern über der Wiege am Himmel stehen; dann kommen die Hirten und Weisen und bringen ihre Gaben, und das wackere Kind wächst auch zum wackern Manne auf. Das Andenken dieser eigenen Jugendfeier erbleicht wohl jeder Generation in der Erinnerung, aber es wird jedesmal in ihrem Verhältniß zu den folgenden wieder aufgefrischt, und so spiegelt sich die Jugend des Volkes immer von Neuem wieder in diesen Beziehungen, und ihre Poesie in den zarten Spielen, in denen sich die lebende Kinderwelt durch ihre Anschauung durchbewegt. Von dieser Seite muß man den Deutschen eine schöne fröhliche Jugend zuerkennen, und wir führen zum Zeugniß für diese Aussage gleich zuerst die Kinderlieder, im Anhange des Wunderhorns, auf. Vom ersten einsilbigen Lallen der Poesie an, vom ersten Flügelschlage der Phantasie noch in der Mutter Neste, bis zur Zurückbildung der gereiften Kraft in die erste Einfalt und Unschuld früher Jugend in spielender Naivität, ist der ganze bunte Wechsel der ersten morgenrothen Lebensstunden hier dargestellt, und man kann sagen, daß lange noch nicht Alles erschöpft ist, was die Nation in dieser Art

besitzt. Alle die kleinen, spielenden Farbenlichter, die durch diese Zeit durchschießen, sind hier aufgefaßt, und die verstohlenen kindischen Blicke in das Leben abgelauscht, und wie sich die Welt in den kleinen Convexspiegel zusammenbricht, in treuem Bilde dargestellt. Nach bunten Farben nur verlangt das Kinderauge, nicht groß achtend Form und Gestalt und Zusammensetzung, an hellen, klingenden Tönen und Reimaccorden, und einzelnen, lieblichsüßen Worten erfreut sich das Ohr, und begreift nicht tiefsinnigen Inhalt des Gesanges. In diesem Geiste sind zunächst die Wiegenlieder gedichtet, und die Reiterslieder auf des Vaters Knie, die Trompeterstückchen, beim Fahren und Kutschen, und zum in die Hände patschen, und die Ammenuhr mit ihrem Glockenspiel in den fröhlichen, muntern Scherz hineinsteigt. Wenn der Kreis der kindischen Thätigkeit sich erweitert, dann möchte das Kind die früher eingezogenen Laute wieder von sich geben, es versucht sich daher im Tonspiel, wie es früher in Bewegungen sich versuchte; und so entsteht die zweite Gattung dieser Lieder: die jubelnde Feier der Wiederkehr der schöneren Jahreszeit in freudigem Aufjauchzen, der Frühlingsumgang, die Sommerverkündigung, das Sommertagslied, die Begrüßung der Jahresfeste, Morgen- und Abendliedlein, die Liebe zu den Vöglein, und was sich sonst mit leichtem Flügel wiegt. — Daran schließt sich die dritte Gattung, in der sich die lebendige Beweglichkeit des Alters in munterer, rascher Weise ausdrücken will, wohin das Kinderconcert gehört: Butzemann, Ringelreihe, Abzählen, Tanzliedchen. Dann folgen die Kinderschnurren, dann die Märchen und Legenden; endlich Kinderabschied unter dem Grabstein hervor. — Wir wüßten nicht, daß irgend eine andere Nation einen solchen Reichthum von goldenen Spielpfennigen und solche Kinderlust und Jubel besäße.

Gehen wir aus dieſer fröhlichen Kinderwelt in das weite Leben über, wie es in dieſen Dichtungen widerſcheint, dann kann es uns nicht überraſchen, dort, nur mit tieferm Ernſt gezeichnet, Alles das wiederzufinden, was wir in leichten Zügen hier nur angelegt geſehen haben. Mit Gott ſoll all gut Ding beginnen. Es iſt begreiflich, wie der reiche Schatz geiſtlicher Lieder, den unſre Sprache beſitzt, hier nicht ausgelegt, nur durch einzelne ausgewählte repräſentirt werden konnte. — Die Legende wirft dann den Heiligenſchein um die Geſchichte, und die Eile der Zeit in Gott, und Auguſtin und der Engel erzählen die Vernichtung der Weltlichkeit in der Liebe zur Ewigkeit.

Von der göttlichen Liebe wenden wir uns in ungezwungenem Uebergang zur irdiſchen. Echte, aus Herzenstiefe langſam aufſteigende Empfindung, freudiges Aufquellen aller Brünnlein in den dunklen Gründen, wechſelnd mit ſüßer ſanfter Wehmuth, iſt in dieſen Geſängen anzutreffen. — Des Mädchens Liebesklagen beginnen den Reigen; in dunkeln Tönen klagt der Schmerz durch Berge und das tiefe, tiefe Thal. Die drei Reiter ziehen zum Thore hinaus und Lebewohl winkt traurig noch aus der Ferne. — Dann ſchallen uns die Kriegsgeſänge aus dem Felde entgegen, der Butzemann geht trommelnd im Reich herum; in der Schlacht bei Leipzig und Guſtav Adolf's Tod lebt das Andenken des Schwedenkönigs noch fort. — Im Siegeslied wird das große Te Deum geſungen und die Taube bringt in den Friedensliedern das Zeichen der Verſöhnung.

Iſt Hader und Zwietracht geſchlichtet, dann treten Geſelligkeit und alle Friedenskünſte in ihr Recht, es ordnet im Innern ſich die Geſellſchaft. — Zu Berge fahren die Hirten und von den Höhen rinnen die Schäferlieder. — Dort ziehen die Jäger, fröhliche Geſellen, in den Wald. — Nieder

unter die Erde fahren die Knappen und die Hauer, nachdem sie glücklich den Reichthum gewonnen und das Silber aus der alten Wand gehauen, stimmen fröhlich den Bergreihen an. — Lustige Studenten liegen auf der Straße, schlimme Leute sind die Studenten, klagt der Bauersmann. — Es rasseln und schlagen die Weber fröhlich das Weberlied; Schmiedegesellen-Gruß wird mit höflichen Geberden und unumwundenen Worten abgethan. Der junge Zimmergesell baut dem Markgrafen sein Haus mit 600 Schauläden hinaus. Von der Zinne ertönen die Wächterlieder. —

Alle aber, wie sie in die Arbeit sich getheilt, so vereinigen sie sich in Scherz und Freude wieder. Willst du mit zu Weine gehen? singt der Fink, und freudig jauchzen alle Zechbrüder. Braunbier wird recensirt, die hochgelobte Buttermilch nach Verdienst gepriesen, und zum Martinsgänslein höflich eingeladen. Es kommen lustige Musikanten herbei und mischen gute Fugen ein, und Liebe wird auf Noten gesetzt und die Liebesnoten abgetanzt.

Hat aber die Lust ausgetobt, dann mag die Weisheit gute Stätte finden und läßt in Gnomen und goldnen Sprüchen und Parabeln sich vernehmen. Die Hasel gibt dem Mädchem gute Lehren; an den Himmel wird der Glaube verwiesen, wenn der Zweifel an menschlicher Klugheit verzagen will; die Wahrheit schreit Mord über Mord, weil so übel die Gelehrten sie mißhandeln; der arme Krüppel weiß die Vortheile einer schwachen Gesundheit auszulegen; die Diagnose des alten deutschen Uebels gibt Niklas Wohlgemuth; Leib und Seele hadern in der Vision an Grabes Rand; Uebersichtigkeit hält mit wenig Haus; auch das Glück findet seinen Spruch; der Abendsegen bettet die bewegte Seele in stille Ruhe. —

Die Nation hat in diesen Gesängen ihr Inneres aufgethan. Was in ihrer Geschichte, in Zwist und Kampf

und Krieg, befangen erscheint, hat sich in der Poesie geklärt, und nachdem die wilde sündige Materie ausgeworfen, steht sie für sich selbst klar und verständlich da. Gemeinhin wird in dem gewöhnlichen Leben allein die Wahrheit, in der Poesie nur Schein und schöner Trug gesucht. Gerade umgekehrt erscheint uns die gute Poesie untrüglich, der gemeine Verlauf der Dinge aber das große Haus der Lüge und der Täuschung. Hat je ein Auge nur, in das sich ein überfließend Herz ergossen, uns betrogen? — Es ist daher zu glauben, daß eine Nation nicht schlechter sei als ihre Poesie. Es würde betrübt um die Deutschen stehen, wenn sie nicht besser als ihre Geschichte wären. — Die Jahre oder Jahrhunderte eines Volkes, in denen keine Begeisterung gewesen ist, werden in seiner wahrhaften, zugleich poetischen Geschichte nicht gezählt. Die Existenz einer so klangreichen Poesie in der Mitte der Nation ist eine tröstliche Erscheinung; ihre innere Trefflichkeit zeugt für ihre Wahrhaftigkeit, und daß sie Volkspoesie geworden, beweist, daß diese Wahrheit nicht blos individuell für die Dichter gelte, sondern in der ganzen Masse ein durchgehender Zug sich gefunden habe, der den Dichter und die Nation in eins geschmolzen."

Im Beginne des Jahres 1808 unternahm Arnim, wie gesagt, in Verbindung mit seinen Freunden die Herausgabe eines periodischen Blattes, das unter dem Titel:

„Zeitung für Einsiedler" vom 1. April bis zum 30. August erschien, und dann in Buchform den Titel erhielt:

„Trösteinsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte." Mit zehn Kupfertafeln. Heidelberg, bei Mohr & Zimmer.*)

*) Im Jahre 1884 ist in der Academischen Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg im Breisgau eine

„Das Blatt blieb auf einen kleinen Leserkreis beschränkt, ist aber eine der reichsten Fundgruben für die Anfänge der neuen deutschen Alterthumsstudien. Hier gab J. Görres seine „Untersuchungen über den gehörnten Siegfried und die Nibelungen", die Brüder Grimm legten einen Theil ihrer Erstlingsarbeiten hier nieder; hier begegnet uns zuerst ein Mann mit dichterischen Beiträgen, der später als Dichter und als Forscher eine der ersten Stellen einnehmen sollte: Ludwig Uhland. Und Alles reiht sich hier unmittelbar an die altdeutschen Bestrebungen der älteren Romantiker an. Denn hier theilt auch Tieck die Bruchstücke seiner Bearbeitung des Königs Rother mit, Friedrich Schlegel ein Gedicht: „An den Ufern des Mains", Phil. Otto Runge: „Das Märchen vom Machandelboom".

Vaterlandsliebe heißt der klare Quell, aus dem Arnim den Gedanken seiner Zeitung geschöpft. Besonders hoffte man durch die Darstellung der Herrlichkeit früherer deutscher Literaturperioden den vaterländischen Sinn wieder zu wecken. Die hohe Würde alles Gemeinsamen, Volksmäßigen sollte erklärt werden, um den Gedanken einer inneren Zusammengehörigkeit unter den Deutschen wieder anzuregen.

Den Uebergang der alten in die neue Zeit bezeichnet ein Wort Arnim's:

„Der blinde Streit zwischen sogenannten Romantikern und sogenannten Classikern endet sich; was übrig bleibt, das lebt. Unsere Blätter werden sich mit beiden und für beide beschäftigen. Man lernt das Eigenthümliche beider Stämme wie in einzelnen Individuen erkennen, achten und sich gegenseitig erläutern und in seiner Entwickelung erkennen."

---

neue Ausgabe von Arnim's Trösteinsamkeit, herausgegeben mit einer sehr dankenswerthen, 96 Seiten umfassenden Einleitung von Dr. Friedr. Pfaff, erschienen.

„Arnim war, so wenig er von seinem religiösen Glauben Wesens machte, durch und durch ein schlichter Protestant."
(R. v. Raumer.)

Der beste Beweis dafür ist seine Herausgabe der „Predigten des alten Magister Mathesius über die Historien von Doctor Martin Luthers Anfang, Lehre, Leben und Sterben. Mit einer Vorrede von Ludwig Achim von Arnim. Berlin, 1817."

In der Vorrede sagt Arnim: „Als mir die Predigten des Mathesius vor einer Reihe von Jahren bei einem Büchertrödler in die Hände fielen, war ich überrascht, soviel mehr darin zu finden, als in allen mir bekannten Geschichtsschreibern. Ich fühlte damals gleich, daß mir eine Arbeit an dem Buche obliegen würde, und könnte mich leicht durch das Zeugniß meiner Freunde rechtfertigen, daß der äußere Anstoß der Säcularfeier unserer deutschen Reformation diesen neuen Auszug nicht veranlaßte, wenn es gleich meine Unentschlossenheit über die Art der Bearbeitung bezwang, daß ich in diesem Jahre dem Werke die meisten theilnehmenden Leser versprechen konnte, auch wenn ich es nicht mit dem Reichthum ausstattete, den ich ihm früher zugedacht hatte. Dieser Reichthum sollte in einer Zugabe des Lebendigsten aus Luther's eigenen und seiner Zeitgenossen Schriften bestehen, was uns seine Lebensweise, seine menschliche Eigenthümlichkeit, seine Umgebung, überhaupt sein weniger beachtetes, nicht theologisches Dasein und Wirken deutlicher vor Augen gestellt hätte. Solch eine Arbeit erscheint aber immer schwieriger, je länger man dazu sammelt, und so blieb mir für jetzt nur die Wahl, entweder das ganze Werk des Mathesius oder einen Auszug mitzutheilen. Dem vollständigen Abdrucke würde das Urtheil des Gelehrten unfehlbar günstiger gewesen sein; da aber zum Gebrauch desselben noch eine hinlängliche Zahl von Exemplaren

der früheren Ausgaben auf Bibliotheken vorhanden sind, so entschied ich mich für die Erneuerung in Abkürzung des Unwesentlichen und Fremdartigen. — Vollständig suchte ich das geschichtliche Bild Luthers zu bewahren, das uns Mathesius lebhafter als irgend ein anderer Zeitgenosse mit der treuen Anhänglichkeit und dem starken Gedächtniß, die jener Zeit eigen waren, überlieferte, ähnlich in seinem Bemühen dem Lucas Cranach, der mit dem guten Auge und der geübten Malerhand jener Zeit uns das Angesicht Luther's in verschiedenen Altern mit gleicher Wahrhaftigkeit erhalten hat. Die Eigenthümlichkeit des Mathesius forderte hierbei ebenfalls ihr Recht, sie bekräftigt seine Angaben wie ein Handschlag an Eidesstatt: Noch am jüngsten Tage will er Rechenschaft von seinem Buche geben, mit seinen Wittenberger Tischgenossen will er wieder in der Ewigkeit zusammentreten. Seine Eigenthümlichkeit besteht aber nicht allein in diesem zuverlässigen Glauben, in diesem genauen Aufzeichnen alles dessen, was er an Luther's Tische gehört, sondern auch in seiner Sprache. Er braucht hier, wie in seiner Bergpostille, den Ausdruck seiner Bergleute, er verkettet ihnen auf diesem Wege die Glaubenslehren mit dem täglichen Geschäfte, uns aber mit einem neuen Bilde, während sie in der allgemeinen Sprache, in den abgenutzten Decorations-Ansichten vieler Redner jener wie unserer Zeit, fast mit dem Augenblicke des Hervortretens wieder in dem allgemeinen Geistes-Elemente versinken. Freilich ist es unendlich leichter, eine Periode zu runden, statt einen Gedanken eckig auskrystallisiren zu lassen; aber hätte Luther so beschönigend und übereilend gedacht, wir würden nie seine Bibelübersetzung erhalten haben. Dieses strenge, mühsam wiederholte Streben Luther's nach dem Eigenthümlichen der Sprache, das sogar den Rath gemeiner Handwerker nicht verschmähte, ein Bemühen, das Mathesius

mit inniger Bewunderung beschreibt, hat wahrscheinlich dem treuergebenen Schüler Mathesius den Anstoß gegeben, sich in die Sprache der Bergleute einzustudiren; diese Uebung, seine frühere Liebe zum Bergbau und die Einsamkeit seiner Bergstadt, brachten ihn bald auch zur gründlichen Kenntniß seines Bergbaues. Seine Bergpostille und Joachimsthalische Chronik werden wegen seiner Kenntniß des Bergbaues als eine höchst schätzbare historische Quelle benutzt. Wer hindert andere Prediger, mit gleicher Einsicht den Geschäftskreis ihrer Gemeinden zu überschauen? — Möchte Mathesius' tüchtiges Beispiel manchem Prediger unserer Zeit ein Anstoß werden, das ewig wiederkehrende Sammelsurium eingelernter Redensarten endlich einmal abzulegen und zur Urquelle zurückzukehren, aus der alles Echte in unerschöpflicher Fülle fließt, zum demüthigen Gebete um den rechten Geist, dem die ganze Welt in treuem Fleiße sich eröffnet." —

„Es war mir ein rechter Festtag, als ich in diesem Jahr mit Karlsbader Frühstücksgenossen zwischen den hohen Wölbungen der Urgebirge nach Joachimsthal hinauffuhr und endlich in der Bergspalte die Häuserreihe, von kleinen Gärten umgrünt, vom Bergwasser durchrauscht, vor mir erblickte. — Obgleich ich es voraus wußte, daß die harten Zeiten der Religionskriege die von Mathesius so mühsam hier begründete reine Lehre verdrängt hatten, dennoch war es mir etwas Seltsames, die Weiber, welche in den Arbeitsstunden als einzige Bewohner der Bergstadt erschienen, neben dem Spitzenknöppeln mit ihrem Rosenkranz beschäftigt zu sehen, und an einer Betkapelle eine lateinische Inschrift zu entdecken, welche die Rückkehr zur katholischen Religion rühmte. Welch ein Zutrauen hatte Mathesius zum Glauben seiner Bergstadt! Noch steht die große Marktkirche, die, zur Reformationszeit aufgerichtet, von der mächtigen Stimme des Bergpredigers

ertönt hatte, auch stehen wohl einige ansehnliche alte Häuser am Markte umher, die vom ersten Glanze der Stadt zeugen; aber sein Name, sein Grab ist bei den Einwohnern vergessen. — Die Bergleute stehen nahe der Tiefe, über die menschliche Kräfte nicht vorzudringen vermögen; über den Drang des täglichen Bedürfnisses haben sie die Stimme des ewigen Bedürfnisses nach Wahrheit längst vergessen; — weder für das geistige noch für das irdische Leben ist die Arbeit und das Verdienst der Voreltern zu den Nachkommen übergegangen! Nicht die innere Wirkung anderer Ueberzeugung, sondern äußere Gewalt hat den geistigen Segen geraubt! Welch ein Grauen mag Jeden bei diesem Gedanken ergreifen, der mit Gewalt gerüstet, dem nicht blos das Wohl dieser Welt, sondern auch die ewige Richtung des Geistes übergeben ist." —

Im Jahr 1811 gab Arnim „Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer" bei Mohr und Zimmer heraus. Mit dem Bilde: Ahasverus.

„Die Gegenwart liest das Buch nicht, aber sie spielt einen Theil seines Inhalts. Freilich sieht das Ganze mit seinen Verschlingungen und Metamorphosen, mit seinen unerschöpflichen Erschließungen mannigfaltiger Tiefen wie ein langer und doch entfliehender Traum aus. Und darüber haben sich Die verwundert, die selbst nur athmen und ausathmen in einem solchen Traum. Sie selbst würden es doch hoch übelnehmen, wenn man ihr Ankleiden, Essen, Trinken und Schlafen für ihr wahres Dasein, oder das Geschäft ihres Tages für ihr eigentliches Wesen erklären wollte. Sie wollen auch etwas sein am Triebrad der Zeit, wenigstens in ihrem Denken und Wissen die heterogensten Erscheinungen

des Einſt und Jetzt beſitzen, die entfernteſten Zwecke umfaſſen, in ihre Converſation Alles aufnehmen, in Alles ſich mittheilen. Woher ſonſt und wozu die Menge Journale, Leſegeſellſchaften, Vereine, Eilpoſten? — Aber dieſer unendliche Reichthum des Traums iſt es ja, den jenes Studentenſpiel und Pilgerabenteuer von Arnim mit dem ſchärfſten Verſtändniß voll wunderbarer Aehnlichkeiten abſchattend, mit der freieſten Umfaſſung voll offener Wahrheit verſchlingend, mit der innigſten Liebe jeden Inhalt in den Lebenspunkten der Wandelgebilde mitfühlt und zart verfolgt. — Dieſe geſprächreiche, ſinnvertiefte Viſion des Dichters, der der ſprödeſte und weichſte zugleich war, den Deutſchland trug, wird wieder geleſen werden, wenn die jetzige Aufklärung ſo abgezeitigt ſein wird, als die des vorigen Jahrhunderts an ſeinem Ende war.“ — „Bei Arnim muß ich ſagen, wie Sokrates bei Heraklid: Aus dem, was ich verſtehe, ſchließe ich, daß auch das wahr ſei, was ich nicht verſtehe.“ (A. Schöll.)

Wilhelm Grimm widmete ſeinem Freunde im Vorwort zu Arnim's Werken, die Bettina herausgab, einen Nachruf, in welchem er u. A. ſagt: „So lange ich ihn gekannt habe, in freudiger Jugend wie in männlicher Kraft, wandelte er, getragen von den Stahlfedern ſeines Geiſtes, in voller Geſundheit auf ſeiner Bahn. Ich hatte nie geglaubt, ihn zu überleben; an demſelben Tage, wo er, von einem Nervenſchlage getroffen, todt niederſank, ſtand ich ſelbſt dem Grabe nahe, und die Trauerbotſchaft war das Erſte, was mir bei der Rückkehr in's Leben entgegenkam. Aber wie die grünende Erde ſchon lange ſeinen Hügel überzieht, ſo löst ſich der herbe Schmerz über ſeinen Verluſt in die erquickende Erinnerung an die Zeit, wo wir uns ſeines Daſeins freuten, und wir fühlen uns gemahnt, Freunden ſein Andenken zu

erfrischen, Andern, denen er fremd geblieben ist, die Blüthe einer reichbegabten Natur vorzuhalten."

„Aus Arnim's Dichtungen quillt uns eine Fülle von Leben entgegen: aus tiefem unerkünsteltem Gefühl, wie aus ernster Betrachtung der Welt hervorgegangen, sind sie zugleich von liebevoller Hingebung an sein Volk und Vaterland, das er in Preußen nicht allein erblickte, durchdrungen. Sein Urtheil war fest, aber seine Gesinnung mild: auch dem Geringsten gönnte er Sonnenschein und Wachsthum. Allem Parteiwesen fremd, hat er den Spaltungen der Zeit gegenüber die edelste Unabhängigkeit bewahrt. Er war kein Dichter der Verzweiflung, der an der Pein innerer Zerrissenheit sich ergötzt: über Verwirrung und Dunkel erhob er sich wie die Lerche zur Abendröthe, um die letzten Sonnenstrahlen mit Gesang zu grüßen und auf den kommenden Tag zu hoffen."

„Man hat Arnim zu den romantischen Dichtern gezählt, weil ihn die Betrachtung früherer Zeiten reizte und er ernstlich bemüht war, Sage und Geschichte, Recht und Sitte seines Volkes kennen zu lernen; aber es war ihm nicht blos um poetische Ergötzlichkeit zu thun, der Gewinn sollte den Mitlebenden zu gut kommen. Gerade in dem Werk, welches den Uebergang des Mittelalters in die neuere Zeit, und gewiß mit überraschender Einsicht und dem anmuthigsten Farbenwechsel, schildert, ich meine in den „Kronenwächtern", hatte er die Gegenwart im Auge und suchte die Fragen, die sie ängstigen, in jenen Verhältnissen mit der Freiheit, die dem Dichter geziemt, zu lösen. Was ihm die eigne Zeit bot, was er selbst sah und mit erlebte, das hat er in dem Roman von der Gräfin Dolores niedergelegt, dessen reiche Belehrung nur von einer gewissen Ueberfülle, deren er sich nicht erwehren konnte, bedeckt wird. In seinen Novellen, von welchen einige meisterhaft angeordnet und ausgeführt

sind, hat er mit seiner Beobachtungsgabe einzelne Richtungen der Zeit herausgehoben, und ich zweifle nicht, daß ihnen die Anerkennung, die sie verdienen, zu Theil wird. Auch seine dramatischen Gedichte, für die er entschiedene Anlage hatte, würden auf der Bühne von Wirkung gewesen sein, wenn der Strom nicht zu oft über die Ufer getreten wäre. Ueberall aber hat er die volle Wahrheit seiner Seele ausgesprochen, die er mit keiner Buhlerei nach Beifall befleckte."

Aus W. Grimm's Widmung der Märchen in neuer Auflage an Frau Bettina von Arnim, 1837:

„Liebe Bettina, dieses Buch kehrt abermals bei Ihnen ein, wie eine ausgeflogene Taube die Heimath wieder sucht und sich da friedlich sonnt. Vor 25 Jahren hat es Ihnen Arnim zuerst unter die Weihnachtsgeschenke gelegt. Uns freute, daß er es so werth hielt, und er konnte uns einen schöneren Dank nicht sagen. Er war es, der uns, als er in jener Zeit einige Wochen bei uns in Cassel zubrachte, zur Herausgabe angetrieben hatte. Wie nahm er an allem Theil, was eigenthümliches Leben zeigte: auch das Kleinste beachtete er, wie er ein grünes Blatt, eine Feldblume mit besonderem Geschick anzufassen und sinnvoll zu betrachten wußte. Von unsern Sammlungen gefielen ihm diese Märchen am Besten. Er meinte, wir sollten nicht zu lange damit zurückhalten. „„Es ist alles schon so reinlich und sauber geschrieben,"" fügte er mit gutmüthiger Ironie hinzu. Im Zimmer auf- und abgehend las er die einzelnen Blätter, während ein zahmer Kanarienvogel, in zierlicher Bewegung mit den Flügeln sich im Gleichgewicht haltend, auf seinem Kopfe saß, in dessen vollen Locken es ihm sehr behaglich zu sein schien. Dies edle Haupt ruht nun schon seit Jahren im Grab, aber noch heute bewegt mich die Erinnerung daran, als hätte ich ihn erst gestern zum letzten Mal gesehen, als stände er noch auf grüner

Erde wie ein Baum, der seine Krone in der Morgensonne schüttelt."

Heinr. von Treitschke rühmt Arnim's „unumwundene Wahrhaftigkeit", und nennt ihn den „liebenswürdigsten Jünger der romantischen Schule."

Joseph Görres über Achim von Arnim.

(Menzels Lit.-Bl. 1831, Nr. 27—30).

„Wie Einer, der in der Schlachtlinie aufgestellt, vom feindlichen Geschoß getroffen, lautlos niederstürzt, so ist Arnim, von einem Nervenschlag berührt, hingesunken; kaum kann man sich bereden, daß ein so starkes, reiches Leben, mit Kraft und Nachhalt hinreichend ausgestattet, um bis zur äußersten Grenze des menschlichen Daseins auszureichen, nachdem es nicht viele Jahre über die Hälfte dieser Frist hinausgegangen, so plötzlich erloschen und verweht, und nun die Reste, die es unten zurückgelassen, kalt und bewegungslos unter der Erde ruhen. Mir insbesondere, dem er vor Vielen lieb gewesen, will die leidige Ueberzeugung, daß dem Allen doch wirklich so sei, am schwersten eingehen, wenn ich mich erinnere, wie ich ihn gefunden, als ich von 1807 zu 1808 in Heidelberg seine Bekanntschaft zuerst gemacht. Damals stand er in der grünenden Kraft der Jugend, nur die erste Frische abgestreift durch eine Krankheit, die er in England auf seinen Reisen überstanden, sonst aber jugendmüthig und lebendig, wacker in jeder Gesinnung, rasch und leicht und behend in Allem, was er unternahm. Ich hatte sein edel und treu verlässig Wesen leicht lieb gewonnen, auch er hatte mir wohlgewollt, und so waren wir in Freundschaft eng verbunden, und er ist mir seither in Glück und Unglück ein treubewährter Freund geblieben. Als Die, die jeder eignen und fremden Bethörung leicht zugänglich, nur mit der bittern,

unbestechlichen Wahrheit sich nicht vertragen mögen, mich vor zwölf Jahren von Haus und Heimath weggesprengt; als von so Vielen, die in den früheren Zeiten mit mir in näherem und entfernterem Verkehr gestanden, so Manche klüglich auf's Schweigen sich verlegt oder achselzuckend in die Ferne sich gestellt, da war er unter Denen, die unerschütterlich in der alten Gesinnung fortbeharrt, einer der Ersten, die theilnehmend mir und den Meinigen genaht, und leicht durchschauend das ganze Gewebe, überall ohne Scheu seine Meinung ausgesprochen. Und so hat er bis zur letzten Stunde in derselben festen Treue sich gehalten, und noch vor wenig Monaten, als die hiesigen Genossen des edlen Vereins, der, in immer Neuhinzutretenden sich stets verjüngend, seit so vielen Jahren mit ihrem Hasse mich geehrt, mich neuerdings auf eine gehässige und lügenhafte Weise in den Blättern für literarische Unterhaltung angegriffen, da hat er unaufgefordert dort meine Vertheidigung übernommen. Weil das Uebermaß des Schmerzes Denen, die ihm noch näher gestanden, leicht den Mund verschließen möchte, habe ich mir vorgenommen, an seinem Grabe ein Wort schmerzlicher Erinnerung ihm nachzurufen, damit ihm die letzte Ehre werde im Kreise solcher Hörer, in denen die Ehre noch ihre Einkehr nimmt, und also, während das Wort, in die flüchtige Zeitwelle eingeschrieben, leicht verweht, in ihren Herzen ein bleibend Denkmal ich ihm erbaue."

„Wir hatten an den Ufern des Neckars uns zusammengefunden. Die Zeit, in der wir damals in Heidelberg uns zuerst begegnet, war jene, die zunächst auf die Jenaer Schlacht gefolgt; der Ehrentempel deutscher Nation war weit aufgethan, das damals blühende Geschlecht hielt seinen feierlichen Einzug durch die offenen Pforten, und es war ein

ungemein erquicklicher Anblick, dem Zuge, der auch ein Leichenzug gewesen, zuzusehen, wie Deutschland sein altes Kaiserthum nicht zur Krönung, sondern zu Grabe geleitete. Voran schritten die Herolde des Eroberers im Geleit seiner Bewunderer, dann die mächtigen Vasallen, bis zur Unkenntlichkeit im fremden Staate aufgeputzt, dann die diplomatische Partie im Gefolge einer schwerbeladenen Wagenburg, weiter die Heere unter fremden Fahnen, dem Pfade ihrer Ehre folgend, sofort Chöre von Poeten und Rhetoren, die sangen und sagten die Rede von dem Weltüberwinder, zuletzt die Massen des Volkes, einige tanzend und jubilirend, die Meisten niedergeschlagen, schweigend und verzagt und wie betäubt. Und es war ein Reißen und Raffen unter Denen oben, wie es bei solchen Sterbefällen unter der Dienerschaft großer Häuser wohl mitunter so die Sitte oder Unsitte mit sich bringt; die alte Pracht des Hauses, wo sie sich nicht theilbar zeigte."

„Das Wesen alter Zeit, wie es in den Dichtungen der Vergangenheit fortlebte, schien mit Recht Arnim am tauglichsten, um die erstarrte Gegenwart wieder einigermaßen zu erwärmen und zu beleben, und die Volkspoesie, wie sie keinem der früheren Jahrhunderte noch ihren Dienst versagt, schien auch hier willfährig sich zu bieten, um das Volk wieder zu sich selbst zu bringen. Früher hatte Clemens Brentano sich mit ihm geeint und sein schönes edles Wesen lieb gewonnen, und Arnim hatte sich zu ihm gehalten, und wie verschieden, ja in Manchem entgegengesetzt, die beiden Naturen sein mochten, ein Gemeinsames hatte sie verbunden, und ihre Verbindung, in der Folge bei ganz auseinandergehenden Lebenswegen in der Entfernung sich bisweilen wohl lockerer lösend, aber in der Nähe sich immer wieder schärfer anziehend, hat bis zum Tode ausgehalten. Beide hatten die

Herausgabe des Wunderhorns unternommen, wie sie in der Nachschrift sagen: den letzten Bienenstock just zur rechten Zeit auffassend, als er eben wegschwärmen wollte. Arnim's ganzes Wesen hat in dieser Nachschrift sich ausgesprochen: das warme fröhliche Gemüth durch Flur und Wälder gehend und überall im Vorübereilen sich Blüthenzweige von den Blüthen reißend, um sich damit das Haupt zu kränzen; jeden Singvogel dabei in seinem Tone lockend, das Echo mit seinem Jubel neckend. Seine lebendige Theilnahme an Allem, was vom Leben ist und wieder in's Leben geht; sein Zorn gegen jede lügenhafte Fratze in der Zeit, im Auffahren doch immer sich begütigend durch die angeborene Milde; das Alles ist dort schon so entschieden, wie im letzten Briefe ausgesprochen, den er wenige Wochen vor seinem Tode mir geschrieben. Auch die Weise seines Geistes sich mitzutheilen, wie in einer Art von Sterneblicken, mit abwechselnden Anwandlungen des Aufleuchtens und Verglimmens, ist ihm bis zum Ende eigen geblieben." —

„Ich hatte meine Schrift über die Volkslieder geschrieben, und half ihm dann mit Brentano an der Einsiedlerzeitung, deren Herausgabe er, um vielfach getheilte und zerstreute Kräfte zu einem Zwecke zu vereinigen, unternommen. In der Erwartung eines solchen Zusammenwirkens hatte er sich nicht getäuscht; viele wackere Leute schlossen sich an, und das Blatt war ohne Zweifel das beste von allen, die damals erschienen."

„Clemens Brentano und ich hatten gemeinsam in einer Anwandlung muthwilliger Laune den Uhrmacher Bogs geschrieben, eher uns selbst als sonst Jemand Anderes ironierend. Der Uhrmacher Bogs war nach seiner Einbildung wieder er selbst, sogar vorn im Bilde glaubte er sich zu erkennen. — Alle diese Narrheiten, wie sie damals grünten, hat jetzt die Erde bedeckt und Gras ist darüber gewachsen; aber es

waren gute Zeiten, in denen eine vereinzelte Narrheit noch ein gewisses Aufsehen machte."

„Ich war nach zweijährigem Aufenthalt in Heidelberg in die Heimath zurückgegangen. Arnim blieb noch länger dort und ging dann auch heim, um dort sein Haus zu bestellen. Er führte als Gattin in dasselbe die Schwester des Freundes ein, eine Frau, so verschieden von den Meisten ihres Geschlechts, wie er irgend es von den Meisten sein mochte, die im gelehrten Deutschland aufgeschrieben stehen. Sie liebte und ehrte ihn, wie er es verdiente, und gebar ihm nach und nach vier Siegmunde, Schreimunde, Treumunde und wie sie Alle heißen, deren Geburt er mir fröhlich von Jahr zu Jahr anzeigte, und denen sie eine muttertreue Pflegerin gewesen. Dann kamen die Munda's, alle mit gleicher Freude, wie bei Felix Platter ins Hausbuch eingetragen. Sie gediehen freudig auf dem Lande, in der Freiheit des Kindes der Natur; jetzt hat er sie mit ihrer Mutter und ihrem Schmerze allein zurückgelassen. Was sonst sein Hauswesen betrifft, so gehört nichts davon für die Welt, und ich würde nichts darüber sagen, wenn mir auch in größerer Nähe Bedeutendes aus eigner Ansicht bekannt geworden. Was ich weiß, ist, daß er mir stets heiter und guter Dinge geschrieben, und so auch, wie oft er mir wieder persönlich nahe gekommen, diese Heiterkeit auf seiner Stirne sich nie vermissen lassen. Der französische Krieg hatte sein Vermögen zerrüttet, seine Güter mit Schulden beladen, Processe hatten sich an Erbschaften geknüpft; er hatte eine schwere Aufgabe übernommen, das Alles zu ordnen und wieder herzustellen; aber er verzagte nicht. — Er hatte früher in Göttingen sich mit physicalischen Untersuchungen und Experimenten in seiner geistreichen Weise beschäftigt. Ich bedauerte öfter gegen ihn, daß er diese Beschäftigung aufgegeben; denn es schien

mir immer, daß ausschließliche Beschäftigung mit Poesie nachtheilig und entkräftend auf den ganzen Menschen wirkte; er bezeigte aber nie Lust, den abgelaufenen Faden wieder aufzunehmen. Seine Lebensführung hatte ihm jedoch auf seinen Gütern das paßlichste Bindemittel für jene poetische Verflüchtigung bereitet. Die Natur, die mit ihrer immer wiederkehrenden Kreisbewegung das zu Excentrische gelind einbeugt und zurückführt; der Ackerbau, dies mit dem einfachsten Apparate immer wiederholte, nie versagende Experiment; die Viehzucht, noch jetzt, wie in ältester Zeit, das Leben in einfachster Weise durch befreundete Lebenslinien begrenzend; die Waldwirthschaft, immer übend, in Athem haltend und dabei erquickend — das Alles beschäftigte ihn, befestigte seine poetische Natur, und er durchdrang es wieder mit dieser seiner Poesie, daß er nicht in ihm verbauerte. Mit dem größten Eifer gab er sich diesen Dingen hin."

„Seine Poesie, also getragen von dieser Prosa, hat im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre in die verschiedenen Werke sich ergossen, die er hervorgebracht. Der „Wintergarten" erschien zuerst (1809), eine Sammlung von Novellen, gewissermaßen die Fortsetzung der „Trösteinsamkeit." Dann „Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer," 1811, wie das „Wunderhorn" und „Trösteinsamkeit" im Verlag von Mohr und Zimmer erschienen, und „seinen Freunden und Gevattern, C. Brentano und J. Görres zur Erinnerung guter und böser Tage in Heidelberg" gewidmet, schildert das Studentenleben, mit sicherer Hand gezeichnet, die Judenwirthschaft und Celinde's loses Treiben, Schifferstechen, Ordenswesen, Teufelsbund und Zauberei, im bunten Gedränge die Pilger auf dem Meere, die Teufelsfeier auf dem wilden Elemente, das todte Sündenkind, Kümmeltürke und Waisenhäuser, die Jungfrau mit dem Storche, die Belagerung von

Acra, die Versuchungen in der Wüste, die Aussicht nach Jerusalem, der Harem des Bassa, das Nonnenkloster in Jerusalem, die drei Alten, die Nacht in der Herberge, der Ritterschlag am heiligen Grabe. Alles rauscht, eilt und jagt vorüber wie ein Geisterheer, und der schauende Sinn blickt verwundert in die Bläue über sich und das leuchtend farbige Getümmel, das sie erfüllt. Dagegen ist „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" (1810) mit großer Ruhe und Besonnenheit ausgeführt; ein jetzt öfter als man glaubt vorkommendes Verhältniß ist einfach und klar aufgefaßt, in seinem Fortschritte und seinen Verwicklungen mit Einsicht durchgeführt, und das Ganze in der Composition tadellos und in Licht und Färbung warm. Dann erschienen Novellen, darunter Isabelle von Aegypten, Kaiser Karl des V. erste Jugendliebe, darauf dramatische Arbeiten. Im Jahre 1817 erschienen die „Kronenwächter", zuletzt „Landhausleben", in fünf Erzählungen nach den Wochentagen geordnet, geistreich und lebendig mancherlei behandelnd. Endlich mancherlei Anderes noch, das, durch Almanache und Journale zerstreut, mir nur dem kleinsten Theile nach zu Gesicht gekommen."

„Und hat er nun für alle die schönen Sachen einen schönen Dank bei seiner Zeit und seinem Volke sich gewonnen? Arnim's Werke haben eine liebevolle Anerkenntniß unter seinen Zeitgenossen nicht gefunden. — Unser großes Publikum ist von je schwerfällig und leichtsinnig zugleich gewesen; einige Reputationen hat es sich einreden lassen, und sie zum Sonntagsstaate auf Seite gestellt, im Uebrigen geht's seinem Geschmacke nach, der mehr auf die Masse als auf ausgesuchte Vorzüglichkeit geht."

„Man kann Arnim's Poesie nicht kürzer bezeichnen, als wenn man sie dem Vogelgeschlechte angehörig erklärt. Wie die alte zauberhafte Iynx, so sitzt sie wohlgemuth oben auf

hohem Zweig im Baumeswipfel, unaufhörlich wiegend und wendend mit Zierlichkeit den Kopf, ſchlagend ohne Aufhören mit dem Flügelpaar, wie ein Pendelſchlag pulſirend mit dem Gabelſchweife, bald ſich niederdrückend, dann wieder aufſchnellend, nun zur Rechten, dann wieder zur Linken ſchwingend, immerfort in allen Gliedern von munterm Leben durchzuckt. Selbſt ſeine Proſa kann daher, von dieſem innerlichen Zuck und Blitz unaufhörlich bewegt, nur mit Mühe Anſtand und Schritt behaupten, und macht ſich oft die Luſt, wo ſie ſich ungeſehen glaubt, in einem halbverſteckten Rhythmus aufzuhüpfen. Werden ihr aber die Banden von den Füßen und Flügeln abgenommen und kann ſie nun dem innern Singen und Jauchzen ohne Zwang ſich hingeben, dann ſteigt die Losgekettete in freudigem Jubel zur Höhe auf, wie das geflügelte Jodeln aus der Kehle des Berghirten gerade auf ſich über ihn in die Lüfte ſchwingt und nun hoch über ſeinem Haupte ſich wie der Adler im Kreiſe dreht, nun wallend und ſchlagend ſich auf der Bläue wiegt."

„Arnim hatte nach der Proteſtanten Weiſe ſeinen Glauben ſich ſelbſt geordnet. Durch und durch poetiſch, wie er war, konnte es nicht fehlen, ſeine Poeſie mußte auch ſeine Religion durchdringen und ihr Form und Farbe geben. Ich verhehlte ihm nicht, mich wolle bedünken, es ſei dem Menſchen nicht geordnet, daß er auf Wolken ſich wiegend, von oben herab dieſe Dinge treibe, das Hinaufſchauen ſcheine mir weſentlich, wenn auch Gott überall zu finden; aber er ſchien ſeiner Sache gewiß, und ich hatte nicht zu rechten noch zu richten über ſeine Ueberzeugung, wie er auch über die meine nicht gerechtet noch gerichtet hat."

„Ein hoher, reich begabter Geiſt, ein warmes, blühendes, poetiſches Gemüth, eine edle treue Natur, ohne Wanken und ohne Falſch, und das Alles den Sinnen nun wie ein Rauch

dahingeschwunden. Dieser blühende Dichtergarten, er liegt verwüstet; seine Blüthen hat der Reif getroffen, daß sie trauernd die Häupter senken; das falbe Laub muß zur Erde niederrieseln; alle Kehlen des Gesanges sind auf immerdar geschlossen, Todesschweigen brütet unter den erstarrten Wassern. Das ist der alte Jammer der Vergänglichkeit; sie geht mit dem Jubel des Lebens durch alle Zeit hindurch, und selbst wo der tiefste Ernst die Gesellen ferne hält, behauptet nichts destoweniger doch sie ihr streng unbeugsam Recht. Sie lärmen und toben und gebärden sich wie himmelstürmende Titanen; der Feerißwolf heult in den Chören, denn die Götterdämmerung wird, wie sie sagen, als Spektakelstück aufgeführt, und auch der Tod soll mitspielen in seiner Rolle; der aber schreitet ohne Larve und Kothurn und unverkleidet, kalt und achtlos auf Takt und Kontrapunkt und Stimmung durch die Poltermette, und nimmt sich, was nach seinem Rechte ihm verfallen. Der Beste hat keinen Freibrief, wohl aber der Schlechteste seine Frist. Es ist immer so gewesen und wird immer so sein, das ist der leidige Trost, mit dem die Orientalen ihr Leid niederreden. Wir haben einen bessern: Es ist durch höhern Rathschluß also verordnet, und wie die irdische Liebe unten entgegenstehend und nachsehend an den Pforten des Eingangs und des Ausgangs harrt, so noch mehr oben das wachende Auge des Höheren, Jeden entlassend und zu sich entbietend, wenn seine Zeit gekommen. Keiner, den sie ausgesendet, mag dieser Sendung sich entziehen oder ihr entzogen werden; Keiner, der von hinnen geht, ist ungerufen und, ehe seine Sendung abgelaufen, davongegangen."

Wir lassen hier nun die Briefe folgen, welche Arnim an Johann Georg Zimmer schrieb.

Ich grüße Sie herzlich, werther Freund, in meinem Namen, auch im Namen meiner Freundschaft zu Clemens, dessen Sie sich in Zeiten des Unglücks so liebreich angenommen. Hat mich auch die wunderbare Zeit mannigfach in andrer Art ergriffen und zerstörend in mir geschaffen; hab' ich doch das Volksliederwesen fortdauernd lieb behalten, bin auch nicht durch das viele Gerede gestört worden, habe ruhig fortgesammelt, so auch Clemens; er hat Ihnen geschrieben, wie wir schon im zweiten Theile chaotisch sitzen, und er wird reich, ohne der Ausstattung eigner Arbeit so viel wie der vorige zu bedürfen. Ein paar Sammlungen fehlen uns noch, die wir Ihnen recht dringend empfehlen, uns zu verschaffen: 1) Der Tiroler Sammler, wie ich glaube, eine Wochenschrift; 2) Seckendorf's neuer Musenalmanach, Regensburg. Er zeigte ihn mir in den Probebogen schon in Weimar, er muß jetzt fertig sein, es sind einige schöne Volkslieder darin, die wir mit unsern Abschriften vergleichen müssen, überhaupt wird alles fleißig ausgedrückt, die Schalen mag sammeln, wer will. In der Arbeit, wo sich eine außerordentliche Zahl schöner Kinderlieder fanden, entwickelten wir den Plan, sie zusammen als Anhang des Wunderhorns abdrucken zu lassen, so daß die ernsthaften Leser nichts damit zu thun hätten, und Sie den Vortheil des einzelnen Verkaufs; es werden vielleicht vier fünf Bogen, aber wie ich glaube einzig originell, wie es kein Volk als die Deutschen aufzuweisen, so ganz ohne vornehme Herablassung gegen die Kinder, so ganz Kind mit. Ich sah in Göttingen, wo ich vor ein paar Tagen war, eine sehr schöne Zeichnung von den beiden Riepenhausen, eigentlich zu „Flore und Blanscheflur" von Sophie Bernhardi*) be-

*) Tieck's Schwester, später verehelichte von Knorring. Von Conrad Flecke um 1230 gedichtet. Die Bearbeitung erschien 1822 mit Vorrede von A. W. Schlegel.

ſtimmt, aber jetzt entbehrlich, da dies ohne Kupfer erſcheint: ein Knabe und ein Mädchen, die zwiſchen Blumen ſtehen, das meinte ich im Umriſſe auf den Titel zu ſetzen. Schreiben Sie uns, ob Sie es billigen.

Auf das Titelblatt des zweiten Theils können wir das alte Horn, das in Schleswig gefunden, abbilden laſſen, um zu characteriſiren, wie das reine alte Lied immer hervortritt, nachdem der Knabe geblaſen. Vorreden und Nachreden möchte ich nicht gerne, es iſt mir das Ekelhafteſte in unſrer Literatur, das viele Schreiben über die Dinge, welches den Dingen Platz nimmt, lieber ein paar Lieder mehr und etwas Geſichtspunkt weniger — beim erſten Theile war es nothwendig und hat gutgethan — vor den einzelnen Liedern mögen einzelne gute Worte hier Platz finden. Meine eigne Reiſebeſchreibung durch das deutſche Volk mag künftig einmal erſcheinen, wenn die Parteien der Zeit ſich anlachen. Bei Meyer*) in Weimar ſah ich eine hübſche Vignette, die vielleicht bei einer zweiten Auflage des erſten Theils, wozu ebenfalls alles bereit iſt, benutzt werden kann. Zu Weihnachten denk' ich in Frankfurt zu ſein, bis dahin ſoll Alles fertig ſein, vielleicht können wir da zuſammentreffen, vielleicht kann der Druck auch eher anfangen, vielleicht können wir dann auch reden über die Herausgabe vieler eignen Arbeiten, die ich als Reiſebeſchreibung bekannt zu machen denke. — Ich mag Sie nicht bemühen mit allen einzelnen Grüßen und Erinnerungen, die mir bei dem Gedanken an Heidelberg lebendig werden. Manches hat ſich wohl auch da geändert, was ich noch mit friſchem Schimmer ſah; ich bin ſo treu, daß ich mir noch gar nicht denken darf, daß die gute Brentano in dem Häuschen am Neckar fehlt, bis ich es leer oder verſchloſſen gefunden habe. Grüßen Sie

*) Joh. Heinrich, Director der Zeichenſchule 1759—1832.

alle meine Bekannte, so wie es jeder gern hat, denn ich möchte Jedem etwas Liebes zum Willkomm sagen, das Beste aber sagen Sie Sich selbst im Namen Ihres ergebenen Wunderhornisten

Achim Arnim.

Cassel, den 28. November 1807.

Lieber Zimmer!

Ihre beiden Briefe habe ich erhalten, Anzeigen mancherlei gefunden. Ich habe Ihnen Unrecht gethan, insofern ich argwöhnte, Sie wollten mir nie wieder schreiben. Es ist die Zeit des Unrechts, nach Fichte, doch nicht der Undankbarkeit, so danke ich denn herzlich für jedes Zeichen guter Erinnerung. Die kleine Verschreibung auf das mit den Jahrbüchern Verdiente, die Sie mir schickten, habe ich mir von Reimer auszahlen lassen, der es Ihnen in der nächsten Ostermesse abziehen muß. Es ist hier fürchterlich knappe Zeit; die mit Frankreich abgeschlossene Convention vernichtet uns mehr als irgend ein Krieg; auch das Wenige konnte mir helfen. Ich sende eine von den aufgetragenen Recensionen, über den Attila*), die ich mit Lust geschrieben. An Creuzer bin ich noch von einer Schlangenbader Reise Fuhrmannslohn schuldig, er konnte es mir immer nicht angeben, wieviel es auf mich betrage, haben Sie die Güte, es aus dem diesjährigen Jahrbücher-Honorar zu berichtigen. — Nehmen Sie sich in Acht mit allem neuen Verlage, so wenig ich es glauben möchte, so gewiß ist es doch, daß wenig Leute mehr im Stande sind, Bücher zu kaufen. Sie werden den Unterschied hart genug auf der Messe fühlen. Die bedeutendsten Bücher, die Jeder

*) F. L. Werner: Attila, König der Hunnen. Eine romantische Tragödie in fünf Akten. Berlin, 1808.

leſen möchte, ſind hier oft gar nicht aufzutreiben, doch unternehmen die Buchhändler über Erwarten viel. Ich gebe bei Reimer eine Novellenſammlung heraus (der Wintergarten). Sie werden es mir nicht als Mangel der Freundſchaft anrechnen, daß ich ſie Ihnen nicht angetragen, da Sie mir beſtimmt ſagten, daß Sie alle Unternehmungen aufſchöben oder aufgäben für das nächſte Jahr, um aus dem Drange des Geſchäfts ſich herauszuhelfen; auch würde Ihnen der Druck hier theuer und umſtändlich geweſen ſein. Ich wünſchte blos darum ein beliebter Schriftſteller zu ſein, Sie reich zu ſchreiben.

Hagen und Büſching geben eine Sammlung der älteren Volksbücher*) bei Hitzig heraus, woran ich Sie oft erinnert; ein paar Jahre früher wäre das Unternehmen ſehr vortheilhaft geweſen, und in Brentano's Sammlung waren ſie ſo vollſtändig, als dieſe ſie jetzt aus allerlei Bibliotheken zuſammentrieben. Brentano's letzte Anzeige wegen eines Anhangs zum Wunderhorn, der die Geſchichte und Literatur des Volksliedes auf ein paar Bogen enthalten ſoll, ſcheint mir ein Ding der Unmöglichkeit. Grimm's ſind derſelben Meinung, und haben ihm ihre Mitarbeit, worum er ſie gebeten, abgeſchlagen. Ohne Ausführlichkeit würde dieſe Geſchichte wenigſtens drei Bände fordern, denn gerade die bedeutendſten Sachen für die Geſchichte der Lieder enthält unſere Sammlung gar nicht, weil ſie nie auf die Geſchichte, ſondern auf das Gegenwärtige Rückſicht genommen; endlich würde der Gewinn ſo unbedeutend ſein, als wenn Napoleon die Vornamen aller ſeiner Soldaten auswendig wüßte. Dieß bleibt unter uns, ich wollte Ihnen nur anzeigen, daß ich keinen Theil daran habe. Herzlich Ihr

Achim Arnim.

Berlin, den 25. März 1808.

*) Buch der Liebe. I. Triſtan und Iſolde ꝛc. Berlin, 1809.

Lieber Zimmer!

Auf Voſſens Antwort iſt ſchon wieder geantwortet, laſſen Sie Sich das Blatt von Creuzer zeigen. — Wiſſen Sie, daß die Ringſeiſe u. ſ. w. Jugendblätter in Landshut herausgeben, die ſie unter ſich eine Fortſetzung der Einſiedlerzeitung nennen? Ich habe noch nichts davon geſehen. — Zu welcher Partei hält ſich die Rudolph'ſche Penſion, zu mir oder zu Voß? Grüßen Sie Hulda*) herzlich. Ich wollte es wäre alles Gute in der Welt ſchon ausgegoren und wir tränken zuſammen vom Beſten und Ihr Kleiner rückte auch ſchon ſein Glas heran und Ihnen fielen bei der Geſundheit die harten Thaler zur Taſche hinaus. Herzlich der Ihre

Achim Arnim.

Berlin, den 25. Januar 1809.

Lieber Zimmer!

Die beigelegten zwei Recenſionen über Schlegel**) und Goldfaden***), deren ſchnellen Abdruck (in den Jahrbüchern) ich wünſche, bitte ich Wilken mit vielen Grüßen von mir zu übergeben. Den Schlegel hat mir Böckh, den Goldfaden Creuzer aufgegeben. Meinen letzten Brief, mit allerlei Anfragen und einer Einlage an Böckh, werden Sie erhalten haben, insbeſondere intereſſirt mich die Abſendung der verſchiedenen Packete mit Wintergarten, beſonders nach Landshut, wo die Leute ganz ungeduldig über meine Fahrläſſigkeit werden. Welche Schwierigkeiten hat eigentlich Creuzer in Holland gefunden? Herzlichen Gruß, wenn Sie an ihn ſchreiben. Daub

*) Mereau, Stieftochter Clemens Brentano's, ſpäter verehelichte Ullmann.

**) Fr. Schlegel's Gedichte. Berlin 1809.

***) Von Clemens Brentano nach Georg Wickram. Heidelberg, 1809.

hat meine Anzeige von Jung's (Stilling) Geistertheorie noch nicht abgedruckt. Findet er etwa jetzt Anstoß? Ich habe sie ihm damals zur Prüfung vorgelesen, und er schien damit zufrieden. Fragen Sie ihn doch bei Gelegenheit.

Der Himmel erhalte Sie und die Ihren in stetem Wachsthum und Fruchtbarkeit.

A. Arnim.

Berlin, den 29. Juli 1809.

Lieber Zimmer!

Sie werden das Verzögern meiner Antwort keiner bloßen Nachlässigkeit zuschreiben; ich muß so manchen Brief in Geschäften, die mir ganz gleichgültig sind, wenn sie gleich meine eignen genannt werden, abgehen lassen, daß mir die Worte, zu einem alten Freunde geredet, wahre Erquickung sind. — Bei Reimer habe ich mich erkundigt, ob Sie eine gute Messe gemacht. Er sagte mir, daß wohl Keiner sehr zufrieden damit gewesen, daß es aber doch mit Ihnen gut stehen müsse, da Sie ihm A. W. Schlegel's Werke nicht überlassen wollten, deren Verlag er Ihnen hätte abkaufen wollen. Ich glaube, diese sowohl wie Maler Müller's Werke schlagen gut ein. Machen Sie sich doch durch ein Geschenk Bücher mit Böttiger*) bekannt, er kann sehr viel zur Verbreitung thun, es bedarf bei ihm keiner Umschweife, er ist ganz käuflich. Daß Ihnen die Feindschaft der Voße viel Schaden thut, ist unleugbar, doch fürchte ich, daß Sie die Freundschaft mit dem Unternehmen des Tibull, den Cotta ausgeschlagen hat, zu theuer bezahlen.

*) K. A., seit 1791 Director des Gymnasiums in Weimar, seit 1804 Hofrath und Studiendirector in Dresden, Gegner der Romantiker und Goethe's, dagegen von Tieck im „gestiefelten Kater" verspottet und von A. W. Schlegel im Lit. Reichsanzeiger hart mitgenommen. (Verf. von: „Literarische Zustände und Zeitgenossen".) Gest. 1835.

Was hat es geholfen, daß Sie dem Schreiber die „Aesthetik“ in die Welt befördert? Er hat „Halle und Jerusalem“ im Morgenblatt mit aller Niederträchtigkeit zu besudeln gesucht, und das nicht der Sache wegen, da wäre Zeit gewesen, wenn es vertrieben, sondern im Voraus, um den Absatz zu hindern. —

W. Grimm's altdänische Heldenlieder (1811 Mohr und Zimmer) sind überraschend schön, Alles freut sich hier daran, Niebuhr und andere Gelehrten erkennen sowohl die Trefflichkeit der Uebersetzung wie der Anmerkungen, dessen ungeachtet bin ich gewiß, daß die hämischen Schandbuben es ausschimpfen. Ich werde es recht gern in Verbindung mit Niebuhr recensiren; aber ich bin nicht mehr zu den Heidelberger Jahrbüchern aufgefordert, für die andern mag ich nichts thun. Auch das Eigenthümliche in Müller's Werken würde ich gern darstellen. Uebrigens gestehe ich Ihnen, daß ich es vortheilhafter gefunden hätte, daß Sie die Jahrbücher ganz aufgegeben hätten, statt sie in gegenwärtiger Form langsam absterben zu lassen. —

Ich lebe hier sparsam in einem kleinen Häuschen, und bin vergnügt. Wäre ich Goethe, so schrieb ich Sie in einem halben Jahre reich. Bleiben Sie gesund mit Weib und Kind.

Achim Arnim.

Berlin, den 28. Juni 1811.

Lieber Zimmer!

Seit drei Wochen bin ich wieder in mein Museum zurückgekehrt, meiner Frau hat die Reise nicht geschadet und mir hat sie viel Vergnügen gemacht. Savigny fand ich wohl und in seinem Literaturwerke weit fortgerückt. Ich erinnerte ihn an sein Versprechen, es Ihnen zum Verlag zu geben, wenn

Sie noch Luſt dazu hätten. Doch zweifle ich, nachdem, was Sie mir über Ihre Verhältniſſe geſagt haben; ſollte Ihnen aber der Geldquell aufgegangen ſein, ſo wüßte ich Niemand, dem ich den Vortheil lieber gönnte, der bei dem Werke ſehr wahrſcheinlich iſt. Es wird ein Werk von etwa vier ziemlich ſtarken Bänden, es ſind Savigny für den Bogen drei Louisdor geboten und ein Nachſchuß, in ſofern über eine gewiſſe Zahl Exemplare verkauft werden. Sie ſehen daraus, daß dies Unternehmen ein bedeutendes Capital fordert; ob Sie dazu geneigt ſind, möchte ich recht bald von Ihnen erfahren. — Ich bin gewaltig in der Arbeit, zwei Bücher erſcheinen von mir Oſtern, das eine hoffe ich, ſoll die Aufmerkſamkeit auf „Halle und Jeruſalem“ wieder lenken.

Viel Grüße an alle Bekannte, an Hulda, an Frau und Kind von Ihrem

Achim Arnim.

Berlin, 1. März 1812.

Wir fügen hier noch eine kurze Darstellung des Lebens von L. A. von Arnim's Ehegattin bei.

Anna Elisabeth von Arnim,

geborne Brentano, ist geboren den 4. April 1785 in Frankfurt a. M. Sie war fünf Jahre alt, als ihre Mutter starb, und wurde in einem Kloster zu Fritzlar erzogen. Ihren Anlagen gemäß lernte sie mancherlei, doch nicht gründlich; sie las viel, aber ohne rechte Auswahl. Im Jahre 1801 kam sie wieder nach Frankfurt, wo sich Goethe's Mutter ihrer annahm; obwohl das v. Cronstett'sche Stift der Aufenthalt Bettina's war, hielt sie sich doch viel im Goethe'schen Hause auf; auch beim Fürsten Primas verkehrte sie. Sie erhielt Unterricht von Privatlehrern. Die Grundzüge ihres Characters standen freilich fest, als sie wieder nach Frankfurt kam; klug und verwegen, keck, überschäumend, aufbrausend und gutmüthig, lässig und ausdauernd, phantastisch, die feste Form verschmähend. Sie legte sich nicht den geringsten Zwang an, auch außer dem Hause, gab sich aber immer natürlich und wahr, und stellte Jedem, dem ihre Individualität nicht gefiel, frei, den Verkehr mit ihr abzubrechen. Oft und viel hielt sie sich bei ihrer Großmutter La Roche auf, die seit 1780 in Offenbach lebte. Die französischen Ideen, welche die Welt erfüllten, empfing sie hier. Was das Kloster ihr von orthodoxen Ideen eingepflanzt hatte, wurde hier wieder aus ihrer Seele gejätet. Im Jahre 1807 erfüllte sich die Sehnsucht ihres Lebens: sie lernte Goethe kennen — sie kam mit ihrer Schwester im Juni dieses Jahres nach Weimar. Im Jahre 1811, am 11. März, reichte sie L. A. von Arnim die Hand zum ehelichen Bunde. Auf dem Gute

Wiepersdorf brachte das Paar die längere Hälfte des Jahres zu. Sie widmeten sich beide der Bewirthschaftung des Gutes und der Erziehung der Kinder, denn in schneller Folge stellte sich eins nach dem andern ein: fünf Knaben und zwei Mädchen. Urgesunde Fröhlichkeit war die Grundstimmung im Hause. Eine der schönsten literarischen Früchte von A. von Arnim's Muse ist die Novellensammlung: „Landhausleben", in welchem Oertlichkeiten, Umgebung und Leben auf dem Gute, mit poetischen Ausschmückungen, geschildert sind.

Bettina spielte in den Jahren ihres Ehestandes durchaus eine inactive Nebenrolle. Ihr sprudelnder Geist hielt an sich; sie suchte sich harmonisch in den bescheidenen Verhältnissen zu beschränken. Ihren Gatten verehrte sie und trug ihn auf den Händen, und erhob nie den Anspruch, mehr zu sein und mehr zu gelten als seine Gemahlin. Diese Jahre ihres Lebens waren ihr eine Zeit der inneren geistigen Sammlung; die Fülle von Gedanken, Vorstellungen, Anschauungen, die in ihren spätern Werken zu Tage treten, mögen sich damals in ihr gebildet und aufgespeichert haben. — Einen Theil des Jahres verlebten die Gatten in Berlin. In den dortigen Gesellschaftskreisen, außer Savigny, besonders den Brüdern Humboldt, Varnhagen und Rahel, mag sie die feinen Fäden zu dem Gewebe geknüpft haben, mit dem sie später die Welt überraschte. — Das zweite Decennium des Ehelebens neigte sich dem Ende zu — am 21. Januar starb L. A. von Arnim auf seinem Gute.

Bettina weinte und schrie, rang die Hände und wußte in ihrem Schmerz sich nicht zu fassen. Im Jahr 1832 starb Goethe. — Was sie dem Hingeschiedenen bei dessen Lebzeiten nicht hatte sein dürfen, das wollte und mußte sie ihm nach seinem Tode werden. Der Kanzler Müller sandte ihr auf ihr Verlangen aus Goethe's Nachlaß die Briefe zurück, die

sie an ihn gerichtet; sie selbst besaß eine große Anzahl Briefe von ihm. Dieß mußte das Fundament und das Material für das Denkmal sein, das sie ihm zu setzen gedachte. Im Jahr 1835 erschien das Werk ihrer Feder: „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde." (Alberti.)

Vilmar spricht sich folgendermaßen über das Werk aus: „Auf eine eigenthümliche und glückliche Weise hat Bettina Arnim die alte Lehre der romantischen Schule, die Einheit der Poesie mit dem Leben herzustellen, in ihrem Roman „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" verwirklicht. Das ganze ist so innig durchhaucht von dem Geiste lebendiger Poesie, das hier geschilderte Leben ist so ganz ein poetisches Leben, daß man sich in die Zeiten der Minnesänger versetzt glaubt, in welchen das Leben Poesie und Poesie das Leben war. Daß man das Buch als Erzählung geschichtlicher Begebenheiten nahm, hat ihm, wie das wohl öfter geschehen ist, in der Meinung mancher Zeitgenossen unverdienten Abbruch gethan."

Seit dem Jahre 1838 beschäftigte sie die Herausgabe der Werke ihres Mannes, die zuerst 1839 ff., dann in einer neuen Ausgabe 1853 ff., 22 Bände umfassend, erschienen sind. In demselben Jahre gab sie ihre eigenen Schriften in elf Bänden heraus. In der Nacht vom 19. zum 20. Februar 1859 starb sie. Auf dem Arnim'schen Familiengut Wiepersdorf ruht sie unter einer Erdendecke mit ihrem Manne.

II.

Clemens Brentano.

Gruß dir, Romantik! Träumend zieh ich ein
In deinen schönsten Zufluchtsort am Rhein!
Die Kirchenfahnen flattern, halb entrollt! —
Ihr allzeit Klugen, die ihr wissen wollt,
Was alles Ding, auch was dies Lied bedeute:
Der Lettner glüht, die ewige Lampe flammt —
Nennt für Brentano es ein Todtenamt!

Ferd. Freiligrath.

Clemens Brentano.

Von Tremezzo am Comersee, wo jetzt noch das Stammhaus der Familie Brentano steht, war Peter Anton Brentano nach Frankfurt am Main übergesiedelt und hatte daselbst ein Handelshaus gegründet, welches durch Fleiß und weise Führung eines der bedeutendsten dieser Handelsstadt wurde. P. A. Brentano hatte sich im Jahre 1774 in zweiter Ehe mit Maximiliane Euphrosine von La Roche verbunden. Aus dieser Ehe ist Clemens am 8. September 1778 im Hause der Großeltern zu Thal Ehrenbreitstein entsprossen.

Der Knabe wurde der Obhut der Schwester seiner Mutter, Luise von Möhn in Coblenz, anvertraut. Er besuchte eine Zeitlang das dortige Gymnasium. Nach der Schilderung, welche er in einem Briefe an seine Schwester Bettina von dem Leben im Hause der Tante macht, hatte er keine angenehmen Erinnerungen an diese Jugendjahre, wie er dies auch in einem der Gedichte aus der Kindheit aussprach:

„Getrennet lebte fern ich von den Meinen
In strenger und unmütterlicher Zucht.
Denk' ich der Zeit, seh ich sich mir versteinen
Die Tage in des Lebens Blumenflucht,
Wie kleine Gärten zwischen steilen Mauern,
Die nie ein Sonnenstrahl hat heimgesucht; —
Ich fühlte elend mich und tief verwaist."

Von dem Gymnasium abgerufen, sollte Clemens jetzt auf dem Comptoir seines Vaters in Frankfurt die Handlung erlernen. Daß der dichterisch angelegte Jüngling sich bei diesem Berufe nicht wohlfühlte, und seine in Folge dessen ausgeübten muthwilligen Streiche dem ernsten Vater, der

den Sohn gern zu der Lebensbahn heranbilden wollte, die ihn zu Wohlstand und Ehre geführt, Kummer und Sorge machten, und somit Verdruß nicht ausblieb, liegt nahe. Da den Vater der Muthwille des Sohnes an der Bekehrung des Wildfangs in seinem Hause verzweifeln ließ, gab er ihn zu einem Geschäftsfreunde Langensalza's in die Lehre. Von dort schreibt Clemens an seinen Bruder Franz: „Deinen Brief voll reiner brüderlicher Liebe habe ich mit inniger Rührung gelesen und wünschte dir jetzt schon durch eine aufrichtige Antwort beweisen zu können, wie sehr wahr ich halte, was du mir gesagt hast, und wie sehr ich suchen werde, daß ich deine Hochachtung einstens mir erwerben und deine Liebe verdienen möge. Lieber Bruder, mit vielem Wohlgefallen reiste ich ab, denn in Frankfurt wat nichts für mich zu hoffen. Was hier zu lernen ist, werde ich mir einzuprägen suchen, nur fehlt es hier ganz an Meistern, und überhaupt ist der Ort sehr beschränkt, was Künste und Wissenschaften betrifft. Darum erwarte ich so sehnlich meine Kiste, in der meine Rechenbücher, Vorschriften und eine Menge nöthiger Geräthschaften und viele nützliche Bücher sind, die mir hier in den freien Stunden manche belehrende Unterhaltung geben können."

An die Frau seines Bruders schreibt er: „Ich bin recht traurig, liebe Seele, ich wollte ich könnte zusehen, wie du deinem Kinde die Suppe reichst, und neben dir auf einem Schemel sitzen, das würde mir wohl thun. — Es ist eigentlich nicht recht, daß ich dir jetzt schreibe, weil es so traurig wird; aber verzeih, es ist mir das Süßeste und Tröstendste, ja das einzig Mögliche. Ich habe viele gute Freunde, aber sie sind es nur wegen meines äußeren Wesens, ins Innere kann die Freundschaft niemals blicken, da reicht nur die Liebe hin, ohne zu verwunden. — Es ist schon

wieder ein Tag vorüber. — Ich hätte dir dieſen Brief ſchon geſtern ſchicken können; aber du dauerteſt mich, ich dachte: morgen wird dir vielleicht wohl ſein, da kannſt du der T. was ſchreiben, worüber ſie ſich freut; aber es iſt nicht ſo geworden. Ich bin mit Fleiß ſpazieren gegangen, habe aber die Freude draußen nicht gefunden. — Es iſt ein trauriges Loos, Wunder und Worte gegen ſeinen Glauben erſtehen zu ſehen, ſeinen Vater zu lieben und von ihm gequält zu werden. — Ich werde in Zukunft immer mich an dich wenden, liebe T.; denn dein Weſen ſcheint mir recht herzlich und froh, auch biſt du mit dir ſelbſt eins, weil dein Loos ſchön iſt, wie du in meines guten Bruders Armen. Wenn du mir auf dieſen Brief bald antworteſt, ſo bin ich recht fröhlich, und jetzt habe ich doch wieder etwas zu hoffen. Doch um eins muß ich dich recht herzlich bitten, meinen Brief nicht andere Menſchen leſen zu laſſen, beſonders wo ich klage oder vielmehr ſage, wie es mit mir iſt. Die armen Leute haben überhaupt ſo eine äußerſt verrückte Idee von mir, daß es nicht taugt, ihnen noch andere mitzutheilen. — Ich büße noch bis jetzt, ſeit langer Zeit her, in meiner Familie für Fehler, die ich nicht begangen habe. Gott gebe, daß meine Familie durch mißverſtandenes Helfenwollen mein Unglück nicht befördert, und es als ihr Werk erfahren muß. Wache, wenn du kannſt, daß Franz mir gut bleibe."

„Verſe, in denen Clemens in ſcherzender Weiſe der Schwächen der Hausfrau ſeines Principals gedachte, und dieſer in des Lehrlings Zimmer gefunden, ſollen die Veranlaſſung geweſen ſein, daß er nach einem halben Jahr (1796) ſeinem Vater nach Frankfurt zurückgeſandt wurde, auf deſſen Comptoir er nun wieder arbeitete. Aber auch da war ſeines Bleibens nicht; der Vater erkannte, daß ſein Sohn zum Geſchäftsleben untauglich, und entſchloß ſich, ihm nun die Wahl ſeines

künftigen Berufs zu überlaſſen. Clemens ſuchte nun in einer Anſtalt der Nachbarſchaft die verſäumten Schulſtudien nachzuholen, und ging dann nach ſeines Vaters Tode (1797) im Herbſt nach Jena auf die Univerſität. So ward er in die geiſtigen Strömungen hineingezogen, welche damals den Norden Deutſchlands bewegten. — Von den Studien ſeiner Univerſitätsjahre erzählt Brentano wenig, auch hatte er ſeine raſch voranſchreitende geiſtige Entwickelung wohl weniger dem in den Hörſälen Vorgetragenen zu danken, als Selbſtſtudien und ſeinem Umgang mit den Sternen erſter Größe, die damals in Jena und Weimar glänzten, in deren Kreis ihn Wieland einführte, der den Enkel ſeiner Jugendfreundin La Roche wie einen Sohn aufnahm." (Brentano's Werke 8. Band.)

Brentano blieb bis zum Sommer 1800 in Jena; während dieſer Zeit hielten ſich die beiden Schlegel, L. Tieck und zeitweiſe Novalis dort auf, auch Savigny ſcheint er damals dort geſehen zu haben. Die Romantiker entfalteten in dieſer Zeit ihre vollſte und üppigſte Blüthe. Damals ſchrieb Brentano den Roman „Godwi", der unter dem Autornamen: „Maria" 1801 in Bremen erſchien. Im Sommer dieſes Jahres ſchrieb er das Luſtſpiel „Ponce de Leon", das aber erſt 1804 erſchien, da es durch einen Zufall während 14 Monaten nicht in ſeinen Händen war. Auf Grund ſeiner Bekanntſchaft mit der Limburger Chronik ſchrieb er 1803 die „Chronika eines fahrenden Schülers", die aber leider unvollendet blieb, und zum erſtenmal in Förſter's Sängerfahrt erſchienen iſt. Ins Jahr 1803 fällt auch ſeine Verheirathung mit Sophie Mereau, geb. Schubert, nachdem ſie 1802 von ihrem erſten Manne, Profeſſor Mereau in Jena, geſchieden worden war.

Mit ſeiner Frau lebte er zuerſt in Marburg, dann von 1804 an in Heidelberg.

Im Frühjahr 1804 war ihm sein erstes Kind geboren, das aber nicht lange am Leben blieb. Am 31. October 1806 starb seine Frau im Wochenbett. Eine Tochter aus erster Ehe, Hulda, blieb nach der Scheidung bei der Mutter, wurde dann im Institut der C. Rudolphi erzogen, und später die Frau des Professor Ullmann in Heidelberg. An diese Stadt fesselte Brentano auch noch nach dem Tode seiner Frau die Anwesenheit von Görres und Arnim. Ueber das Zusammenleben der Freunde theilt Karl Bartsch Folgendes mit: „Brentano war ein äußerst anregender, wenn auch eigenartiger Gesellschafter. Er liebte es vorzulesen, so las er jeden Sonntag einer Gesellschaft, an welcher Görres, der Buchhändler Zimmer, Studenten ꝛc. Theil nahmen, Shakespeare'sche Stücke vor. Auch durch Gesang unterhielt er seine Umgebung in anmuthiger Weise. 'Es war, schreibt Eichendorff, wahrhaft zauberisch, wenn er selbst componirte Lieder oft aus dem Stegreif zur Guitarre sang. Dies that er am liebsten in Görres einsamer Klause, wo die Freunde allabendlich einzusprechen pflegten; und man könnte schwerlich einen ergötzlichern Gegensatz der damals florirenden Thee's ersinnen, als diese Abendunterhaltungen, häufig ohne Licht und brauchbare Stühle, bis tief in die Nacht hinein; wie da die Dreie alles Große und Bedeutende, das je die Welt bewegt hat, in ihre belebenden Kreise zogen, und mitten in dem Wetterleuchten tiefsinniger Gespräche Brentano mit seinem witzsprühenden Feuerwerk dazwischen fuhr, das dann gewöhnlich in ein schallendes Gelächter zerplatzte.'

Die Schriften, die er hier, 1806 und 1807, mit diesen Freunden herausgab: „des Knaben Wunderhorn" mit Arnim, und „Wunderbare Geschichte von BOGS*) dem Uhrmacher"

*) In dem Namen „Bogs" sind die Anfangs- und Schlußbuchstaben der Namen beider Verfasser: B—o Brentano, und G—s Görres vereinigt.

mit Görres, geben Zeugniß von dem gemeinſchaftlichen Intereſſe, welches ſie verband. Ueber Brentano's Thätigkeit im Sammeln der alten Lieder iſt uns ein Beiſpiel aufbewahrt von Hofrath Kohler: „Es war im Januar 1802", ſchreibt dieſer, „als ein junger Mann in mein Studentenzimmer in Jena trat, ſeinen Ueberrock abwarf und ohne Weiteres ſagte: 'Ich bin Brentano.' Da ich fragte, von wo er herkomme, erwiderte er, er komme von Marburg von Savigny, und ſei über Göttingen gereiſt, wo er A. Winckelmann geſprochen. Er ſetzte bei: er wolle mich plündern, denn Winckelmann habe ihm geſagt, daß ich eine Maſſe öſterreichiſcher und ſchwäbiſcher Volkslieder beſitze. Brentano ſäumte nicht, nach und nach alle dieſe Lieder ſich anzueignen." Im Jahre 1807 hielt ſich Brentano längere Zeit in Caſſel auf, 1808 und 1809 in Landshut bei Savigny. In dieſem Jahre gab er bei Mohr und Zimmer eine Erneuerung des Jörg Wickram'ſchen „Goldfaden" heraus. Nach einer unglücklichen kurzen zweiten Ehe ging er im Herbſt 1809 nach Berlin, wo er mit Unterbrechungen bis zum Jahre 1818 wohnte, und ſeine „Märchen" ſchrieb (die aber erſt nach ſeinem Tode erſchienen) ſowie ſeine beiden Novellen „Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl" und „die mehreren Wehmüller."

In Berlin lernte er 1809 Chamiſſo kennen, der in einem Briefe an Varnhagen von Enſe ſich alſo über ihn äußerte: „Hier erfüllt der gefeierte Clemens Brentano die Bühne, und vor dieſer Erſcheinung kommt Keiner zu Wort und Nichts zur Sprache. Sein ungehaltener ſprühender Wort- und Witzſtrom iſt wirklich unterhaltend." Im Jahre 1810, den 21. Januar, ſchrieb er aus Berlin an den Maler Ph. Otto Runge (einen Freund Zimmer's) in Hamburg. Wir theilen aus dieſem Brief Folgendes mit: „Sie leſen hier die Zeilen eines Menſchen, von deſſen großer

Liebe zu Ihnen, in so fern er Sie durch Ihre Arbeiten und aus der Schilderung jener Freunde kennt, welche er mit Ihnen theilt, wie Sie vielleicht von Zimmer, Steffens oder Luise Reichardt bereits gehört haben, und es ist nur die Furcht, daß jene geliebten Menschen mich noch nicht bei Ihnen eingeführt haben möchten, welche mich seit langer Zeit abgehalten hat, Ihnen zu schreiben, denn ich habe eine Bitte an Sie seit lange auf dem Herzen. Sie werden vielleicht selbst schon erfahren haben, daß man sich mit Wünschen und Hoffnungen so herzlich herumtragen kann, daß man endlich glaubt, es sei Alles bereits gelungen und erfüllt, ja mir ist es mit solchen Täuschungen in meinem Leben einigemal schon so ernstlich ergangen, daß ich im vollen Genuß des Planes bis zur Sättigung gelangt und dadurch um das Werk selbst gekommen bin, das zwischen beiden liegen sollte. So soll es mir aber diesmal nicht gehen, und ich will Ihnen darum mein Herz ausschütten."

„Ich habe sowohl innerlich als äußerlich ein an bitteren, schmerzlichen und wohlthätigen, süßen Erfahrungen reiches Leben gelebt. Große Freuden und Leiden sind, mit einer dunkeln grausamen Phantasie sich in mir wiederspiegelnd, über mich ergangen. Der Tod hat mir genommen, was das Leben mir gegeben, und ich erkenne ruhig die Hand Gottes. Das Talent, Dichterwerke zu lieben und zu verstehen, und, was ich selbst liebe und verstehe, zu dichten, würde ich gewiß lauter vor der Welt ausgesprochen haben, wenn nicht Alles, was ich dichten mochte, zu sehr die heiligere Geschichte meines Innern gewesen wäre, als daß ich es ohne Frechheit in das laute untheilnehmende Tagewerk der Welt hätte einfügen dürfen. Bei dieser Art von Zurückhaltung verlangte ich bald nach dem, was ich doch selbst besaß, und da es mir von außen nicht gegeben wurde, so

verzehrte ich endlich meinen eignen Ueberfluß, so daß ich bald meine zurückgehaltene Freigebigkeit in Durst verwandelt sah. Mein Paradies war untergegangen, nur sein Firmament stand noch über mir; meine Berge waren nicht mehr, aber der Schimmer ihrer Abendsonne schwamm noch in der Luft. — Die Sache nun ist die: Es entstand in mir die Begierde, ein Gedicht zu erfinden, wie ich gern eins lesen möchte. — Der Titel würde sein: Die Erfindung des Rosenkranzes. Befürchten Sie kein modernes christlich geschminktes Geklimper, das mir höchst zuwider: Das Ganze ist lebendige Begebenheit, doch ohne Grundlage einer Legende, von mir erdacht, deren Schuld und Buße sich mit der Erfindung des Psalters löst, und diese ist mit demselben verwebt und innig verbunden, damit es nicht ein Roman, sondern ein kleines Epos sei. Zimmer in Heidelberg, der das Gedicht liebt, und es bei seiner Vollendung drucken wird, hat meinen heimlichen Wunsch, daß Sie meine Arbeit mit Ihren Zeichnungen verzieren möchten, durch die Schilderung Ihrer Güte schier in mir zu einer Hoffnung gemacht, ohne deren Erfüllung ich meinen Muth, fortzuarbeiten, sehr würde sinken sehen. Dies war also meine Bitte, ich habe es gesagt; nun das Nähere. Zimmer wird das Ganze in klein Folio oder größtem Octav drucken, und da es aus ungefähr 24 Romanzen in kurzzeiligen Versen bestehen wird, so bildet der Druck eine schmale gerade Columne. Mein Wunsch nun war, diese Lieder, die ich mit Begeisterung und Ernst geschrieben, möchten Ihnen so wohl gefallen, daß Sie gern jede Romanze mit einer Randzeichnung, so wie die Dürer'schen, im Steindruck vorhandenen, des Münchener Gebetbuchs, abbildend und in die Verzierung überphantasirend umgäben. Ich wünschte, daß Sie es gerne thun, und daß es Ihnen Freude machen möchte, ja daß Ihre Randglossen die Hauptsache und

mein Text ein armer Commentar schienen, und anders wird es gewiß nicht werden, wenn Sie es thun. — Es würde mich sehr betrüben, wenn Sie mich in Verdacht hätten, als hätte ich eine lächerliche Einbildung auf mein Gedicht. Ach, das ist es gewiß nicht, es ist nur das herzliche Verlangen, daß Einzelnes in diesen Liedern durch einen geistreichen Meister mit wenigen Linien dem Leser näher gerückt sei; denn könnte ich zeichnen, ich würde es nie gedichtet haben. Es ist nicht dieses Lied selbst, das ich liebe, es ist die Fata Morgana über meinem versunkenen irdischen Paradiese, das Nest eines verbrannten, aber nicht wieder erstandenen Phönix, in dessen Asche blasend, ich diese Gestalten gesehen habe; aber ich konnte sie nicht zeichnen, ich mußte sie singen mit gebrochener Stimme. — Scheint Ihnen aus den vorliegenden Zeilen eine Seele hervorzuleuchten, die einige Ansprüche auf Ihre Neigung machen kann, so befehlen Sie mir, Ihnen den vollendeten Theil meines Gedichtes zu übersenden, und scheuen Sie sich sodann nicht, mir Ihre Gesinnung mitzutheilen, so wie sie ist. — Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin, und da Sie so liebe Kinder haben sollen, so erzählen Sie ihnen von einem Manne mit schwarzen Haaren, der sich darauf freut, ihnen vielleicht einmal allerlei Märchen zu erzählen und Liedchen zu singen. Ihr

Clemens Brentano.

N. S. Bis hierher hatte ich Ihnen geschrieben, als ich plötzlich das Unerwartetste, Ihren gütigen Brief vom 27. December 1810 erhalte. Ein Mann, den ich mir während der ganzen Zeit meines Schreibens fingiren mußte, tritt plötzlich hervor, ich habe seine Schriftzüge, seine Gedanken, seine Rede an mich vor Augen. — Die freundschaftlich ernste Aufforderung zu einem, Ihren Studien förderlichen Ideenwechsel

ehrt mich auf eine demüthigende Art, indem ich meine Schwäche zu sehr fühle. Früher hinreichend vernachlässigt, später im Kaufmannsstande nicht allzuweise angewendet, dann auf Irrfahrten nach dem goldenen Fließe seekrank, schiffbrüchig und in Sclaverei gerathen, sind mir alle Thore philosophirender Abstraction gänzlich verschlossen geblieben, und wenn gleich mein ganzes Leben aus einer beständigen Reflexion und Beschauung bestanden, so war leider ihr Gegenstand kein besseres Kunstwerk als meine eigne arme Person, welche mir endlich, beschämt und geärgert, daß ich ihr immer in die Augen sah, selbst den Rücken drehte. — — Ich bitte Sie schließend, mir mit wenigen Worten zu berichten, ob Sie nicht ungeneigt sein dürften, meine Romanzen mit Randzeichnungen zu verzieren? Ich glaube nach dem, was ich von Ihnen gesehen, daß nur Sie es können, und daß meine Arbeit dadurch das gewinnen könnte, was mich immer an ihr freuen dürfte. Da ich Ihre Lage nicht kenne, und ich selbst, wenn ich eingezogen lebe, von eignen Mitteln leben kann, so werden Sie es mir nicht als indiscret auslegen, daß ich Ihnen sodann das Honorar des ganzen Textes von Herzen zum Geschenk mache, so daß Zimmer allein Ihr Schuldner dafür würde; denn ich würde genug belohnt sein, wenn ich Ihre Bilder meine Lieder umgeben sähe. Leben Sie wohl.

— —

Verehrter Freund!

Auf indirectem Wege hatte ich durch Luise Reichardt die Nachricht von Ihrer Krankheit, und daß man für Ihr Leben fürchte, erfahren. Wie sehr erfreute es mich nun, von Ihnen selbst zu hören, daß Sie sich noch fühlen, und die Züge der kunstreichen Hand zu sehen, die ich vielleicht schon ruhig gefaltet über dem stillgewordenen Herzen, dem

Licht entrückt, der Erde vertraut mir dachte. — Ach wenn dieser Brief Sie nur gesund trifft oder auf leichterem Wege. — Ich bin im Begriff nach Böhmen zu reisen mit Arnim, wo ich und meine Geschwister ein Gut (Bukowan) haben, das mein jüngerer Bruder bewirthschaftet; wir gehen dort meinem Schwager Savigny entgegen, der von Landshut den Ruf an die hiesige Universität angenommen. So habe ich nun endlich bald alle, die ich liebe, auf einem Fleck, denn meine Schwester Bettina kommt mit hierher. Diese recht vortrefflichen Menschen, hinter denen ich oft etwas schamröthlich hergehe, haben Sie alle auch so lieb als ich, und ich wünsche nichts mehr, als daß Sie sie einmal kennen lernen, denn die Menschen sind doch das Herrlichste auf der Welt. — Wenn ich aus Böhmen wiederkomme, wird meine erste Reise zu Ihnen sein, um zu wissen, wie Sie aussehen, und um mich zu betrüben, daß ich Ihnen gewiß mißfalle. — Sobald Sie die Lieder gelesen, schreiben Sie mir doch bald, wie es Ihnen dabei geworden ist. Befürchten Sie nicht, mich durch Ihr Mißfallen zu betrüben; denn ich fühle tief alle Mängel, ich fühle sie schon in mir und es würde mir in Ihrem Umgange erquickender sein, wenn Sie mich freundlich tadelten und ermahnten, als wenn Sie mich fremd mir selbst anheimstellten. —

Ich gehe jetzt damit um, Kindermärchen zu sammeln. Zimmer wird sie, wenn ich fertig bin, drucken. Wenn ich fertig bin, sende ich Ihnen das Manuscript. Vielleicht macht Ihnen die Sache Freude, und Sie zeichnen einige Bilder dazu. —

Werden Sie gesund, bleiben Sie mir gut.

Ihr Clemens Brentano.

Berlin, im Juni 1810.

Otto Runge ſtarb am 2. December deſſelben Jahres. Brentano's Wünſche und Hoffnungen ſind alſo nicht in Erfüllung gegangen. Er hat dem früh verlorenen Freunde unter dem 19. December 1810 in den Berliner „Abendblättern" einen Nachruf gewidmet. —

Seit dem Sommer 1811 hielt ſich Brentano in Prag auf und traf dort im Jahre 1813 mit Tieck zuſammen, den er lange nicht mehr geſehen hatte. „In Tieck ſah er ſeinen Meiſter, mit ihm fühlte er ſich in mehr als einem Punkte in Uebereinſtimmung." R. Köpke, der Biograph Tieck's, äußert ſich folgendermaßen über Brentano: „Brentano's erſter Eindruck war ein liebenswürdiger und gewinnender. Er war friſch, heiter, voll des beſten Humors; ſchlagende Einfälle, unerwartete Wendungen ſtanden ihm in Fülle zu Gebot. Er wußte trefflich zu erzählen und hatte die anmuthig überredende Beredtſamkeit in ſeiner Gewalt; alles trug den Charakter der natürlichen Aufrichtigkeit, der man unmöglich zürnen konnte. Sah er ſich des Irrthums überwieſen, ſo war Niemand bereitwilliger zu bereuen als er. Laut und heftig klagte er ſich der Verkehrtheit an und verſprach mit ſichtlicher Bewegung ſich zu beſſern. Bei längerem Umgange fielen indeß wiederholte Erfahrungen dieſer Art auf. — Er pflegte ſonderbare Geſchichten zu erzählen, die er erlebt haben wollte. Im Anfange glaubte man ihm, dann ſtiegen Bedenken auf, endlich kam man dahinter, er habe ſeinen Zuhörern Märchen aufgebunden. Ward er zur Rede geſtellt, ſo erfolgten jene bewegten Verſicherungen der Beſſerung, die nicht länger vorhielten, als bis zur nächſten Geſchichte derſelben Art."

„Für den Kundigen, der Brentano's Verfahren kannte, war dieſes Spiel eine Probe glänzenden Talents, aber auch eine merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung. Tieck glaubte nie einen beſſeren Improviſator geſehen zu haben, aber

auch Niemanden, der graziöser und anmuthiger zu lügen verstanden hätte."

Von Prag ging Brentano nach Wien und kehrte 1815 nach Berlin zurück, wo er bis zum Herbst 1818 wohnen blieb. „In diesem Zeitraume trat ein großer Umschlag in seinem inneren Leben ein, der ihn aus einem dämonisch muthwilligen, von Witz und bunten, glänzenden Gebilden der Phantasie übersprudelnden Weltmenschen zu einem streng gläubigen, ascetisch frommen und sich selbst peinigenden Katholik machte. In früheren Jahren hatte er sich schon an Sailer gewandt um seelsorgerischen Rath, worauf dieser ihm schrieb: „Ich glaube, du kannst noch zu der Gemüthsstimmung kommen, in welcher dir Gott, Gott in Christus, der Geist Christi, Alles ist. Du kannst noch zur festen, seligen Ueberzeugung kommen, daß dir Sünde und Sündenstrafe vergeben, nachgelassen ist. Du kannst noch zu jener Gemüthsstimmung und Ueberzeugung kommen, in welcher du den wesentlichen Lehren der katholischen Kirche eine wahre, göttliche, genießbare Seite abgewinnen, dem äußeren Gottesdienste bei Allem, theils Mangel, theils Verfall, mit Andacht und Gewinn neuer Geistes- oder wenigstens Seelenstärke beiwohnen, und kräftig zum Gutesthun, getrost zum Leiden und selig im Hingange werden kannst." — Schließlich räth er ihm noch, eine Weile kein Buch zu lesen als die Apostelgeschichte des Lucas. „Lies nur Thatsachen, und lies in den Thatsachen nur dein Heil vorgebildet. Jede andere Art zu lesen, ist für dich ein Umweg und wird leicht Irrweg."

Im Jahre 1816, Anfangs September, lernte er in einer Abendgesellschaft in Berlin bei Staatsrath von Stägemann Luise Hensel kennen, die Tochter eines protestantischen Predigers, die zur katholischen Kirche neigte. Beide waren von der Stunde ihres Begegnens an befreundete Seelen.

Sie erwartete einen Lehrer und Führer in ihm auf dem Wege zur katholiſchen Kirche, ſtatt deſſen mußte ſie ihn derſelben wieder zuführen. — Er hatte vor ihr wie ein Kind geſeſſen und ſeine Sünden bekannt, über ſeinen inneren Jammer geklagt. Sie antwortete ihm: „Was hilft es Sie, daß Sie einem jungen Mädchen das ſagen? Sie ſind ſo glücklich, die Beichte zu haben, Sie ſind Katholik, ſagen Sie Ihrem Beichtvater, was Sie drückt.“ — Auf eine Bemerkung Luiſe Henſel's: „daß er wohl nicht mehr ſehr fromm ſei“, antwortete er in einem Briefe: „Bete für mich, daß die Flamme der Andacht, welche noch im Wirrwarr zuckt, in ein ruhiges Feuer ſich verwandle, das mich mit Licht und Wärme durchdringe, in eine heilige Gluth, die mit Schmerzen alles Irdiſche in mir niederbrenne.“

Kurz vorher, ehe er Luiſe Henſel kennen lernte, am 20. Auguſt 1816, ſchrieb er an Ringseis in München: „Ich kann noch nicht ſo recht in die Unſchuld des Glaubens kommen; aber ich muß, ich muß!“ Die Freundin half ihm dazu. Anfangs Januar 1817 ſchrieb er ihr: Ich danke dir Alles! Das Leben iſt mit mir ausgeſöhnt durch dich; und mit Gott mich auszuſöhnen will ich jetzt auch eilen, damit ich auch deine Ausſöhnung ganz verdiene.“ „Im Februar 1817 war er wieder zum wahren Sohn der katholiſchen Kirche geworden.“ Er ſchrieb dies hauptſächlich den frommen Liedern der Luiſe Henſel zu. In einem Briefe an ſeinen Bruder Chriſtian ſchreibt er: „Dieſe Lieder haben zuerſt die Rinde über meinem Herzen gebrochen, durch ſie bin ich in Thränen zerfloſſen, und ſo ſind ſie mir in ihrer Wahrheit und Einfalt das Heiligſte geworden, was mir im Leben aus menſchlichen Quellen zugeſtrömt. — Es hat mich nie ein menſchlich Wort ſo gerührt, und wo ich gehe und ſtehe, liegt der Vers in meinen Ohren:

„Immer muß ich wieder leſen
In dem alten heil'gen Buch,
Wie der Herr ſo mild geweſen,
Ohne Arg und ohne Trug."

Dich hat der barmherzige Heiland mit wundervolleren Stimmen gerufen; er hat für jedes Herz einen anderen Schlüſſel; ich übergebe dir hier den, mit welchem er zu mir gekommen. Du haſt mir auch deine Wege brüderlich gezeigt, möge in uns ein Vertrauen erwachſen, das uns Beiden hilft dahin, wo allein Heil iſt."

Am 1. Februar 1817 ſchrieb er an ſeinen Bruder Franz: „Ich fühle mich berufen, mein Teſtament zu machen, da ich im Begriffe ſtehe, mit ganzer Seele vor Gott und ſeinen Prieſtern auf Erden mein Herz in einer Generalbeichte zu ergießen, und im feſten Vertrauen, daß unſer Erlöſer Jeſus Chriſtus auch für mich gelitten, und daß ſeine Barmherzigkeit unendlich größer als meine ſchwere Schuld iſt, freudig und rein ein neues Leben anzufangen."

Im Herbſt 1818 reiſte Brentano nach Dülmen, um die Nonne Catharina Emmerich zu ſehen und ihre Offenbarungen zu hören. Er blieb bis zum Jahre 1823 dort und zeichnete ihre Offenbarungen auf, die er zum Theil veröffentlichte, hauptſächlich in dem Werke: „Das bittere Leiden unſeres Herrn Jeſu Chriſti."

Gegen Ende Juni 1823 kam er nach ſiebenzehn Jahren zum erſtenmal wieder nach Frankfurt. Dort lernte er in einer Abendgeſellſchaft bei Bürgermeiſter Thomas den Dr. Joh. Fr. Böhmer, ſpäteren Hiſtoriker und Stadtbibliothekar, kennen. Beim Weggehen ſagte Brentano zu ihm: „Morgen beſuche ich Sie. Bei Ihnen ſcheint Alles im Kopf und in der Arbeit ſo pünktlich in Ordnung, daß ein Verſchlumper

wie ich ſeine Freude daran haben muß. Sie ſind wirklich einer der liebenswürdigſten Philiſter, die mir je vorgekommen.“ Böhmer ſeinerſeits fühlte ſich durch Brentano, mit dem er innigſte Freundſchaft ſchloß, wie in eine neue Welt verſetzt. Brentano's außerordentliche Dichtergabe, ſeine Kenntniß von ſo vielem Literariſchen, das ihn intereſſirte, ſein tiefer Sinn, machten ihm ſeinen Umgang überaus angenehm. „Der Dichter hat unbewußt viel dazu beigetragen, daß ich aus meinen bisherigen Lieblingsſtudien herausgetreten bin und mich der ernſten Hiſtorie, der Erforſchung des Wahren zugewandt habe“, ſagt Böhmer. Böhmer war es, der Brentano's Märchen abſchrieb, und dem Dichter Rückert das Märchen „vom Schulmeiſter Klopfſtock und ſeinen fünf Söhnen“ mitteilte. Friedrich Rückert ſchrieb darauf an Böhmer 1829: „Das Märchen hat uns ſo wohl gefallen, daß, nachdem ich, ſonſt ein ſehr unbereitwilliger Vorleſer, es einigen höchſt ernſthaften Badegäſten in Ems beigebracht hatte, wir uns nun auch, auf deine Nachſicht rechnend, die Freude machen wollten, es unſern Buben vorzutragen, für die es eigentlich gemacht ſchien, da ihrer fünf ſind, und ich gleichfalls ein armer, abgebrannter Schulmeiſter. So haben wir es denn zuerſt mit nach Schweinfurt und dann nach Coburg geſchleppt, an welchen beiden Orten wir unſere bei den Großeltern deponirten Jungen wieder in Empfang nahmen, und überall mit dem mitgebrachten Märchen große Ehre einlegten. Meine Buben wollten es weder heraus- noch aus den Händen geben, bis es zerleſen und verleſen iſt.“

Brentano machte nun noch mancherlei Reiſen, zuerſt an den Rhein, ſeine alten Freunde von Boſtel in Bocholt, die Familie Diepenbrock in Holtwick, Windiſchmann in Bonn zu ſehen. Auch traf er in Winkel mit Arnim und Bettina zuſammen. Dann kam er nach Bayern, hielt ſich zuerſt beim

Biſchof Diepenbrock in Regensburg auf, und ſiedelte dann 1834 nach München über, wo er bis zum Jahr 1841 blieb.

Dort warf die Freundſchaft mit der Malerin Emilie Linder aus Baſel „einen letzten Frühlingsſchimmer auf des Dichters Alter, und ließ ihn noch einmal zu dem längſt vergeſſenen Spiele ſeiner Muſe zurückkehren.“ Brentano hatte ſich bei Profeſſor Schlotthauer einlogirt, und ſtand in lebhaftem Verkehr mit Görres, Haneberg, Ernſt von Laſſaulx, Möhler u. A. Im Jahre 1837 kam der 27jährige Maler Ed. Steinle nach München, mit dem er, ſo lange derſelbe in München blieb, täglich verkehrte und dann einen lebhaften Briefwechſel mit ihm unterhielt. In dieſem Jahre vollendete Brentano das Märchen „Gockel, Hinkel und Gackeleia.“

Nur ſelten war Brentano krank geweſen; in den letzten Jahren aber entwickelte ſich ein Herzübel, das ihn veranlaßte, München im Herbſt 1841 zu verlaſſen und einer Einladung ſeiner Familie nach Aſchaffenburg zu folgen. Er kam von da auch noch einmal auf kurze Zeit nach Frankfurt. Damals ſah ihn auch Schreiber dieſes, der eben ſeine Buchhandlung eröffnet hatte, bei ſich, und hatte er wahrſcheinlich dieſen Beſuch dem Wunſche Brentano's zu verdanken, den Sohn ſeines Freundes aus der Heidelberger Zeit kennen zu lernen.

Einem Abend, wo Clemens ſich überreden ließ, bei Steinle ſeine „Wehmüller“ vorzuleſen, verdankt das Porträt, welches Steinle während des Vorleſens gezeichnet, und das ſpäter lithographirt wurde, ſeine Entſtehung. —

Im Januar 1842 ſtellten ſich die Symptome der Waſſerſucht ein. Doch fand er noch Kraft zu Briefen an Freunde

und Verwandte. Seinem Leiden ist er in Aschaffenburg bei seinem Bruder Christian am 28. Juli 1842 erlegen.

„Er, dem Alles wir bereiten,
Was den Armen wir erweisen,
Hat in den acht Seligkeiten
Mir Barmherzigkeit verheißen."

Lieber Zimmer!

Es ist bereits so lange, daß wir nichts von einander gehört, daß es wenigstens nach meiner gründlichen Freundschaft eine Arbeit wie ein chinesisches Wörterbuch erforderte, Ihre Wißbegierde über mein Geschick zu befriedigen; ich unterdrücke daher lieber das Detail, welches nichts Vollständiges liefern kann, und melde Ihnen nur, daß ich zu Giebichenstein vierzehn Tage bei Arnim im Reichardt'schen*) Hause war, sodann mit ihm nach Weimar gereist bin, wo sich Savigny mit Familie, und Bettina und Mellina befanden; dort sind wir täglich bei Goethe und er bei uns gewesen, und haben uns gegenseitig lieb gehabt; sodann ist die ganze Karawane in drei Kutschen nach Cassel gefahren, von wo Savigny nächster Tage nach Frankfurt geht, den Winter dort zu bleiben. Arnim bleibt einige Wochen hier, um den zweiten Band des Wunderhorns mit mir zu arrangiren, über dessen Herausgabe ich nun sobald als möglich Ihre Erklärung erwarte, in welcher ich Ihrer Freundschaft Folgendes zu erörtern bitte:

---

*) J. F. Reichardt, geb. zu Königsberg 1752, gest. 1814 zu Giebichenstein bei Halle, war Kapellmeister zu Berlin, wo sein gastliches Haus ein Sammelplatz der Kunstfreunde war, wie später auch in Giebichenstein. Er war der Vater von Luise Reichardt, der bekannten Componistin, von Johanna, Gattin von H. Steffens, und von Friederike, Gattin von Karl von Raumer.

Da der erste Band blos aus einem bereits längst gesammelten Vorrath bestand, und die Aufnahme des Buches noch unbestimmt war, so konnte ich mit dem mir gütig angebotenen Honorar von einer Carolin per Bogen gern zufrieden sein, bei diesem zweiten Band stehe ich mit meinem Vorrath in ganz anderem Verhältniß. Das Meiste, was ich besitze, ist mit unsäglich mühsamer Correspondenz, vielem Porto und bedungener Honorirung gewonnen, ich würde daher bei demselben Honorar durchaus zu kurz kommen. Ich fordere Sie daher auf, mir ein Anerbieten sobald als möglich hierüber zu machen, da Sie nichts mehr bei dem Buche riskiren, sondern das Buch täglich an Abnehmern gewinnt und durch den gewiß viel größeren Werth des zweiten Bandes noch gewinnen wird. Wir werden denselben wieder Goethe zuschreiben, welcher das Buch so sehr liebt, daß Sie gleich vortheilhafter Anzeige versichert sein können. Auf dem Titel werden wir als Vignette die Abbildung eines alten kunstreichen Trinkhorns setzen lassen, die oft in Kupfer gestochen ist und wir Ihnen nächstens zustellen werden. — Wenn Sie noch Lust hätten, die Tieck'schen Nibelungen zu drucken, so wäre es Ihnen leicht, dieselben zu erhalten; denn Dieterich hat, soviel ich weiß, das Manuscript, welches Tieck ihm vor zwei Jahren unvollständig zugeschickt und dafür 60 Louisd'or empfangen, nachdem er ihn stets mit dem Reste und der dazugehörigen Abhandlung stecken gelassen, an Tieck zurückgeschickt, und verlangt sein Geld wieder. Die entsetzliche Nachlässigkeit Tieck's ist eigentlich schändlich; er steckt nun beinahe mit allen seinen Buchhändlern. Ebenso liegen bei Dieterich seit Jahr und Tag allerliebste Zeichnungen von Gebrüder Riepenhausen zu einem Musenalmanach, den Tieck mit ihm projectirt. Tieck war die ganze Zeit ruhig in Ziebingen. Er leidet an Gicht und sein Muth ist durch

seine isolirte Lebensart gänzlich gesunken; es wäre sehr schön, wenn Sie ihm einen dringenden Brief wegen seiner verschiedenen Unternehmungen mit Ihnen schrieben, und ihm überhaupt vorstellten, wie traurig es ist, daß er in trockener einsamer Umgebung in einem Klima, welches ihn in steter Gicht erhält, sich und sein Talent seinen Freunden und der Nachwelt entzieht, und so zu Grunde geht.

Sollten Sie Lust haben, was Ihnen früher schon ein angenehmer Gedanke schien, unsere besten alten Volksromane, voran gleich die Heymons-Kinder, nach den ältesten vollständigsten Ausgaben, durch Zuziehung der französischen Originale vervollständigt, zugleich gedrängt ohne verstümmelt, modern ohne neumodisch, herauszugeben, so erbiete ich mich zu der Unternehmung, welche, gehörig unternommen, doch ohne zu große Vertheurung, sicher gehen würde. Goethe, dem ich davon sprach, hatte große Freude daran. Ich mache Ihnen vor allem den Vorschlag, weil ich Sie liebe; sollte es Ihnen nicht erwünscht sein, so melden Sie mir es bald. Ein zweiter Vorschlag, den ich mir in seiner Ausführung besonders reizend denken kann, wäre eine Zeitung in der Art des Morgenblattes, aber ganz als sei sie aus der Zeit des Mittelalters, oder vielmehr einer imaginären literarischen Zeit. Sie würde lauter reizende und kuriose Bruchstücke und ganz kleine Geschichten, Sagen, Begebenheiten, Sprüche, Lieder, seltsame Reisegeschichten, Züge aus alten Biographien und lauter homogene Dinge enthalten, die man in Bücher nicht bringen kann, und welche doch am Ende durch ein gutes Register die Zeitung zu einem einzigen herrlichen Buch, voller Kleinodien unserer alten poetischen und historischen Kunst machten; dann und wann einen trefflichen Holzschnitt oder ein altes Gebäude im Umriß u. dgl. Nichts Modernes, nichts Gelehrtes, nichts Getändeltes, nichts Bekanntes, nichts

Langweiliges — eine schöne reizende Kunstkammer, welche sich selbst erklärt, und in welcher sowohl Alt als Jung sich gerne begeistern. Goethe gefiel auch dieser Plan sehr wohl. Sagen Sie Ihre Meinung bald. Beifolgende Anzeige, das Wunderhorn betreffend, lassen Sie sogleich in die badische Wochenschrift, wo möglich auch in's Morgenblatt, Schwäbischen Merkur, in eine Nürnberger, eine im neuen Badischen gehende Zeitung, in ein in der Schweiz gangbares Blatt, wie auch in eine Alsatische Zeitung in Straßburg einrücken; aber ja ohne Verzug, es liegt uns viel daran. —

Jetzt noch einige Privata.

Der Mlle Rudolphi machen Sie meine Empfehlung und melden ihr meine dringenden Entschuldigungen über langes Schweigen; Hulda*) grüßen Sie herzlich und sagen Sie Beiden, daß ich in wenigen Tagen ausführlich schreibe. Sagen Sie zugleich der Rudolphi, daß Mereau keine Ansprüche auf das Kind (Hulda) machen wird, und mir hat erklären lassen, daß er meine Adoption anerkennt. Hoffentlich haben Sie, da Sie den Dürer abgeliefert, auch die drei Carolin sich zurückgeben lassen, die der Mönch von mir hatte. Es wundert mich, daß Sie mir nichts davon gesagt, was aus meinen Büchern, die noch bei Schreiber gestanden, geworden ist; melden Sie mir auch: haben Sie dieselben zu sich genommen? Meine kleine restirende Forderung an Batt bitte ich ebenfalls einzuziehen, und sie mit den drei Carolin des Mönchs zu vereinigen, sodann noch so viel zuzulegen, daß 100 fl. daraus werden, und sie an die Rudolphi zu bezahlen. Dieses bitte ich Sie recht sehr, bald zu thun, und mir auf Abschlag des Wunderhorns zu belasten. — In Görres Büchlein**) steht manches schöne Wort, doch steht

*) Seine Adoptiv-Tochter aus erster Ehe seiner Frau.

**) „Die deutschen Volksbücher" 1807, bei Mohr und Zimmer.

auch manches nicht an seinem Ort. Ich weiß nicht, warum es mir keine Freude macht, darin zu lesen — es gibt Schriftsteller, welchen es nur gegeben ist, sich selbst und nicht ihren Gegenstand zu verherrlichen. Alles dieses unter uns, so wie mein ganzer Brief. Ich kann nur mit Ihnen in Heidelberg gern vertraut sein. — Goethe hat die vier Runge'schen Tageszeiten und sein von ihm selbst gezeichnetes Portrait in seiner Stube hängen, und liebt den Meister wie das Werk ganz außerordentlich. — Dieterich errichtet jetzt hier in Cassel eine Buchhandlung. — Mit Savigny habe ich sehr zu Ihren Gunsten gesprochen, und er ist Ihnen bereits sehr geneigt. Ich wünschte, daß Sie, wenn es Ihnen nur anders möglich ist, nicht versäumten, ihn in Frankfurt diesen Winter zu besuchen, wo er sich aufhalten wird. Ich glaube, daß Sie durch vertrauliche persönliche Berührung ihn sich gewiß zum Freund gewinnen werden — er hat wirklich das Bedürfniß, mit einem honetten Buchhändler in Bekanntschaft zu treten, dem er seine Arbeiten gern anvertrauen kann. Ich hoffe, Sie werden meinen Rath nicht versäumen; daß dieser auf Ihrer Persönlichkeit beruht, und nicht auf Ihrer Firma, versteht sich von selbst; wenn gleich mir Mohr auch ein recht liebes freundliches Wesen ist, so können Sie doch allein nur Ihrem Verlag einen solchen Gelehrten gewinnen, und zugleich dem Verleger einen so ganz trefflichen Menschen zum Freund, der mit den ersten Gelehrten seiner Zeit, ohne daß es bekannt ist, in geheimer, enger, wirksamer Verbindung steht. Ich glaube, daß er Ihnen auch manche andere gute Bekanntschaft verschaffen wird, wenn er Sie erst lieb gewonnen hat, und das wird er gewiß. Heidelberg zu besuchen, scheint Savigny vorerst beinahe gar keine Lust zu haben. Benützen Sie meinen Rath, denn Sie wissen, daß Heyer sehr zudringlich ist, und ich weiß, daß Savigny ihn nicht

mag, dennoch aber zu beſcheiden iſt, einen ſolchen E. abweiſen zu können. — Ich bitte Sie herzlich, nachdem Sie aus Vorhergehendem mannigfach meine Liebe und Treue zu Ihnen eingeſehen, meine Bitte in Hinſicht der Volkslieder-Annonce bald nach allen Seiten auszuführen, und meine übrigen kleinen Aufträge bald zu beſorgen. Daß ich wieder verheirathet, haben Sie gehört, wie mir zu Muthe, darüber werde ich Ihnen einſt mündlich mein Herz ergießen. Theurer Freund, mögen Sie ſo wohl in Ihrer Ehe leben, als Sie es verdienen. Ihr

Clemens Brentano.

Caſſel, den 29. November 1807.

Savigny läßt Sie bitten, meine Aufforderung an Sie, ihn in Frankfurt zu beſuchen, ja nicht in den Wind zu ſchlagen, er wünſcht es ſehr, Sie kennen zu lernen. Wo iſt Görres jetzt? Nun noch eine Bitte, die mir ſehr am Herzen liegt. Es iſt die, den Begräbnißplatz Sophiens für mich zu kaufen, damit er nicht durch andere Leichen verunreinigt werde, und ich, ſobald ich darüber entſchieden bin, ihr ein würdiges Denkmal ſetzen laſſen könne. Melden Sie mir, wieviel der Ankauf koſtet, berathen Sie ſich mit Krapp-Fries darüber, damit ich nicht übernommen werde, und laſſen Sie ihn dann abſtecken und mit einfachen Planken einfaſſen. Theurer Freund, thun Sie das mir und dem ſeligen, ewig geliebten lieben Weib.

Lieber Zimmer!

Dieſer Brief ſoll keine umſtändliche Antwort ſein, nur etwas Nöthiges in der Eile, nächſtens weitläufiger. Unſer Manuſkript zum Wunderhorn iſt nächſtens vollendet; Arnim bringt es Ihnen vielleicht ſelbſt. Das Riepenhauſen'ſche Bildchen zum Titel der Kinderlieder nehmen wir nicht, es

ist nicht ganz geeignet, wir nehmen aber einiges dazu aus Runge's trefflichen Tageszeiten. Sie erhalten die Zeichnung zu beiden Titeln von einem Freunde von mir. Sie werden sich über den Reichthum des Manuscripts wundern und freuen. Der Titel des II. Bandes wird sehr wunderbar und ausgezeichnet, nämlich er besteht aus dem berühmten Oldenburgischen Trinkhorn, in dessen Biegung man das Schloß, die Stadt Heidelberg und die Brücke sieht. Es wird sehr hübsch, Sie erhalten Zeichnung, Kunz wird sie sehr schön radiren.

Dieterich will sich hier etabliren, man hat ihm vom Hof die Forderung gemacht, zwanzig Pressen zu errichten. Hier wäre durch eine tüchtige Handlung jetzt ungemein zu verdienen — wären Sie bei mir, meine Mittel stünden Ihnen alle zu Dienst. Grüßen Sie die Hulda und Rudolphi und Ihr Weib. Ist Görres in Heidelberg? Mein Görres!

Clemens.

Cassel 1807.

Grüßen Sie den Professor Fries und sein lieb Weib. Fragen Sie ihn, ob er denn gar nichts für's Wunderhorn für mich von Allstädt erhalten; er möge es mir etwa von Allstädt hierher senden lassen.

Lieber Zimmer!

Ich sende Ihnen hierbei die Zeichnung zum Titel des Wunderhorns, der, wenn er einem recht geschickten Arbeiter in die Hände fällt, allerliebst werden kann. Es hat sie ein guter Freund von mir hier nach meiner Angabe mit großer Mühe gezeichnet, und wenn es nicht ganz nett geworden ist, so ist blos vieles Ausradiren daran schuld, welches der oft veränderte Plan verursachte. Die alte Ansicht vom Schloß und der Stadt Heidelberg ist aus Zincgref; das Trinkhorn ist

gegenüber, hinter einer Weinbergsmauer, zwiſchen Reben und Epheu, die einen Bogen darüber bilden. Ich glaube, Kunze könnte es recht ſchön machen, an dem erſten Bande hat er große Zierlichkeit der kalten Nadel bewieſen, die Schrift macht Ihnen Fries gern, ſie muß in drei Bogen laufen. — Das: „Des Knaben" muß wegfallen, weil dieſes Horn keinen Zuſammenhang mit einem Knaben hat, ſondern nach einer Sage von einer Fee dem Otto von Oldenburg geſchenkt wurde. Arnim hat bei ſeiner großen Eile noch einige treffliche Lieder, wie auch alle Kinderlieder, zurücklaſſen müſſen, die ich nächſtens nachſende. — Ich werde Ihnen wahrſcheinlich jetzt nach und nach das Manuſcript eines ganz vergeſſenen alten Volksromans, „Der Goldfaden", ſchicken. Sie können ihn nur munter wegdrucken, er iſt ganz wunderſchön und lieblich und ſehr ſelten; mir iſt er einer der liebſten, auch weicht er in ſeiner Art viel von allen den andern ab. Er iſt nicht ſehr ſtark, die Sprache iſt ſehr ſchön. Er ſoll unter doppeltem Titel erſcheinen, einmal als erſter Band einer „Sammlung deutſcher Volksromane nach den älteſten Ausgaben". Gehen Sie auf die Sammlung nicht ein, ſo ſchreiben Sie es mir.

Iſt Arnim ſchon bei Ihnen? Er ſoll mir ſchreiben, er muß einen Brief durch Bettina von mir haben. Iſt Görres noch in Heidelberg? Ich bin unbeſchreiblich unglücklich, daß ich keinem Freunde, mit dem ich nicht gerade Geſchäfte habe, zu ſchreiben wage.

Caſſel, 1808. Ihr Clemens.

Lieber Zimmer!

Vor allem meinen Glückwunſch zur Geburt des Knaben; lebt er? ſo gebe er Ihnen Freude, ſtirbt er, ſo gebe Ihnen Gott Troſt!

Nun — Sie wiſſen, lieber Zimmer, daß ich einer Ihrer beſten Freunde bin, und auch, daß ich Geſchäfte mit Ihnen habe; ich wünſche aber und verlange, daß Sie einmal in das Geſchäftsweſen mit mir eine Ordnung bringen, und daß wir abrechnen, d. h. ich verlange eine ordentliche Rechnung, in der ich beſtimmt ſehen kann, was ich an Sie und Sie an mich zu fordern haben. Ich bin aller Orten in ſolchen verwirrten Umſtänden, daß ich endlich Ordnung beginnen muß. So viel ich weiß, ſind wir noch von meinem erſten Aufenthalt in Heidelberg her nicht im Reinen, mir entfällt Alles, und ich werde endlich ganz verwirrt. So z. B. erinnere ich mich, daß ich von meinem erſten Bücherverkauf her noch eine Summe von etwa 20 fl. oder wieviel an Batt zu fordern hatte, außer bereits eingegangenen 30 fl.; ob ſie eingegangen oder nicht, iſt mir unbekannt. Dann das Geld von dem Capuzinerbild, dann Ihre Auslagen für mich; Alles verwirrt mich unendlich, und ich wünſchte, daß Sie nicht länger unterließen, mir eine Stunde zur Verfertigung der Rechnung zu opfern, ja ich begehre es als einen Freundſchaftsdienſt, weil ich mir das Gegentheil nicht länger verzeihen kann. Zugleich bitte ich Sie, ſowohl um die Beſtimmung meines Auctionsertrages, als um das Verzeichniß der Bücher, die noch zurück ſind; letzteres iſt ja ſo ſehr leicht, indem Sie nur in einem der Cataloge die zurückgebliebenen anſtreichen und mir die Blätter ſchicken dürfen. Thun Sie mir dies doch Alles ganz gewiß und bald. Sodann bitte ich um zwei geheftete Exemplare des II. und III. Wunderhorns; auch weiß ich nicht recht, ob ich von Ihnen ſchon ein Honorar für den „Goldfaden" gefordert habe oder nicht, und auch hierauf erbitte ich Ihre Erklärung. Außer den zweihundert Gulden, die ich nothwendig dieſes Jahr der Rudolphi zahlen muß, beſtimmen Sie mir ſodann eine fixe

Zeit, in welcher Sie mir den Rest zustellen wollen. Wenn Sie mich lieb haben, thun Sie das Alles sogleich.

Sollte Arnim fortgehen, so sind Sie gewiß so gütig, sich der paar Tage, die er bis zu seiner Abreise noch nöthig hat, Ludwig Grimm's anzunehmen, damit er das Geld, das er für den „Goldfaden" und den Titel des III. Wunderhorns, und den einen Kinderliedertitel von Ihnen zu hoffen hat, zur Reise nach Landshut, zu der Sie ihm auf die wohlfeilste Art rathen werden, anwenden kann.

Savigny ist mit seiner Einrichtung in Landshut beschäftigt, welcher Ort in jeder Hinsicht so wenig eine Universität, als ein leeres Haus eine Wohnung ist. Von dieser Leerheit, diesem Unzusammenhang haben Sie keine Idee. Die Buchhandlung ist elend; Krüll verkauft 25 Oblaten um einen Kreuzer. Auch in München ist keine Buchhandlung — an beiden Orten sehnt man sich darnach. Sie haben keine Idee, welche Armuth alle die gepriesenen hohen Anstalten hier haben. Sollten Sie irgend einem tüchtigen Mann, hier und in München, zugleich Buchhandlung und Druckerei anzulegen Veranlassung geben können, so wenden Sie sich an Savigny, der sich gewiß für ihn verwenden würde. Es fehlt an Allem hier. Wenn Sie mir das Wunderhorn schicken, so senden Sie auch einen ganzen „Einsiedler" eingebunden. Ich bitte Sie sehr L. Grimm noch 8 bis 10 Tage bei sich zu behalten, dann schreibe ich Ihnen wieder; er kommt nach München an die Zeichenakademie. Ein ordentlicher Buchhändler könnte durch die Münchener Bibliothek allein bestehen, Aretin, der toll dort gewirthschaftet, aber jetzt ganz ab ist, hat an der Bibliothek seit drei Jahren 140,000 fl. für Ankauf ausgegeben, und es ist nichts da, die italienischen Werke hat Hamberger bei Savigny bestellt. Ein thätiger Buchhändler, der in München wäre, könnte durch Savigny (d. h. Jacobi und

Hamberger) gewiß alle Lieferungen erhalten. Stellen Sie sich vor, Artaria soll nach Hamberger an Kerner's Pflanzenwerk allein an 800 fl. gewonnen haben, so hat es die Bibliothek zahlen müssen. — Ich wünsche sehr, daß Sie mir bald Nachricht geben über Alles, was dieser Brief an Sie, lieber Freund, berührt. Ihr

Clemens Brentano.

Landshut, im Herbst 1808.

Lieber Zimmer!

Sehr dankbar bin ich Ihnen für die schleunige Abrechnung. Auf Ihre Erklärung, daß Sie mit königlichem interesseloſen Vorschuß von 10,000 auf 1000 Jahre die Büchernoth in München und Landshut aufzuheben versuchen wollten, haben Sie bereits einen Brief von Savigny erhalten. Savigny ist bereit, mit dem Minister und dem König von der Nothwendigkeit eines recht würdigen buchhändlerischen Etablissements in München und Landshut zu sprechen; mit Jacobi und Zentner ist schon gesprochen. Die Anschaffungen für die Bibliothek allein schon würden eine sehr beträchtliche Einnahme machen, und sodann hätten Sie, von der Regierung gewiß unterstützt, den großen Spielraum von ganz Bayern, worin es allerdings an irgend einer guten Handlung fehlt. Savigny glaubt, daß Sie vielleicht im Nothfall auch einen größeren Vorschuß erhalten könnten; da aber die ganze Sache auf Jacobi's und Savigny's persönlichem Zutrauen zu Ihnen beruht, so würde Ihre Anwesenheit hier in München freilich nöthig sein, ein so bedeutendes vortheilhaftes Unternehmen zu führen. Ein sehr großes Sortiment und Ihre Liberalität in München würde, unterstützt von der Freundschaft der angesehensten Männer, bald durch den Buchhandel jene lite-

rarische Anregung ins Land bringen, welche man eigentlich ebensosehr durch Ihr Etablissement befördert wünscht, als man nicht allein Bücher durch Sie erhalten möchte. Ihre Handlung in Heidelberg könnten Sie, sobald Ihr hiesiges Unternehmen in Flor käme, als eine apanagirte Handlung fortführen, da diese doch schon fest begründet ist. Ich bitte Sie Alles recht wohl zu überlegen. Savigny ist es sehr ernst, das sehen Sie aus seinem bestimmten schnellen Eingehen auf Ihre blos zufällige Aeußerung. Verschwiegenheit wäre wohl sehr nöthig, um der Sache nicht im Voraus hier im Lande Gegner zu erwecken, wo Alles in der tollsten Parteiwuth liegt, auch damit kein Anderer Ihnen den Rang abläuft; eine schöne Druckerei würde sich auch wohl mit verbinden, und Sie werden vielleicht gar noch einmal ein zweiter Cotta. Die Büchernoth ist so groß, daß Sie nothwendig die Ostermesse schon Ihr Unternehmen einstweilig mit einem Comptoir in München und Landshut beginnen müßten. Sie müßten nun ein wenig feurig zu Werk gehen; damit die Sache sich einleitet, wäre Ihre baldige vorläufige nähere Erklärung an Savigny der erste Schritt. Krüll ist ein Mensch wie ein gefrorner Scheerenschleifer; er zählt einem die Oblaten vor, wenn man für zwölf Kreuzer kauft. Sie sehen, daß man Sie liebt und achtet, nun lassen Sie uns auch die Früchte Ihrer Liebe bald genießen.

Tieck und die Bernhardi*) sind noch in München, Bettina auch, ich erwarte sie täglich hier. Haben Sie was zu bestellen? Sobald ich etwas zur Ruhe komme, will ich ernstlich an die Romanzen gehen, und wenn Runge dann Umrisse oder vielmehr Randzeichnungen machen will, wie die Dürer'schen, so können wir sie in Steindruck beidrucken. Das

*) Tieck's Schwester Sophie, verheirathet mit Aug. Fr. Bernhardi, Gymnasial-Director in Berlin, 1805 geschieden.

Beste, was Runge gemacht hat, soll eine herrliche Folge von Blättern zu den Heymons-Kindern sein. Wenn Görres eine gute alte Ausgabe besorgte, so wären diese, damit verbunden, gewiß ein herrlicher Artikel. Ich sehe dem Wunderhorn, Trösteinsamkeit und Goldfaden mit Sehnsucht entgegen.

Ihr

Clemens Brentano.

Landshut, October 1808.

Lieber Zimmer!

Endlich, drei Tage nach Ludwig Grimm's Ankunft, erhielt ich das Päckchen mit dem Wunderhorn von der Post. Längst aber liegt ein Päckchen mit einer Weste an mich bei Ihnen, das Sie dem Grimm mitzugeben vergessen haben, es kam noch an mich, als ich nach Allendorf gereist war; wenn Sie es mir nun senden, kostet es mich schier so viel als der Werth, und senden Sie mir es nicht, so kömmt es aus der Mode. Für das Wunderhorn zahlte ich zwei Gulden Porto, dazu fehlt an beiden Exemplaren der letzte Bogen von den Kinderliedern, die ich doch auch gern hätte. — Krüll hatte es wenigstens acht Tage früher. Wenn es Ihnen nicht lästig, so möchte ich wohl die Hauptdruckfehler, welche allen Sinn entstellen, von allen drei Theilen nachliefern. Sie müßten Sie dann zur Einheftung den Buchhändlern nachsenden. Die Druckfehler sind, wo ich nicht corrigirte, so unsinnig, daß das Buch mich anekelt; in den Kinderliedern steht z. B. Vater statt Kater ꝛc. Weiter hat Grimm aus Nachlässigkeit ein Packet Handzeichnungen und zwei Bildchen, Schiller's Portrait und eine kleine Landschaft hinter Glas vergessen, wie auch Königshofen's Chronik aus Straßburg; Alles das packen Sie mir zusammen und senden mir es wo möglich wohlfeiler als mit der Post, etwa durch einen Kutscher von

Mannheim nach München oder wie Sie meinen mit Gelegenheit. Hat Görres denn gar keine Bücher von mir zurückgelassen? Das ist mir bei seiner entsetzlichen Unordnung sehr ärgerlich. Vor Allem muß ich Sie bitten, das Original des Löwfried (von G. Wickram) sogleich an Herrn Bibliothekar Grimm nach Cassel zu senden, es gehört auf die Göttinger Bibliothek und ist bis jetzt schon mehrfach von Heyer zurückgefordert. In Zeit von einer halben Stunde können Sie ja sehen, wo die Küpferchen hingehören — ich bitte sehr darum. Auch würden Sie mir einen Gefallen thun, wenn Sie das Fortepiano, das nun ewig bei Ihnen steht und auf Erlösung wartet, ausbieten ließen, um vier Carolin, unter den vielen Studenten müßte doch einer sein ꝛc. Weise hat auch noch einige Kupfer von mir, worunter ein sehr guter Johannes unter einem Bogen, die ich zurück haben möchte. Auf den Brief Savigny's und meinen letzten werden Sie uns wohl bald antworten. Savigny ist die Sache sehr ernst, und wir fürchten, es möchten Ihnen Andere zuvorkommen. Seien Sie nicht böse wegen der vielen Aufträge. Tieck ist mit der Bernhardi noch in München; er sagte mir, er sei Ihnen Briefe schuldig, er ist Ihnen sehr gut. Grüßen Sie Alle. Wenn Arnim fort ist, melden Sie mir seine Adresse, oder schicken ihm meine Briefe nach. Sie haben noch Reliquien von der guten Sophie, geben Sie sie der Rudolphi, um sie dem übrigen Geräthe der Hulda beizuschließen.

Ihr

Clemens Brentano.

Landshut, den 12. November 1808.

Lieber Zimmer!

Goethe hat den Arnim unendlich freundlich in Weimar aufgenommen, ihm von seiner, des Herzogs und der Großfürstin Seite gedankt für den „Einsiedler", und ihm wörtlich erklärt: es sei ihm und Andern nie ein so lebendiges Blatt erschienen; sie bedauerten Alle, daß er aufhöre, und hofften, daß mit der Zeit gewiß eine zweite Auflage erscheinen werde. Gegen Voß gibt er ihm in Allem gänzlich Recht, und bedauert nur, daß er ihm irgend je geantwortet. — Die Recension vom Wunderhorn wird er ohne Zweifel wieder machen. Die des Görres habe ich mit Savigny sogleich durchgelesen. Wir finden sie beide so geistreich, so reich, so fleißig und voll so herrlicher Ideen, daß gewiß nach ihr Niemand mehr viel über das Buch zu sagen übrig bleibt. Savigny sagt, die Jahrbücher könnten stolz auf sie sein, wie er auch nicht mehr zweifelt, daß nach Creuzers Abzug von Heidelberg Ihres Journals bestes Leben mit ihm ziehen wird. Lassen Sie die Recension von Görres ja bald abdrucken. Ich fühle mich, nachdem ich sie gelesen, recht von neuer Ehrfurcht für diesen herrlichen Geist durchdrungen, und unabgesehen vom Wunderhorn, können an dieser Recension schon sich viele Menschen erquicken und laben. Ich schicke das Manuscript gleich zurück, denn es wäre eine Gewissenlosigkeit, so etwas durchaus Treffliches und Treffendes der Oeffentlichkeit länger vorzuenthalten. Wenn Goethe's Recension des Buches Abgang auch mehr befördern wird, so wird sie doch nie über das Buch und seinen Werth etwas Besseres sagen können. Das sind Recensionen, wie sonst nie welche geschrieben wurden, und wären alle so geschrieben, so gäbe es keine Recensenten, denn dann kämen keine Schriften zum Schreiben und zum Lesen. — Tieck ist noch mit der Bernhardi in München, er hat die Gicht in solchem Maße, daß es ein Erbarmen ist. Haupt-

ſächlich hat er ſie dem Schrecken zu verdanken, welchen die plötzliche Ankunft des Bernhardi von Berlin gab, der mit Soldaten und Polizei in's Haus fiel, um ſeine Kinder zu holen, ohne welche ihm ſein Vater kein Geld geben will; endlich hat er ſich mit einem Stück, das ziemlich ſchlecht conditionirt iſt, begnügt, und es, wenn er das Geld mit dem Regenwurm gefangen hat, wieder zurück verſprochen. Bettina iſt in München und lieſt dem Tieck vor, der eigentlich nebſt der Bernhardi der größte Feind des Wunderhorns und des Einſiedlers iſt, wie auch der Arnim's und Görres', beſonders aber, weil ſie kein Blatt davon geleſen, und wenn ſie hineingucken, leider die Brocken, mit welchen ſie ſich einſt breit machen wollen, hier bereits gratis ausſpendirt finden. Was das Heldenbuch angeht, nächſtens meine Anfrage an ihn und Antwort. Er ſagte mir, er wolle Ihnen zu Maler Müller's Werken eine anonyme Vorrede ſchreiben. Ich habe ihn den erſten Act des Donauweibchen leſen gehört und einen Theil ſeines Antifauſt, der in ſeiner Höllenpartie etwas unendlich Treffliches hat. Sehr luſtig wäre, wenn er den Baggeſen recht drin mitnähme, und es zugleich erſchiene; aber die Gicht! — Tieck und Jacobi ſind übrigens Buſenfreunde und täglich beiſammen. Sömmerring will, wie ich gewiß weiß, Heinſe's ſämmtliche Werke herausgeben. Wäre das etwas für Sie? Er hat alle ſeine Papiere; Sie könnten ihm durch Savigny den Antrag machen. Doch wer kann heutzutage zu etwas rathen. Ich werde Goethe nochmals ſelbſt über das Wunderhorn ſchreiben — Bettina hat es ſchon gethan. Wenn Sie mir wieder ſchreiben, ſo melden Sie mir auch, ob Sie noch geſonnen ſind, meine Romanzen, wenn ich ſie einmal vollendet habe, zu drucken, und zwar mit Randzeichnungen von Runge in Steindruck, wie die Dürer'ſchen, entweder klein Folio oder groß Octav. Runge's Zeichnungen

können gewiß kein vortheilhafteres Sujet finden, und ſie würden dem Text gewiß forthelfen, welchen ich in jedem Falle Goethe vorher noch vorlege. Ich habe bis jetzt keinen Leſer gefunden, dem dieſe Lieder nicht würdig erſchienen wären; und die Verſicherung, daß Runge die Randzeichnungen machen würde, könnte mich, bei wirklich unendlich tiefem häuslichen Elend, wieder etwas zur Arbeit ermuntern. Ueber unſere Wünſche für Sie haben wir noch nichts von München vernommen. Dort wird einſtens nach des Königs Tod Alles anders werden. — Der Kronprinz iſt in Vielem gar anders und ſehr gut und das Beſte wünſchend. Grüßen Sie Creuzer und Ihr Weib und Kind und haben Sie den beſten Muth.

Ihr

Landshut, den 19. Januar 1809. Clemens Brentano.

Wenn Sie Schlegel's dramatiſche Vorleſungen nicht drucken, ſo glaube ich, haben Sie ſehr Unrecht gethan. Beſorgen Sie beifolgendes Briefchen doch gleich der Hulda. Geſtern erhielt ich ihren Brief.

Lieber Zimmer!

Ihr letztes freundſchaftliches Schreiben mit der Rudolphi'ſchen Todesnachricht hat mich ungemein erſchreckt, ich wußte mir Anfangs gar nicht zu helfen, bis ich eine Antwort von der trefflichen Hains erhielt, die mich wieder in Hinſicht auf Hulda getröſtet hat. Zu dieſem großen Schrecken war mir eine ziemliche Zugabe ihre Nota von 89 Gulden, deren ich mich ſo wenig verſehen, als eines Sackes voll Geldes, ſie zu bezahlen. Sie wiſſen ſo gut als ich, wie einen ein ſolcher Zettel erſchrickt, wenn man gar nichts hat, und ſtellen Sie ſich vor, wie Voß gerächt iſt gegen die Anzeige in dem Correſpondenten, da ich 24 G. dafür bezahlen muß und er

nichts, umsomehr, da ich von der ganzen Anzeige nichts mehr wußte, und wenn Arnim es mich nicht versicherte und die Rechnung, so glaubte ich, es hätte Ihnen geträumt. Ich versichere Sie, daß bis jetzt mich keine Bekanntmachung in der Welt so interessirt, daß ich 24 fl. dafür gegeben hätte, doch es ist geschehen. Weiter, lieber Zimmer, muß ich um die wirkliche Rechnung von Mohr bitten, da ich gar nicht weiß, was es ist, vielleicht gar Bücher für meine Geschwister. Dann die freundschaftliche Frage: können Sie mir die 89 G. noch erlassen, bis Sie vielleicht die Kindermärchen von mir drucken? Ich bin wirklich jetzt so arm, daß ich gewöhnlich des Tags nur einmal esse, Frühstück und Abendbrod sind abgeschafft, und ich rauche rohen Landtabak à 8 gr. das Pfd. Die 19 fl. an Arnim will ich gern übernehmen, wenn Sie sich nur mit dem Uebrigen noch gedulden können. Ich sage Ihnen dies mit schwerem Herzen, weil ich weiß, daß es Ihnen hart geht, und wie sehr unruhig ich um Ihr Schicksal durch Aeußerungen Marheineke's geworden, weiß der Himmel. Wenn ich zu irgend einem Menschen in der Welt eine aufrichtige Liebe habe, so sind Sie es; denn ich habe auch keinen Moment in Ihnen gefunden, wo ich Sie nicht rechtschaffen, edel und liebenswürdig erkannt, und meine Erinnerung an Sie ist immer mit dem Wunsch, Sie freundlich zu umarmen, verknüpft. Diese Freude wird mir im August auch werden, wo ich auf einige Tage nach Heidelberg komme. Ich gedenke nämlich mit einem herrlichen, kindlichen, ernsten, wundergeschickten Landschaftsmaler und Architecten, dem geheimen Oberbauassessor Schinkel und seiner Frau, eine kurze Reise an den Rhein zu machen, und über Heilbronn nach Heidelberg. Nun bitte ich Sie um eine Erörterung. Ich weiß, daß Sie in der ersten Zeit sich mit Drucken sehr in Acht zu nehmen gedenken, und wünsche mehr als Jemand, daß diese Ruhe

Ihnen gedeihlich werde, doch muß ich Sie fragen, ob Sie die Kindermärchen, wenn sie fertig werden, drucken wollen. Die Kupfer kann ich Ihnen sehr wohlfeil und ausgezeichnet gut liefern, da ich sie selbst unter Schinkel's Direction unentgeltlich zeichnen werde, und sie in einer sehr leichten und wohlfeilen Manier, hier von meinem Freunde Wittig, könnte radiren lassen, der diese Manier, die den Steindruck an Effect übertrifft, jetzt erfunden hat. Diese Kupfer nun, die dem Buche einen besonderen Werth geben, würden Sie selbst sehr wenig kosten, ich aber will höchstens sechs Thlr. für den Bogen, wenn Ihnen das nicht zuviel scheint, und ich würde es Ihnen von Herzen ganz umsonst geben, wenn ich nicht so viel müßte zu verdienen suchen, daß ich etwa jährlich die Pension für die Hulda erschwingen kann, da ich wirklich in einer merkwürdig kleinen Einnahme stehe. Hiezu melde ich Ihnen noch, daß Sie, Sie mögen das Manuscript von mir erhalten, wann Sie wollen, doch nicht eher etwas von dem Honorar an mich zu zahlen haben würden, als künftigen April oder Mai. Ich schreibe Ihnen Alles dieses so von Herzen, weil ich Sie für meinen lieben vertrauten Freund halte und nicht will, daß Sie in irgend einen Schaden durch mich kommen könnten. Melden Sie mir daher, ob es Ihnen unter diesen Bedingungen noch möglich scheint, die Kindermärchen zu drucken, zu deren erster Hälfte noch immer zwei Jahre Zeit ist. — Es ist mir ein betrübter Gedanke, wenn ich mich an einen anderen Buchhändler wenden müßte.

Ich bitte Sie Mlle Hains meine Empfehlung zu machen und ihr für ihren Brief an mich herzlich zu danken, und sagen Sie der Hulda, daß ich in etwa acht Wochen wahrscheinlich die Freude haben würde, sie zu sehen.

Herzlich grüßend

Ihr Brentano.

Berlin, den 6. Juni 1811.

III.

Johann Joſeph Görres.

O deutſches Volk, der größten Söhne einen
Haſt du verloren, die dein Boden trug,
Sein war dein Jauchzen und dein Weinen,
Sein jede Wunde, die der Feind dir ſchlug.
Für dich hat er gerungen und geſtritten,
Du haſt allein ſein großes Herz beſeſſen,
Und dir zu Liebe hat er viel gelitten —
Doch Alles haſt du heute ſchier vergeſſen.

Schrott.

Johann Joseph Görres

wurde am 25. Januar 1776 zu Coblenz, in der Rheinstraße im Hause „zum Riesen", geboren, und starb am 27. Januar 1848 zu München. Sein Vater, Moritz Görres, war Floßhändler, seine Mutter stammte aus dem italienischen Geschlechte Mazza. Er war eben aus dem Gymnasium entlassen, um eine Hochschule zu besuchen, als die französischen Truppen in den Rheinlanden einzogen. Es bildete sich in Coblenz ein republicanischer Club, dem er sich anschloß und ganz den republicanischen Ideen hingab. Bei der am 30. December 1797 erfolgten Uebergabe von Mainz kündigte er den Untergang des deutschen Reiches an: „Am Tage der Uebergabe von Mainz, Nachmittags um drei Uhr, starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen, sanft und selig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenen Schlagflusse, bei völligem Bewußtsein, das heilige römische Reich schwerfälligen Andenkens." Offen und entschlossen hatte er sich der Kirche wie dem Staate gegenüber auf die Seite der Revolution gestellt. Als er aber mit einer Deputation am 21. November 1799 nach Paris kam, um Schutz gegen die Bedrückungen und Erpressungen der französischen Verwaltungsbehörde zu erlangen, machten die dortigen Zustände einen erschütternden Eindruck auf ihn. Er hatte hinter der Fahne der sogenannten neuen Freiheit die Habgier und den schamlosesten Egoismus lauern gesehen, und suchte, nach Coblenz zurückgekehrt, in einer kleinen Schrift (Resultate meiner Sendung nach Paris) seine

Landsleute aus ihren philantropisch-kosmopolitischen Träumen aufzurütteln. Er widmete nun Kunst und Wissenschaft seine ganze Kraft und trat eine Stelle als Professor der Physik an der Secundärschule an. Am 14. September 1801 verheirathete er sich mit Katharina de Lasaulx. — In seiner Stelle als Lehrer fühlte er sich nicht in seinem Element; er sehnte sich nach dem Katheder einer Universität. „Er war damals schon in weiteren Kreisen durch sein 1805 erschienenes Buch „Glauben und Wissen" bekannt, in welchem bereits die Grundlagen seiner späteren religiösen und mythologischen Anschauungen sich finden." (Bartsch.)

Er wandte sich nach Heidelberg mit dem Gesuch Vorlesungen halten zu dürfen, welches durch den damaligen Prorector Thibaut unterstützt, durch das Curatorium gewährt wurde.

Im Herbst 1806 zog er mit seiner Familie dort ein, wo Arnim und Brentano damals sich aufhielten und mit Görres sich innigst befreundeten. Görres, der niemals zu den Füßen eines academischen Lehrers gesessen, erließ am 6. November als Einladungsschrift eine „Ankündigung philosophischer und physiologischer Vorlesungen im Winterhalbjahr 1806—07" (Heidelberg, Mohr und Zimmer). Er sagt darin unter Anderm: „Im ganzen Sterngewimmel, das sich am Himmel drängt, ist vorzüglich ein Gestirn uns eng befreundet, unserer Persönlichkeit nahe gerückt, und verwachsen mit unserm ganzen Sein und Wirken, und zwar ist die Sonne das Gestirn. Auch im Cosmos der Wissenschaft ist solch ein nahe befreundet Ideengeschlecht, das unter den realen Darstellungen im Reiche der Philosophie am tiefsten in unsere Individualität eingreift, und das ist der Microcosmos, und daher die Physiologie, als die Wissenschaft, die diese Idee in sich aufgenommen hat, unter allen Formen

die uns zunächſt verwandte, und diejenige, die am unmittelbarſten alle Reflexe in ſich ſammelt, und in ihrer höchſten Vollendung im gediegenſten Feuer ſtrahlt und brennt. — Das Verhältniß der Philoſophie und der Phyſiologie iſt: Alleben und Einzelleben, Weltgeiſt und Menſchengeiſt, Himmelsbahn und irdiſch Pulſiren, unendlich Thun, unendlich Streben, ewig Schickſal, endliche Nothwendigkeit. Die Philoſophie von ihrer natürlichen Seite genommen, will des Weltganzen innerſte Verborgenheit aufdecken, wie das Geäder durch den großen Körper läuft, wie die Nerven ſich durcheinanderſchlingen, wieder voneinander laſſen, wie Faſer mit Faſer ſich verwebt, und die Geiſter brauſen, und die Pulſe ſchlagen, und das Leben dunkel glüht, wie die Waſſer in tiefem Schachte ſtürmen, und die Meteore ziehen, und die Stürme eilig daherſtürzend toben, und ein Odem der Lebendigkeit durch das ganze Daſein geht. Die Phyſiologie aber philoſophiſch genommen erkennt des Himmels Abglanz im Tropfen, der ſchwebend in der Erdenatmoſphäre hängt, in der Tiefe der Leiblichkeit findet ſie die Wunder der Ferne wieder und des Firmamentes Widerſchein, des Aethers Klarheit in der dunkeln Nacht des Organiſchen, die Aequationen und die Perturbationen reproduciren ſich ihr im Leben, und die Formel erſcheint in den Functionen begünſtigt und beſeelt.

„Die Erörterung dieſes Verhältniſſes in wenig Worten hat der Unterzeichnete ſich zum Gegenſtande dieſer Einladungsſchrift genommen, indem er ſich vorſetzte, beide Wiſſenſchaften, jede abgeſondert für ſich, in ſeinen Vorleſungen darzuſtellen, glaubte er dieſe mit der Andeutung ihrer Einheit und ihrer Homogenität eröffnen zu müſſen, damit wenigſtens im Beginne Gleiches ſich zu dem Gleichen halte, und im Verfolge, nach allen Durchkreuzungen der ſpeciellen Entwicklung, wieder ſich zuſammenfinde, was ewig bei einander wohnt.“

Es hatten sich fünfzehn Zuhörer inscribiren lassen, aber 60 bis 70 eingefunden. Er las dann noch über „Aesthetik", wobei auch Brentano und Zimmer seine Zuhörer waren. Im Sommer 1807 las er drei Collegia, darunter ein Publicum über das Wesen der Poesie und Philosophie. Im Sommer 1808 las er „über die altdeutsche Literatur", die „erste Vorlesung dieser Art, wohl die erste der deutschen Poesie des deutschen Mittelalters gewidmete, die an einer deutschen Universität gehalten wurde." (Bartsch.)

Eichendorff, der als Student ihn hörte, sagt: „Es ist unglaublich, welche Gewalt dieser Mann, damals 31 Jahre alt, auf die Jugend ausübte. Sein freier Vortrag war monoton, fast wie fernes Meeresrauschen, schwellend und sinkend, aber durch dies einförmige Gemurmel leuchteten zwei wunderbare Augen und zuckten Gedankenblitze beständig hin und her; es war wie ein prächtiges nächtliches Gewitter, weckend und zündend für das ganze Leben." Im Juli des Jahres 1807 erwuchs aus seinen Studien das erste germanistische Buch: „die deutschen Volksbücher,*) Heidelberg bei Mohr und Zimmer." Es war Brentano gewidmet. „Die Einleitung wie die Charakteristik der einzelnen Volksbücher — Schriften an denen sich die ganze Masse des Volkes seit Jahrhunderten erfreut — ist in einem farbenprächtigen dichterischen Stile gehalten; das Schlußkapitel enthält eine begeisterte Schilderung des Mittelalters und einen Hinweis auf die traurige Gegenwart, in der alles so anders ist. Auf die Brüder Grimm machte dies Buch, ähnlich wie das Wunderhorn, einen tiefen Eindruck. Sie traten durch Vermittlung von Arnim und Brentano nun in directe Verbindung mit Görres." (Bartsch.)

*) „Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneybüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat."

In der „Zeitung für Einsiedler“ ist von ihm enthalten: „der gehörnte Siegfried und die Nibelungen“ und „des Dichters Krönung, eine dramatische Idylle“, welche gegen Voß ihre Spitze richtet.

„Das Leben in seinem Hause konnte in jeder Beziehung Muster und Vorbild eines echt deutschen treuherzigen Familienlebens sein. Seine Frau war das Bild einer Madonna des deutschen Mittelalters. Sie hatte ihn bereits in Coblenz mit einer Tochter, Sophie, und einem Sohne, Guido, beschenkt; in Heidelberg wurde ihm sein drittes Kind geboren, Maria, die Herausgeberin der „Familienbriefe“ und der „Politischen Schriften.“

Im Herbst 1808 kehrte Görres mit seiner Familie nach Coblenz zurück, und trat dort wieder als Professor in seine Stelle an der Secundärschule, und widmete sich außerdem ganz den Wissenschaften. Im Jahre 1810 erschien seine „Mythengeschichte der asiatischen Welt“ im Verlag von Mohr und Zimmer. Sie war aus seinen Heidelberger Vorlesungen hervorgegangen. „Durch dieses Werk und die Schrift „über Glauben und Wissen“ (1805) hat Görres, gleichzeitig mit Kanne und Creuzer, für eine tiefere Auffassung der heidnischen Religionen gewirkt. „Der Grundgedanke, von dem er ausgeht, ist: 'Ein Dienst und eine Mythe war in uralter Zeit, es war eine Kirche und auch ein Staat und eine Sprache. — Eine Gottheit nur wirkt im ganzen Weltall, eine Religion auch nur herrscht in ihm, ein Dienst und eine Weltanschauung in der Wurzel, ein Gesetz und eine Bibel nur durch alle, aber ein lebendiges Buch, wachsend wie die Geschlechter, und wie die Gattung ewig jung.' Görres sucht in den Ursprung aller Poesie einzudringen. 'Im Urbeginn, sagt er, war eine Poesie und eine Fabel, die bildete im Fortschritte jedes Volk auf eigene Weise sich und seinen

Thaten an. Der Urſprung der nationellen Poeſie fällt zuſammen mit dem Urſprung der Nation; wo ihre Geſchichte aus der Naturgeſchichte hervorgebrochen, da iſt der Faden angeknüpft, und ſie nehmen ihn durch alle Gänge ihrer Entwicklung mit.' „So führt uns die germaniſche Poeſie nach Aſien, in den Urſitz der Völker hinüber." 'In der That geht ein Geſchlecht von Sagen im Orient um, das, in gerader Linie von denſelben Vorvätern abgeſtammt, den gleichen Familiencharakter mit den nordiſchen Traditionen trägt.' Vor allen ſind es die Perſer, deren Heldendichtung in Ferdouſſi's Schach Nameh und ſonſt am meiſten nordiſche Phyſiognomie angenommen hat.' „Den Abſchluß ſeiner Theilnahme an den altdeutſchen Studien bildeten „Die altdeutſchen Volks- und Meiſterlieder", Frankfurt a. M., 1817. In der ſchönen und reichhaltigen Einleitung nimmt er die Unterſuchungen über den Gang der mittelalterlichen Poeſie wieder auf, die er in ſeinen „Teutſchen Volksbüchern" begonnen hatte."

Sein „Rheiniſcher Merkur" (1814—1816) iſt „ein unvergängliches Denkmal ſeiner politiſchen Beredtſamkeit. Die Jahre 1806—17 ſind die ſchönſten in dem Leben des reich begabten Mannes. Den unklaren kosmopolitiſchen Schwindel ſeiner Jugendjahre hat er hinter ſich gelaſſen, und obwohl wir die Keime der ſpäteren römiſch-katholiſchen Richtung ſich bereits bilden ſehen, treten ſie doch noch zurück gegen die warme deutſche Geſinnung, die ihn beſeelt."

(R. v. Raumer.)

„Görres bleibt das Verdienſt, in einer Art von prophetiſchem Tone das urſprüngliche Verhältniß von Ideengeſchichte und Völkerverzweigung verkündigt zu haben, deſſen Betrachtung dann in die neuere Religionsphiloſophie eingegangen iſt, und deſſen ſorgfältige Entwickelung in Zukunft die Aufgabe der allgemeinen Ethnographie, wie auch

in anderem Durchschnitt der Kunst- und Bildungsgeschichte sein wird. Seine Rückführung dessen, was ein Volk scheinbar spielend sich idealisirt, die Dichter scheinbar blos aus sich schaffen, auf Positives, die wirkliche Phantasie der Geschichte, war dasselbe, was alle Romantiker wollten oder meinten, verband ihn mit ihnen." (Ad. Schöll.)

In diesen Jahren ward er Director des öffentlichen Unterrichts in den Provinzen des linken Rheinufers. Sein energischer Freimuth hatte 1818 seine Ungnade zur Folge, was ihn veranlaßte, sich nach Frankreich und die Schweiz zu begeben. Im Jahre 1829 berief ihn König Ludwig von Bayern an die Universität München. Dort nahm er als beredter Wortführer an den Parteikämpfen der Zeit Theil, und gab außer verschiedenen kleinen Schriften seine „Christliche Mystik" in vier Bänden 1836—1842 heraus, und starb am 27. Januar 1848 in München.

An die

sehr werthen Herren Mohr und Zimmer!

Ich bitte Herrn M. und Herrn Z. recht freundlich zu empfehlen und ihn zu beruhigen mit der Versicherung, daß wir uns recht wohl befinden, und darauf sinnen, wie wir bald wieder sein Angesicht schauen können. Es ist zu hoffen, daß wir mit dem Ende der Woche von hier aufbrechen werden, und dann wird Herr Zimmer zu seinem Troste wieder jemand haben, der ihm die Bücherballen in Unordnung bringen hilft, und ihm mit einigen überflüssigen Gesprächen die Zeit bei der Arbeit verkürzt. Sonst aber, was die Person des Schreibers betrifft, muß er leider gestehen, daß er sehr ins lüderliche Leben hineingerathen ist, weswegen denn auch

wenig Erkleckliches für einen honetten Verleger zu Stande kommen konnte, aber die Verführung war allzugroß, und ein junges Blut ist leicht hingerissen.

Die Einlage wird Herr Mohr gleichfalls gefälligst an den Pedell besorgen, damit er sie sogleich einsperre in die schwarze Höhle, wo die vielen anderen Gefangenen schmachten. Dann soll sich Herr Zimmer in seiner Gesundheit konserviren bis zu unserer Wiederkunft, wo wir dann selbst die Sorge übernehmen wollen. Er soll uns endlich seiner Frau Liebsten und seiner ganzen lieben Jugend empfehlen.

Görres.

Coblenz, am 18. September 1807.

Ich habe so lange geschwiegen, weil ich seit Ihrer Rückkunft unaufhörlich mit Jean Paul*) beschäftigt war und ich diesen mit seinem Gedankenheer von 11,000 Jungfrauen erst auf Seite haben wollte. Darüber aber sind der Briefe so viele aufgelaufen, daß ich Keinem was Rechtes schreiben kann. Sie hatten Unrecht, wenn Sie schrieben, ich sei über Ihr langes Schweigen aufgebracht, ich war nur zuletzt etwas verwundert darüber und nicht einmal sehr, weil ich ja leicht die angegebene Ursache errathen konnte. Ich denke mit der Messe wird wohl ein Theil Ihrer Kümmernisse und Arbeiten vorüber sein, und Sie können wieder einige Rösselsprünge machen. Schreiben Sie mir, wie es um die 300 tauben, wurmstichigen, verrotteten Säulen des Buchhandels steht, was Perthes macht und Ihnen gesagt hat und was er vor hat in gegenwärtiger Zeit. Ich glaube, daß er im Ganzen am wenigsten verlieren, und wenn er's gut anfängt, vielmehr noch gewinnen wird.

*) Er schrieb an einer Recension über Jean Paul's sämmtliche Werke für die Heidelberger Jahrbücher, Jahrg. 1811, S. 1200 u. ff.

Jean Paul's Recenſion lege ich in nächſter Woche auf den Poſtwagen. Ich habe ſie unmöglich in weniger als vier Bogen bringen können und da habe ich alles nur mit ein paar Strichen angedeutet. Leben Sie wohl und ſchreiben Sie mir bald. Viele Grüße und gute Wünſche.

Coblenz, am 26. Juli 1811. Ihr Görres.

Ich danke Ihnen, mein lieber Zimmer, für Ihren letzten Brief. Ich ſehe daraus, daß Sie in beſorgter Treue und Redlichkeit noch immer der Alte ſind. Ich kann mir recht gut Ihr Geſicht denken, wenn Sie wieder ein Blatt von mir erhalten und ſich wundern, wie das vom Maule ſpricht, ohne weder rechts noch links ſich umzuſehen. Es iſt, wie Sie wiſſen, ſo ganz unbefangen meine Weiſe, und ich habe gefunden, daß es doch in der Welt bis zu einem gewiſſen Grade geht, wenn man es gleich für unmöglich hält. Die Schlechtigkeit iſt unbeſchreiblich feige, überdem verfängt ſich alles ſo durcheinander, daß, geht man nur gerade darauf los, alles verdutzt und verwundert aus dem Wege geht. Sie haben mich jetzt unter die Cenſur gethan, indeſſen mache ich mir nicht viel daraus, es iſt im Ganzen nur pro forma, auch muß ich freilich, wenn es ruhiger und ſtiller wird, mehr einlenken, um nicht zu verderben, wo ich gut machen möchte. Denunziationen habe ich genug auf dem Leibe; ich mache mir indeſſen nichts daraus, und weiß ſie ſchon abzufangen. Leben Sie wohl und behalten Sie uns lieb.

Ihr Görres.

Coblenz, am 23. April 1812.

Lieber Zimmer!

Sie finden hier den Schluß von Jean Paul's Recenſion, der vermuthlich an Kürze wieder einbringt, was der Anfang an Länge verbrochen hat. Der Mann hat zu großen Fuß, als daß Aſchenbrödels Pantoffeln, wie ſie Wilken mir zugemeſſen, ihm paſſen. Ich glaube, mein werther Herr Verleger, daß die Recenſion Ihre vortrefflichen Jahrbücher nicht verunzieren wird.

Dann finden Sie die Recenſion über den Meteorcultus der Alten (von Fr. von Dalberg), auch in aller lobenswerthen Kürze, doch glaube ich, daß beinahe ſo viel darin iſt wie im Buche.

Beides beſorgen Sie mir nun bald möglichſt zum Drucke, damit die Sachen nicht wie frühere wieder ſchimmelig werden und modern. Dann ſorgen Sie mir auch vor Allem für die Correctur; ich ſchreibe doch ſchwerlich am ſchlechteſten von allen Recenſenten, und doch finde ich nie in anderen Recenſionen Druckfehler, während die Meinigen immer über und über verlauſt ſind. Ich weiß nicht, welcher Teufel immer Unkraut in meinen guten Weizen ſäet.

Ferner finden Sie einen kleinen Brief an Creuzer, den ich Sie zu beſorgen, aber nicht hinter den Pult fallen zu laſſen bitte. — Hatten Sie denn nicht Luſt, diesmal wieder Ihren wachstuchenen Ranzen aufzuſchnallen und herunter zu kommen? es hätte ſich diesmal wohl der Mühe verlohnt. Ich habe freilich ſchlechten, ſauren Wein gekeltert, Frau und Kinder waren krank, ſonſt aber war der Herbſt vortrefflich; jede fliegende Brücke bringt uns von jenſeits Beſoffene auch fliegend herüber, und es iſt ein luſtig Leben allerwärts, was Sie wohl ein wenig hätten mitmachen können, ſtatt mit der Feder hinter dem Ohre am Pulte zu ſtehen. Was macht denn Ihre Angehörigkeit und Descendens, zuerſt das

Frauenzimmer, dann die kleinen Zimmer, das sind die Cabinette, und wieviel Nebenzimmer haben Sie denn seither dem Audienzzimmer angebaut; Sie werden es wohl hoffentlich zu einem schönen siebenstöckigen geräumigen Wohnhaus bringen, wo Ihr Verlagsspital und Armenhaus unten im Erdgeschosse schönen Platz hat. —

Leben Sie wohl und verzehren Sie in Friede und Freude Ihre Martinsgans, aber nicht den Herrn Rector Sogenannt, sondern eine rechte fette. Arnim werden Sie wohl gesehen haben, er ist noch wie vorher gut auf den Füßen und munter und aller guten Dinge voll. Grüßen Sie mir Ihre Frau, und Fries, wenn Sie ihn sehen.

Coblenz, am 11. Mai 1812.

Meinen Neujahrswunsch zuvor, lieber Zimmer, und dann meinen Glückwunsch zum neuen Ankömmling, von dem Sie mir neulich geschrieben. Fahren Sie nur fort, auf die Weise mit Selbstverlag sich abzugeben. Ich habe die Hefte mit den Recensionen noch nicht gesehen, nächstens sende ich Ihnen die von Grimm über den Minnegesang. Die von Kanne*) will ich wohl machen, ob's gleich nicht geringe

*) Joh. Arnold Kanne, geb. 1773 zu Detmold, studirte in Göttingen classische Philologie und orientalische Sprachen, lebte dann kümmerlich von seiner Feder, ging dann unter die Soldaten, wurde auf Jean Paul's Verwendung durch Fr. H. Jacobi in München losgekauft und erhielt 1809 eine Stelle als Lehrer der Geschichte in Nürnberg. Dort wurde er mit G. H. Schubert bekannt, und gab 1816 „Leben merkwürdiger Christen" in 2 Bänden (darin seine Selbstbiographie) und „Sammlung wahrer und erwecklicher Geschichten aus dem Reiche Gottes" heraus. Im Jahre 1818 erschien von ihm in Erlangen „Auserlesene christliche Lieder". Im Jahre 1817 wurde er Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Erlangen, und starb dort am 17. December 1824. Im Jahre 1804 gab er

Arbeit ist. Sie müssen mir indessen dann das „Pantheum“ schicken, das habe ich noch nicht gesehen, die „Urkunden“ aber habe ich hier. Wie ich von Pauli*) höre, haben Sie den „Lohengrin“ übernommen, das ist mir lieb für's Buch, das ohnehin bei der hiesigen lüderlichen Haushaltung so gut wie nicht gedruckt gewesen wäre. Ich arbeite jetzt an der Einleitung dazu und dann mag's vom Stapel laufen.

Ich habe eine Ankündigung zur Herausgabe der Bibliotheca Vaticana altdeutscher Dichtungen, lauter gute Sachen, in vier Bänden, auf Subscription zu einer Carolin, entworfen. Ich denke es dahin zu bringen, daß der Primas sich dafür interessirt, und somit die Sache auf allerlei Weise zu betreiben, daß einige Hoffnung zum Gelingen ist.**) — Leben Sie recht wohl.

Görres.

Coblenz, am 8. Juni 1812.

---

eine bedeutende Schrift „Ueber die Verwandtschaft der griechischen und deutschen Sprache“ heraus; dann „Pantheum der ältesten Naturphilosophie“ und „Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie.“ Jacob Grimm und Andere haben von Kanne's Schriften einen unverkennbaren Einfluß erfahren. (R. von Raumer.)

*) Buchdrucker in Coblenz, der theilweise auch den „Rheinischen Merkur“ gedruckt hatte.

**) Görres geistvolle Ankündigung in Gräters Iduna und Hermode, 1812, Anzeige vom 8. October. Aber das Unternehmen kam nicht zu Stande. (R. v. Raumer.)

IV.

August Wilhelm Schlegel.

„Der Erſte, der's gewagt, auf deutſcher Erde
Mit Shakeſpeare's Geiſt zu ringen und mit Dante
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:

Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Iſt unbekannt; doch dies Geſchlecht erkannte
Ihn bei dem Namen Auguſt Wilhelm Schlegel."

August Wilhelm Schlegel

geboren den 8. September 1767 zu Hannover, Sohn des Generalsuperintendenten Joh. Ad. Schlegel, besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt, und studirte in Göttingen, anfänglich Theologie, dann Philologie unter Heyne's Leitung. Nach Vollendung der Universitätsstudien nahm er eine Hauslehrerstelle in Amsterdam an, wo er drei Jahre blieb. Im Juni 1796 verheirathete er sich mit einer Tochter des Professors Michaelis, Caroline, welche vorher mit Dr. Böhmer in Clausthal, der 1788 starb, verheirathet gewesen. Schlegel zog mit ihr nach Jena, wo er Professor geworden war. Im Jahre 1798 ging er allein nach Berlin, um seine Nachdichtung Shakespeare's auf das Theater zu bringen. Im Jahre 1798—1800 gab er mit seinem Bruder Friedrich die Zeitschrift „Athenäum" heraus, durch welche die romantische Schule eingeleitet und begründet wurde. Im Winter 1802 hielt er in Berlin Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters. Im Jahre 1803, am 17. Mai, ließ er sich von Caroline scheiden, und lebte mit Neckers Tochter, Frau von Staël, zu Coppet am Genfersee; 1807 in Paris; 1808 in Wien, wo er Vorlesungen „Ueber dramatische Literatur und Kunst" hielt, die 1809—11 bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erschienen. Im Jahre 1812 reiste er nach Dänemark und Schweden, und begleitete dann 1813 den Kronprinzen von Schweden, dem er die Erneuerung seines Familienadels verdankte, als Geheimer Cabinetssecretär nach Deutschland. Im Jahre 1818 ward er in Bonn als Professor der Literatur angestellt, und betrieb dort vorzugsweise das Studium

des Indiſchen; verheirathete ſich 1819 mit Sophie Paulus, und ſtarb in Bonn am 12. Mai 1845.

Seine Bedeutung beruht hauptſächlich auf ſeiner kritiſchen Thätigkeit und ſeinen Ueberſetzungen, namentlich der Shakeſpeare's, und darin war er „ein unvergleichliches Genie.“ Dilthey nennt ihn „eine Schriftſtellernatur, dergleichen wir ſeit Leſſing keine zweite gehabt haben.“

Die beiden Schlegel „ſehen wir in neuer Weiſe die Richtung wieder aufnehmen, welcher Herder die Bahn gebrochen hatte. A. W. Schlegel war ſich dieſer Geiſtesverwandtſchaft wohl bewußt, wie wir aus ſeiner treffenden Schilderung Herder's (Schlegel's Werke X, S. 376 ff.) ſehen.“ Was er Herder nachrühmt, daß „ſeine Muſe gern eine geſellige Dolmetſcherin der Zeiten und der Völker iſt, die allen Zungen nachzuſingen und jeden Ton zu treffen weiß“, das gilt in eminenter Weiſe von A. W. Schlegel ſelbſt. In der letzten Zeit ſeines Jenaer Aufenthalts und in Berlin beſchäftigte er ſich eifrig mit dem Studium der altdeutſchen Literatur. Eine Frucht dieſer Studien waren ſeine Vorleſungen „Ueber das Mittelalter“ (Deutſches Muſeum II) und ſeine Abhandlung „Ueber das Nibelungenlied“ (Deutſches Muſeum I). „Er iſt begeiſtert von der Schönheit und Großartigkeit deſſelben, ſetzt es weit über alle anderen deutſchen Dichtungen des Mittelalters und unmittelbar neben den Homer. Er fordert, daß es, 'in allen Schulen geleſen und erklärt werde.'“ Als Ueberſetzer trat er zuerſt 1791 mit einer Abhandlung über Dante's göttliche Comödie auf, die mit dem Anfang der theilweiſe überſetzten „Hölle“ ſchloß, der ſpäter einige andere Stücke folgten. Sein „Spaniſches Theater“, welches fünf Stücke von Calderon enthält, erſchien 1803 und 1809. Die „Blumenſträuße“, 1804, enthalten italieniſche, ſpaniſche und portugieſiſche Poeſie. Seine Ueber-

ſetzung von Shakeſpeare's dramatiſchen Werken erſchien zuerſt 1797—1810, die aber nicht alle Dramen enthält. Seine „Kritiſche Schriften" ſind 1828 in zwei Bänden von ihm veröffentlicht worden.

A. W. Schlegel war „ein Weltmann von den gewandteſten Formen, voll des ſicherſten Selbſtgefühls, von ſprudelndem Witz, ein Stimmungsmenſch, weich, von einer faſt weiblichen Beſtimmbarkeit. Das Glück machte ihn ſanft und harmoniſch, alles Liebenswürdige in ihm trat dann am fühlbarſten hervor; Diſſonanzen gegenüber brauſte er auf. Die Gunſt der Frauen hatte ihn verwöhnt, er bedurfte ihrer, und war in ihren Händen wie Wachs. Er war der edelſten Aufopferung fähig, wie er es Caroline und beſonders ſeinem Bruder Friedrich gegenüber zeigte, dem er oft mit ſeinem Erſparten aus Geldverlegenheiten half. Doch machte er auch Denen, die ihm Alles dankten, es nicht leicht, mit ihm zu leben, durch ein ſicheres Selbſtgefühl, das überall belehrte und ordnete, und durch Peinlichkeit im Kleinen, welche mit ſeiner Genauigkeit und Zuverläſſigkeit zuſammenhing. Friedrich pflegte ihn, Caroline gegenüber, den göttlichen Schulmeiſter zu nennen. Er war einer der fleißigſten Menſchen. So vollendete er ſeine zahlloſen kritiſchen und hiſtoriſchen Aufſätze mit Genauigkeit, auf die Stunde, ohne je auf ein tieferes Verſtändniß warten zu müſſen. Neben dieſen Arbeiten entſtanden ſeine Dichtungen in Stunden glücklicher Stimmung, und ſie erhielten ihn in einer beſtändigen Empfänglichkeit für alles Poetiſche in unmittelbarem Verſtändniß desſelben. Darin liegt ſeine geſchichtliche Bedeutung, daß ſich hier zum erſtenmal eine dichteriſche Natur im Vollbeſitze der ſtreng wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel der Literärgeſchichte befand. So erwuchs ihm das höchſte Vermögen der Nachbildung, das die europäiſche Literatur kennt. — Seinen

Character, seine geistige Stellung spiegeln seine Dichtungen. Ein Schimmer vornehmer Bildung liegt über ihnen, Wohllaut der edelsten Sprache." (Dilthey.)

Wir theilen aus dem Werke, das A. W. Schlegel 1809 u. ff. im Verlag von Mohr und Zimmer herausgab, eine Probe hier mit, da dieses Werk unserer Zeit ziemlich fremd geworden ist.

„Ueber dramatische Kunst und Literatur."

Die allgemeine philosophische Theorie der Poesie und der übrigen schönen Künste stellt die Grundgesetze des Schönen auf, die allen mit einander gemein sind. Jede Kunst hat ferner ihre besondere Theorie, welche darauf abzweckt, die Grenzen, die Schwierigkeiten und die Mittel dieser Kunst kennen zu lehren. Hierzu werden wissenschaftliche Erörterungen erfordert, welche dem Künstler nützlich, aber wenig anziehend für solche Freunde der Kunst sind, die nur die Hervorbringungen ausgezeichneter Geister genießen wollen. Die allgemeine Theorie hingegen zergliedert eine der menschlichen Natur wesentliche Eigenschaft: die Fähigkeit, das Schöne zu empfinden, woraus das Bedürfniß der schönen Künste und das Wohlgefallen daran entsteht; sie zeigt das Verhältniß zwischen dieser Fähigkeit und allen übrigen sittlichen und erkennenden Fähigkeiten des Menschen. Sie ist also sehr wichtig für den Denker, aber an sich allein reicht sie nicht hin, um zur Führerin bei Ausübung der Kunst zu dienen.

Die Geschichte der schönen Künste lehrt uns, was geleistet worden, die Theorie, was geleistet werden soll. Ohne ein Verbinden des Mittelglieds würden beide abgesondert und unzulänglich bleiben. Die Kritik ist es, welche die Geschichte der Künste aufklärt und ihre Theorie fruchtbar macht. Die Vergleichung und Beurtheilung der vorhandenen Hervorbringungen des menschlichen Geistes muß uns die Bedingungen

an die Hand geben, die zur Bildung eigenthümlicher und gehaltvoller Kunstwerke erforderlich sind. Häufig macht man sich von der Kritik eine falsche Vorstellung, als bestände sie blos in dem Scharfsinn, welcher die Fehler eines Kunstwerkes aufzudecken weiß. Ich habe diesem Studium einen großen Theil meines Lebens gewidmet, und will zuvörderst meine Begriffe vom echten Geiste der Kritik darlegen. Wir sehen eine Menge Menschen, ja ganze Nationen, so sehr befangen in den Gewöhnungen ihrer Erziehung und Lebensweise, daß sie sich auch dann nicht davon losreißen können, wenn vom Genusse schöner Kunst die Rede ist. Nur dasjenige, was in ihrer Sprache, ihren Sitten und ihren gesellschaftlichen Verhältnissen einheimisch und hergebracht ist, erscheint ihnen als natürlich, schicklich und schön. In dieser ausschließlichen Ansicht und Empfindungsweise kann man es durch Bildung zu einer großen Feinheit der Unterscheidung in dem engen Kreise bringen, worauf man sich nun einmal beschränkt hat. Aber ein echter Kenner kann man nicht sein ohne Universalität des Geistes, d. h. ohne die Biegsamkeit, welche uns in den Stand setzt, mit Verleugnung persönlicher Vorliebe und blinder Gewöhnung, uns in die Eigenheiten anderer Völker und Zeitalter zu versetzen, sie gleichsam aus ihrem Mittelpunkte heraus zu fühlen, und was die menschliche Natur adelt, alles Schöne und Große unter den äußerlichen Zuthaten, deren es zu seiner Verkörperung bedarf, ja bisweilen unter befremdlich scheinenden Verkleidungen zu erkennen und gehörig zu würdigen. Es gibt kein Monopol der Poesie für gewisse Zeitalter und Völker; folglich ist auch der Despotismus des Geschmacks, womit diese gewisse, vielleicht ganz willkürlich bei ihnen festgestellte Regeln, allgemein durchsetzen wollen, immer eine ungültige Anmaßung. Poesie, im weitesten Sinne genommen, als die Fähigkeit, das Schöne zu ersinnen und es sichtbar

oder hörbar darzustellen, ist eine allgemeine Gabe des Himmels, und selbst sogenannte Barbaren und Wilde haben nach ihrem Maße Antheil daran. Innere Vortrefflichkeit entscheidet allein, und wo diese vorhanden ist, soll man sich nicht an Aeußerlichkeiten stoßen. Auf die Wurzel unsers Daseins muß Alles zurückgeführt werden: ist es da entsprungen, so hat es auch unbezweifelt seinen Werth; ist es aber ohne einen lebendigen Keim nur von außen angehängt, so kann es kein Gedeihen, noch wahres Wachsthum haben. Manche auf den ersten Blick glänzende Erscheinungen im Gebiete der schönen Künste, ja wohl gar solche, deren Gesammtheit man mit dem Namen eines goldenen Zeitalters beehrt hat, gleichen den Gärten, welche die Kinder anzulegen pflegen: ungeduldig, eine sogleich fertige Schöpfung ihrer Hände zu sehen, pflücken sie hier und da Zweige und Blumen ab, und pflanzen sie ohne Weiteres in die Erde; anfangs hat alles ein herrliches Ansehen, der kindische Gärtner geht stolz zwischen den zierlichen Beeten auf und ab, bis es damit bald ein klägliches Ende nimmt, indem die wurzellosen Pflanzen ihre welkenden Blätter und Blumen hängen lassen, und nur dürre Reiser zurückbleiben, während der dunkle Wald, auf den nie eine künstliche Pflege gewandt ward, der vor Menschengedenken zum Himmel emporwuchs, unerschüttert steht, und den einsamen Betrachter mit heiligen Schauern erfüllt.

Um auch Proben von A. W. Schlegel's Uebersetzungen zu bieten, fügen wir eine aus dem Italienischen und eine aus dem Lateinischen bei.

Dante's Hölle, dritter Gesang.

1 „Ich bin der Weg in's wehevolle Thal.
Ich bin der Weg zu den verstoß'nen Seelen,
Ich bin der Weg zur Stadt der ew'gen Qual.

4 Mich ſchuf mein Meiſter aus gerechtem Triebe:
Ich bin das Werk der göttlichen Gewalt,
Der höchſten Weisheit und der erſten Liebe.
7 Vor mir war nichts Erſchaffenes zu finden
Als Ew'ges nur; und ewig währ' auch ich.
Ihr, die ihr eingeht, laßt die Hoffnung ſchwinden!"
10 So ſtand geſchrieben über einer Pforte
In dunkler Schrift. „O Meiſter"! ſprach ich drob,
„Zu hart iſt mir die Deutung dieſer Worte."
13 Er aber ſprach nach ſeinem klugen Sinn:
„Hier mußt du allen Zweifelmuth ertödten;
Hier ziemt ſich keine Zagheit fürderhin.
16 Wir ſind nun an dem Ort, wo ich dir ſagte,
Du werdeſt da das Volk des Elends ſehen,
Dem eigne Schuld das höchſte Gut verſagte."
19 Dann faßt' er heitern Blickes meine Hand
Mit ſeiner, deß ich Troſt gewann, und führte
Mich ein in das geheimnißvolle Land.
22 Allda in unbeſtirnter Luft erſchallen
Gewinſel, Klag' und lauter Weheruf,
So daß zu Anfang Thränen mir entquollen.
25 Verſchiedne Sprachen, grauenvolle Zungen,
Des Jammers Worte, Stimmen hohen Zorns,
Und heiſres Schrein, wozwiſchen Fäuſte klungen,
28 Erregten ein Getöſ', das ohne Raſt
In dieſen ewig ſchwarzen Lüften kreiſet,
So wie der Staub vom Wirbelwind erfaßt.
31 Und ich, deß Haupt von Irrthum war umſchlungen,
Sprach: „Was vernehm' ich, Meiſter? Welch ein Volk
Iſt dieſes da, von Qualen ſo bezwungen?"

„Die erſten neun Zeilen dieſes Geſanges ſind einſtimmig und mit Recht unter das Erhabenſte gezählt worden, was Dante, und vielleicht was je irgend ein Dichter geſagt hat."

A. W. Schlegel.

Aus dem Lateiniſchen.

Vom jüngſten Gericht.

(Von Thomas von Celano.*)

Jenen Tag, den Tag des Zoren,
Geht die Welt in Brand verloren,
Wie Propheten hoch beſchworen.

Welch ein Grau'n wird ſein und Zagen,
Wenn der Richter kommt, mit Fragen
Streng zu prüfen alle Klagen.

Die Poſaun' im Wundertone,
Wo auch wer im Grabe wohne,
Rufet alle her zum Throne.

Tod, Natur mit Staunen ſehen
Dann die Creatur erſtehen,
Zur Verantwortung zu gehen.

Und ein Buch ſoll ſich entfalten,
So das Ganze wird enthalten,
Ob der Welt Gericht zu halten.

Wann der Richter alſo richtet,
Wird, was heimlich war, berichtet,
Ungerochen nichts geſchlichtet.

Ach, was werd' ich Armer ſagen?
Wer beſchirmt mich vor den Klagen,
Da Gerechte ſelber zagen?

König, furchtbar hoch erhaben,
Frei ſind Deiner Gnaden Gaben:
Woll' auch mich mit ihnen laben.

Milder Jeſu, woll' erwägen,
Daß du kameſt meinetwegen,
Um mein Heil alsdann zu hegen.

---

*) Der Verfaſſer war 1221 Cuſtos der Convente zu Mainz, Worms und Cöln. Näheres in der Schrift von F. G. Lisko: Dies irae, Hymnus auf das Weltgericht. Berlin 1840.

Ich war Ziel ja deines Strebens,
Kreuzestod der Preis des Lebens;
So viel Müh' sei nicht vergebens.

Richter der gerechten Rache,
Nachsicht üb' in meiner Sache,
Eh' zum Letzten ich erwache.

Reuig muß ich Angst erdulden,
Tief erröthend vor den Schulden:
Sieh' mich Fleh'nden, Gott, mit Hulden.

Du, der lossprach einst Marien,
Und dem Schächer selbst verziehen,
Hast mir Hoffnung auch verliehen.

Mein Gebet gilt nicht so theuer;
Aber laß mich, o du Treuer,
Nicht vergehn in ew'gem Feuer.

Zu den Schafen laß mich kommen,
Fern den Böcken, angenommen
Dir zur Rechten, bei den Frommen.

Wenn Verworf'nen ohne Schonung
Flammenpein wird zur Belohnung,
Ruf' mich in des Segens Wohnung.

Herz, zerknirscht im tiefsten Grunde,
Bete, daß ich noch gesunde,
Sorge für die letzte Stunde.

Thränen bringt der Tag des Zoren,
Wo aus Staub wird neugeboren
Zum Gericht der Mensch voll Schulden.

Darum sieh ihn, Gott, mit Hulden;
Jesu, milder Herrscher Du,
Gieb den Todten ew'ge Ruh!

Briefe A. W. Schlegel's an J. G. Zimmer.

Ew. Wohlgeboren bitte ich, es beſtens zu entſchuldigen, daß ich Ihnen ſo lange eine Antwort ſchuldig geblieben bin. Die einzige Urſache meines Stillſchweigens war, daß ich nicht eher ſchreiben wollte, bis ich wirklich Manuſkript zum Druck abgeſandt hätte, und eine Reihe unausweichlicher Abhaltungen verhinderte mich, dies ſo zeitig zu thun, als ich wünſchte.

Das ganze Heft meiner Vorleſungen lag zwar fertig da; aber ich wollte ihm durch ſorgfältige Anlegung der letzten Hand ſoviel Vollſtändigkeit und Vollendung geben, als irgend in meinen Kräften ſtand. Ich hoffe alſo, der Verzug wird zu unſerm beiderſeitigen Vortheile gereichen.

Mit demſelben Poſtwagen, womit dieſer Brief abgeſandt wird, geht morgen die erſte Sendung des Manuſkripts von Coppet ab. Da ich es aus verſchiedenen Gründen nicht hier auf die Poſt gebe, ſo iſt die Nachläſſigkeit eines Boten daran Schuld, daß es nicht ſchon einen Poſttag früher befördert worden iſt. Ich hoffe, das Packet wird zugleich mit dieſem Brief oder höchſtens einige Tage ſpäter ankommen.

Sie erhalten für jetzt ungefähr das Drittel des Werkes, die vier erſten Vorleſungen, das Ganze beſteht zwar in fünfzehn Vorleſungen, doch dürften nicht alle von gleicher Länge ſein. Nach dem Format und Druck der bei Ihnen verlegten Schrift meines Bruders ſchätze ich das abgeſandte Manuſkript gegen zwölf gedruckte Bogen. Es wird alſo einen ziemlich ſtarken Band ausmachen.

Sie dürfen ohne Bedenken ſogleich und ziemlich raſch zu drucken anfangen. Die Durchſicht iſt viel weiter vorgerückt als die Abſchrift. In vierzehn Tagen ſpäteſtens

erfolgt die zweite Sendung und dann wiederum in vierzehn Tagen die dritte und letzte. Somit hoffe ich, Sie werden das Buch noch vor Ostern wenigstens nach Wien versenden können, wo besonders daran gelegen ist, daß es hinkomme, ehe die Vornehmen, welche in so großer Anzahl meine Zuhörer waren, auf's Land gehen.

Ich weiß zu gut, wie unangenehm es ist, wenn der Druck eines Buches in der Mitte unterbrochen wird, als daß ich die obigen Versprechungen geben sollte, wenn ich nicht meiner Sache gewiß wäre. Zum Glück habe ich hier einen deutschen Abschreiber gefunden, welches mir die Sache sehr erleichtert. Denn ich wollte Ihnen nicht die Original-Handschrift schicken, bei welcher das Ausgestrichene und Hinzugesetzte leicht beim Druck Verwirrungen hätten verursachen können.

Ich schmeichle mir, wir werden dies Geschäft zu beiderseitiger Zufriedenheit beendigen und nachher noch mehrere mit einander zu unternehmen geneigt sein. Hierbei erfolgt die Abschrift der Bedingungen des Vertrags, von mir unterzeichnet.

Das mir zur Anzeige in den Heidelberger Jahrbüchern zugeschickte Buch habe ich richtig erhalten, und schreibe darüber, sowie über die sonstigen übernommenen Beurtheilungen, anliegend an Herrn Hofrath Creuzer. Ich werde mit allem Eifer an dieser vortrefflichen Zeitschrift Antheil nehmen, so bald meine Muße es mir irgend gestattet.

Ew. Wohlgeboren würden mir eine große Gefälligkeit erweisen, wenn Sie, abschläglich auf das Honorar, an meinen Bruder, den Consistorialsecretär Schlegel in Hannover, eine Anweisung oder Wechsel von zwölf Carolinen, etwa in Hamburg zahlbar, schicken wollten. Freilich habe ich vor Vollendung des Drucks nichts zu fordern; allein Sie würden mir

die Berichtigung einer dortigen Abrechnung erleichtern, und ich würde Ihnen sehr verpflichtet sein.

Noch bitte ich mein Manuscript vor der öffentlichen Erscheinung durchaus Niemanden mitzutheilen. Ich empfehle Ihnen angelegentlich genaue Correctur, da ich meinerseits die Abschrift auf das Sorgfältigste durchgesehen.

Haben Sie doch die Güte, mir die Ankunft des Manuscripts unverzüglich zu melden. Heftige Kopfschmerzen nöthigen mich, den Brief an Herrn Hofrath Creuzer auf einen folgenden Posttag zu verschieben. Ich bitte, mich deßhalb bestens zu entschuldigen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

Genf, den 2. Januar 1809. ergebenster

A. W. Schlegel.

Ew. Wohlgeboren Schreiben vom 25. Januar hat mich endlich über die richtige Ankunft meiner ersten beiden Sendungen beruhigt. — Gegen die Theilung in zwei Bände habe ich nichts einzuwenden, sie ist mir vielmehr gewissermaßen lieb. Da ich merkte, daß ich mich in Absicht auf die Stärke des Manuscripts in etwas verrechnet, so besorgte ich, der Band möchte für ein Werk dieser Art etwas unförmlich ausfallen. Nun darf ich mir in Ansehung einiger Zusätze auch in der zweiten Hälfte, welche einige Lücken auszufüllen dienen und dem Ganzen mehr gleichförmige Vollständigkeit geben werden, um so weniger Zwang anthun. —

Es freut mich, daß Sie von der Unterhaltung, welche meine Schrift dem Publikum gewähren mag, so gute Erwartungen hegen. Ich schmeichle mir, daß die zweite Hälfte

an Mannigfaltigkeit der ersten wenigstens nicht nachsteht, zugleich hat sie eine nähere Beziehung auf die Richtung unseres Geschmackes und den Zustand unserer Bühne. In Absicht auf die typographische Sauberkeit verlasse ich mich bei der Veränderung des Druckers auf Ihre Sorgfalt. — Für die Ausrichtung des Geschäfts an meinen Bruder, um deren Uebernahme ich Sie bat, danke ich Ihnen verbindlichst.

Ihren Vorschlag, das Werk der Frau von Staël über die deutsche Litteratur zu verlegen, habe ich nicht ermangelt, bestens zu empfehlen. Es sind ihr von verschiedenen deutschen Buchhändlern ähnliche Anträge geschehen. Indessen wird sie sich wohl bewogen finden, bei dem Verleger der Corinna zu bleiben, und das Werk in Paris selbst drucken zu lassen. Wahrscheinlich wird es erst in einem Jahre herauskommen.

Ew. Wohlgeboren sind so pünktlich in Absicht auf den Zeitpunkt der Bezahlung gewesen, daß Sie mir zuvorgekommen, da ich Sie bitten wollte, mir das Geld nicht anher zu schicken, sondern in Leipzig Einiges für mich auszuzahlen. Ich schicke daher den Wechsel zurück, ohne Gebrauch davon zu machen, und ersuche Sie, auf der Messe die angegebenen Posten für mich zu berichtigen und den Ueberschuß an die Unger'sche Buchhandlung in meinem Namen abzugeben.

Sobald ich nur mit meinen Arbeiten für die Ostermesse zu Stande bin, verspreche ich Ew. Wohlgeboren zuverlässig mit rechtem Eifer an den Heidelberger Jahrbüchern Antheil zu nehmen. Ich werde Herrn Hofrath Creuzer selbst verschiedene Bücher vorschlagen, die ich anzuzeigen wünsche.

Genf, den 6. April 1809. A. W. Schlegel.

Wir müssen hier noch der ersten Gattin A. W. Schlegel's gedenken,

Caroline,

Tochter des Orientalisten J. D. Michaelis in Göttingen, geboren den 2. September 1763, zum erstenmal verheirathet den 15. Juni 1784 mit Dr. med. J. Fr. W. Böhmer in Clausthal, dem sie zwei Töchter, Auguste und Therese, und einen Sohn gebar. Am 4. Februar 1788 starb Böhmer, und bald nach ihm auch der Sohn. Caroline lebte als Wittwe wieder im elterlichen Haus in Göttingen, dann bei ihrem Bruder Fritz in Marburg, wo derselbe Professor an der Universität war. Hier starb auch die jüngste Tochter. Im Jahre 1791 kehrte Caroline noch einmal nach Göttingen zurück, und übersiedelte dann im Frühjahr 1792 nach Mainz, wo ihre Jugendfreundin, Therese Heyne, mit Georg Forster, dem Beschreiber der Reise, die er, mit seinem Vater und Cook um die Welt gemacht hatte, verheirathet war. Da Caroline die Sympathien Forster's für die Ausbreitung der „französischen Freiheit am Rhein" getheilt, ward sie im April 1793 gefangen genommen, zuerst nach Königstein, dann, in milderer Haft, nach Cronberg gebracht, aber im Juli durch die Vermittlung ihres Bruders und die Gnade des Königs Friedrich Wilhelm III. wieder frei gelassen. Sie fand dann eine Zuflucht bei der Familie Gotter in Gotha, und begab sich nachher nach Braunschweig, wohin nach dem Tode des Vaters die Mutter gezogen war. Am 1. Juli 1796 vermählte sie sich mit A. W. Schlegel, der sie, als er in Göttingen studirte, kennen gelernt hatte. Sie ließen sich in Jena nieder, wo sie sieben Jahre lang lebte, während Schlegel

mehrere Jahre allein in Berlin zubrachte. Am 12. August 1800 starb ihre Tochter Auguste. Die Mutter verlor das Theuerste, das sie hatte, Schlegel eine Tochter, die er wie ein eignes Kind zärtlich liebte, Schelling*), der Freund beider, die ihm zugedachte Lebensgefährtin. Das eheliche Verhältniß jener, auch durch lange Abwesenheit Schlegel's in Berlin

*) Fr. Wilh. Jos. Schelling, geboren den 27. Januar 1775 zu Leonberg in Württemberg. Ungewöhnlich früh entwickelt, bezog er schon im 15. Jahre die Universität Tübingen, trat 1792 als Schriftsteller auf, mit einer Dissertation über den Sündenfall, Genesis Capitel 3, um zu promoviren. Nach Vollendung seiner Universitäts-Studien kam er als Erzieher der Barone von Riedesel 1796 nach Leipzig, dann nach Jena, wo er mit den Romantikern verkehrte, mit Fichte zusammentraf und nach dessen Abgang nach Berlin, 1798 als Lehrer der Philosophie auftrat. Im Jahre 1803 kam er als Professor nach Würzburg, 1807 nach München, wo er Mitglied der Akademie der Wissenschaften, im Jahr darauf General-Sekretair der bildenden Künste geworden war. Durch äußere Verhältnisse bewogen, erbat er sich die Erlaubniß, von 1820 bis 1826 Vorlesungen in Erlangen zu halten. Im Jahre 1827 ward er als Professor der Philosophie und Vorstand der Akademie nach München zurückberufen. Im Jahre 1841 folgte er einem Rufe an die Berliner Universität. Seine dort gehaltenen Vorlesungen bildeten einen bedeutsamen Gegensatz zu der überwiegend herrschenden Hegel'schen Philosophie. Dort fand die Ausarbeitung seiner späteren Lehre für den Druck statt. Der Tod übereilte ihn zu Ragatz 1854, wohin er sich zum Gebrauch des Bades Pfeffers begeben hatte. Bald nach seinem Tode begann die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke durch seinen Sohn.

Seine „Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur" Berlin 1843, „Clara oder der Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt", Stuttgart 1862, und „Erste Vorlesung in Berlin" den 15. November 1841, sowie sein „Vorwort zu H. Steffens nachgelassenen Schriften" 1846, haben auch für weitere Kreise Interesse. Siehe auch: „Aus Schellings Leben", in Briefen herausgegeben von seinem Schwiegersohn Gustav Plitt.

gelockert, löste sich mehr und mehr, während Schelling in der Mutter fand, was ihm die Tochter hatte sein sollen.

Am 17. Mai 1803 wurden Caroline und A. W. Schlegel auf eine Eingabe, die sie zusammen an den Großherzog gemacht hatten, geschieden. Caroline folgte nun Schelling in seine Heimath Schwaben, wo sie von dessen Vater, Pfarrer in Murhard, am 26. Juni getraut wurden. Nun lebte Caroline in glücklichster Ehe, zuerst in Würzburg, später in München, bis sie dort der Tod am 7. September 1809 dahin raffte.

„Caroline war hochgebildet, selbst der alten Sprachen mächtig, von der anmuthigsten Feinheit des Geistes, welcher ihre äußere Erscheinung entsprach; es scheint, daß ihren Bezauberungen Niemand, auch wenn er ihren ganz naiven und grenzenlosen Egoismus mit Augen sah, widerstehen sollte."

Schelling schreibt nach ihrem Tod: „Sie war ein eignes, einziges Wesen — man mußte sie ganz oder gar nicht lieben. Wäre sie mir nicht gewesen, was sie war, ich müßte als Mensch sie beweinen, trauern, daß dies Meisterstück des Geistes nicht mehr ist, dieses seltene Weib von männlicher Seelengröße, von dem schärfsten Geist, mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzens vereinigt. Etwas der Art kommt nicht wieder."

V.

Friedrich Schlegel.

Die Befriedigung der eignen Wißbegierde blieb mir immer das Erſte, und galt mir mehr als der äußere Schriftſteller-Ruhm.

Fr. Schlegel.

Friedrich Schlegel

geb. den 10. März 1772 zu Hannover, Sohn des Generalsuperintendenten Joh. Ad. Schlegel. Friedrich Schlegel, „der Zeitlebens mit dem Soll und Haben auf gespanntem Fuß gelebt hat", war zum Kaufmann bestimmt worden, fühlte sich aber zwischen Hauptbüchern und Rechnungen so tief unselig, daß man ihn ins Elternhaus zurücknehmen mußte. Während dieser unglücklichen Zeit mögen sich einige bizarre Züge in seinem Charakter ausgebildet haben: eine Grübelei, welche zuweilen in trübe Empfindungen wie rettungslos versinkt, Regellosigkeit in Lectüre und Studien, ein maßloses Vorandrängen zum Großen, ein sonderbarer Haß gegen die Ordnung im Kleinen, welcher vor Allem sein Leben zerrütten sollte. Fünfzehn oder sechszehn Jahre alt, entschied er sich, noch zu studiren. Als ein wahres Sprachgenie durchlief er in wenigen Jahren die Gymnasialstudien.

Mit der Gewalt eines ganz neuen Eindrucks traten vor diese, nach dem Großen dürstende Jünglingsseele, die Griechen. Er lebte in ihren Schriftstellern und der alten Geschichte. Im Frühjahr 1790 bezog er die Universität Göttingen, um Jura zu studiren. Dort traf er noch seinen Bruder August Wilhelm und war ein Jahr mit ihm vereinigt. Die Berufswahl steigerte die Regellosigkeit seiner Entwicklung. Er saß in den Collegien von Heyne und Bouterwek, las Historiker, Redner und tragische Schriftsteller der Alten, nicht mit der Pünktlichkeit und strengen Methode eines philologischen Studenten, sondern mit den wechselnden Interessen eines Liebhabers.

Im Jahre 1791 wandte er sich nach Leipzig, seine juristischen Studien fortzusetzen.

Im Frühjahr 1793 entschied er sich, das Rechtsstudium aufzugeben, um frei seiner Neigung für Literatur und Geschichte zu folgen. Seine Beschäftigungen erscheinen bis zum Jahre 1794 von einer verwirrenden Vielartigkeit, doch hatte das Interesse an der Kunst das Uebergewicht erlangt. Er zieht in diesem Jahr nach Dresden, wo er seine literarische Laufbahn mit der Abhandlung begann: „Von den Schulen der griechischen Poesie.“ Zweiundzwanzig Jahre war er alt, als er mit dieser Schrift den ersten Umriß seiner griechischen Literaturgeschichte entwarf. Er unterbrach die Ausführung dieser bedeutenden Arbeit — sie hätte ihn zu großen positiven Leistungen, zu einem harmonischen Forscherleben von reichem Ertrag geleitet; aber die Richtung seines Geistes, die äußeren Umstände seines Lebens, die geistigen Bedingungen seiner Zeit, Alles vereinigte sich, diese strenge Umgrenzung seiner Arbeiten ihm unmöglich zu machen. — Im Juli 1796 begab er sich über Weißenfels, wo er Novalis, den er schon im Jahre 1791 kennen gelernt hatte, besuchte, nach Jena, und trat so mit der Geschichte der alten, mit der Rechtfertigung der modernen Dichtung beschäftigt, in den Umkreis Schiller's und Goethe's. In Jena begegnete er auch Fichte, mit dessen Ergebnissen sich sein Streben verknüpft. Ende Juli kam er nach Berlin. (Dilthey.)

Georg Forster schildert 1779 in einem Brief an Fr. H. Jacobi, vom 23. April, das damalige Berlin folgendermaßen: „Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner! Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens — ausgeartet in Ueppigkeit und Prasserei, freie aufgeklärte Denkungsart — in freie Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Und dann die ver-

nünftigen, klugen Geiſtlichen, die aus der Fülle ihrer Tugend und moraliſchen Vollkommenheit Religion von Unverſtand ſäubern und dem gemeinen Menſchenverſtande ganz begreiflich machen wollen! Ich erwartete Männer von ganz außerordentlicher Art, reiner, edler, von Gott mit ſeinem hellen Lichte erleuchtet, einfältig und demüthig — wie Kinder. Und ſiehe, da fand ich Menſchen wie andere; und was das Aergſte war, ich fand den Stolz und den Dünkel der Weiſen und Schriftgelehrten. Iſt's nicht alſo, daß die Weiſen mit ſehenden Augen nicht ſehen, und mit offenen Ohren nicht hören? — An das ſchöne Geſchlecht mag ich dort gar nicht denken. War es je irgendwo allgemein verderbt, ſo iſt's in Berlin, wo Eigenliebe, d. i. Coquetterie, zu Hauſe iſt wie in Paris, wo der Ton der guten Geſellſchaft auf eben ſolche fade abgeſchmackte Witzelei und Complimente geſtimmt iſt, wo gar nichts gedacht, und, außer der größten Weltluſt, gar nichts gefühlt wird." Die reiche Kaufmannſchaft beſtand vorzugsweiſe aus Juden. Moſes Mendelsſohn wirkte für die deutſche Bildung ſeiner Nation. Tüchtige Gelehrte jüdiſcher Nation, wie Friedländer, Herz, Bendavid, Maimon, traten neben Mendelsſohn. Dieſer war auch einer der erſten in Berlin, neben dem Capellmeiſter Reichardt, der ein offenes Haus hatte. Nun traten aber die Frauen hervor und Töchter der jüdiſchen Kaufleute, klug, von einer unruhigen Schwärmerei, müßig und von großer Bildungsfähigkeit; ſie wurden früh verheirathet, ohne viel Befragen ihrer Herzen. 1778 hatte Mendelsſohn's Tochter Dorothea, kaum 17 Jahre alt, den Banquier Veit geheirathet, ohne ihn lieb gewinnen zu können. Ein Jahr darauf hatte ihre ſchöne Freundin Henriette de Lemos, die auch zu den Füßen des Philoſophen geſeſſen, noch halb ein Kind, den bedeutenden Arzt Markus Herz geheirathet. Beide verſammelten einen großen Kreis um ſich.

Alle Männer von Bedeutung ſuchten ihr Haus.“ Rahel, Varnhagen's Frau, glühend leidenſchaftlich, war etwa zehn Jahre jünger als die Veit und Herz.

Fr. Schlegel war fünfundzwanzig Jahre alt, da er als einer der berühmteſten Schriftſteller der jungen Generation in Berlin erſchien. Er lernte L. Tieck und Schleiermacher kennen. „Er iſt“, ſagt Schleiermacher, „von einem originellen Geiſt, der hier, wo es doch viel Geiſt und Talente gibt, Alles ſehr weit überragt. — Sein Charakter iſt noch nicht feſt und ſeine Meinungen über Menſchen und Verhältniſſe noch nicht ſo beſtimmt, daß er nicht leicht ſollte zu regieren ſein, wenn er erſt einmal Jemand ſein Vertrauen geſchenkt hat. Was ich aber doch vermiſſe, iſt das zarte Gefühl und der feine Sinn für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und für die freien Aeußerungen ſchöner Geſinnungen, die oft in kleinen Dingen unwillkürlich das ganze Gemüth enthüllen.“

Bei Herz und Veit war Friedrich Schlegel ein häufiger Gaſt. Die Freundſchaft mit Schleiermacher wurde ſo innig, daß ſie eine gemeinſchaftliche Wohnung bezogen. In dieſer Zeit (1798) ſchrieb Fr. Schlegel ſeinen berüchtigten Roman „Lucinde.“ Im December desſelben Jahres war ein leidenſchaftliches Verhältniß zwiſchen Fr. Schlegel und Dorothea Veit eingetreten, in Folge deſſen letztere das Haus ihres Mannes verließ. Wie die Verhältniſſe und die Geſetze über Heirathen zwiſchen Juden und Chriſten lagen, war zunächſt an keine Ehe bei ihnen zu denken, Dorothea hätte zum Chriſtenthum übertreten müſſen, und es widerſtrebte der Tochter Mendelsſohns, einen ſolchen Schritt gegen ihr Gewiſſen zu thun. Auch lebte ihre Mutter noch, der ſie dadurch den tiefſten Schmerz bereitet hätte. Sie hätte ſich von ihrem einen Sohn, Philipp, dem ſpäteren berühmten Maler, trennen

und ihren mittelbaren Einfluß auf den anderen Sohn aufgeben müſſen, und dies vermochte ſie am wenigſten. Sie bezog eine einſame Wohnung, während die Scheidungsangelegenheit abgeſchloſſen wurde. Als die Möglichkeit einer Ehe ſich hinauszog, nahm Dorothea eine Einladung zu Caroline Schlegel nach Jena an. Fichte empfahl Dorothea ſeiner Frau. „Das Lob einer Jüdin mag aus meinem Munde beſonders klingen, aber dieſe Frau hat mir den Glauben, daß aus dieſer Nation nichts Gutes kommen könne, benommen. Verheirathet iſt ſie mit Friedrich Schlegel nicht und wird es wohl auch nie werden; aber ſie nimmt ſich ſeiner mit einer rührenden Zärtlichkeit an, und ich halte dieſe Wahl für das höchſte Glück für Schlegel, da er nun einmal dieſer Schlegel iſt.“ Dorothea ſchrieb, um für Friedrich Geld zu verdienen. Sie verfaßte Ueberſetzungen und den erſten Band des Romans Florentin. Julian Schmidt ſagt, daß dieſer Roman zu dem Beſten zählt, „was die Romantik im Fach der Novelle geſchaffen hat.“

Schleiermacher mißbilligte und beklagte, was geſchah, namentlich auch, daß Fr. Schlegel in ſeiner Lucinde im durchſichtigen Gewande der Dichtung ſein Verhältniß zu Dorothea darzuſtellen begann. Als von dem Unheil nicht mehr abzuhelfen war, drang er entſchieden auf die Ehe zwiſchen Friedrich und Dorothea. Letztere ſchrieb: „Sie ſind Alle dafür, ſo mag es geſchehen, wenn Sie es für Recht und in unſerer Lage für das Beſte halten.“

Steffens ſchrieb dreizehn Jahre nach den Begebenheiten des Jahres 1800 an L. Tieck: „Da die Zeit, in welcher Goethe und Fichte, Schelling und die Schlegel, Novalis und ich uns Alle vereinigt fühlten, reich an Keimen mancherlei Art war, ſo lag dennoch etwas ruchloſes im Ganzen. Ein geiſtiger Babelthurm ſollte errichtet werden,

den alle Geister aus der Ferne erkennen sollten. Aber die Sprachverwirrung begrub dieses Werk des Hochmuths unter seinen eigenen Trümmern. Bist du der, mit dem ich mich vereinigt träumte? fragte einer den Andern. Ich kenne deine Gesichtszüge nicht mehr, deine Worte sind mir unverständlich. Und ein Jeder trennte sich in den entgegengesetzten Weltgegenden — die meisten mit dem Wahnsinn, den Babelsthurm dennoch auf eigene Weise zu bauen."

Vom Jahre 1799 bis zum Winter 1802 war Fr. Schlegel Privatdocent in der philosophischen Facultät zu Jena, und ging im Frühjahr 1803 mit seiner Frau nach Paris. Im ersten Stück der „Europa" schildert er die Eindrücke dieser Reise: „Die Reise von Weimar bis Frankfurt führt durch schöne Gegenden, aber keine kommt dem Eindrucke gleich, welchen die Wartburg bei Eisenach macht. Schöneres habe ich in Deutschland nicht gesehen als diese Burg, auf einem einzelnen, ehedem ganz waldumkränzten Berge, rundum von Felsen und Thälern und Hügeln umschlossen. Der Anblick des Abends ward noch durch ein heraufsteigendes Gewitter verschönt, vielleicht auch durch den Ruhm des Namens und durch die Erinnerung an die Zeiten, da die Poesie hier in voller Blüthe stand, und durch ganz Deutschland das allgemeine Element des Lebens, der Liebe und der Freude war. Nur der Rhein hat noch einen gleichen Eindruck auf mich machen können. Ich kann nur von den Betrachtungen und von Empfindungen reden, die sie in mir erregt haben. Wenn man solche Gegenstände sieht, so kann man nicht umhin, sich zu erinnern, wer die Deutschen ehedem waren, da der Mann noch ein Vaterland hatte. Man fühlt es recht und glaubt es zu verstehen, beim Anblick solcher Felsenschlösser wie die Wartburg, warum die Alten auf den Höhen des Landes in ihren Burgen lebten und welche Lebensfreude

damit verbunden war. Seitdem nun die Menſchen herabgezogen ſind zu einander, und ſich Alles um die Landſtraßen verſammelt hat, gierig nach fremden Sitten wie nach fremdem Geld, ſtehen die Höhen und Burgen verlaſſen und die Kunſt ſcheint verloren, dieſes herrliche Land auf die edelſte und angemeſſenſte Art zu bewohnen und zu beherrſchen."

Schlegel hoffte in Paris neben ſeinen Studien ſo viel mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu verdienen, daß ihm und ſeiner Gattin der Aufenthalt nicht ſchwerer als in Deutſchland fallen würde. Im Herbſt des Jahres 1803 machte er in Paris die Bekanntſchaft der Brüder Boiſſerée aus Cöln, denen er auf ihren Wunſch Vorleſungen über Literaturgeſchichte hielt. Im April 1804 begleitete er ſie mit ſeiner Frau nach Cöln, wo er an einer höheren Lehranſtalt eine Anſtellung fand und zugleich öffentliche Vorträge über Geſchichte der Literatur ꝛc. hielt. — In Cöln wurde Dorothea am 6. April 1804 von dem proteſtantiſchen Geiſtlichen Gambs in der ſchwediſchen Capelle getauft. Am 16. April 1808 trat Fr. Schlegel mit ſeiner Frau zur katholiſchen Kirche über. Bald darauf fand ihre Ueberſiedlung nach Wien ſtatt. Während Fr. Schlegel vorauseilte, traf Dorothea mit ihren beiden Söhnen in Dresden zuſammen. Wien war fortan der bleibende Wohnſitz des katholiſch gewordenen Paares. Fr. Schlegel wurde als Hofſecretär bei der Staatscanzlei angeſtellt, und hielt „Vorleſungen über die neuere Geſchichte" und über die „Geſchichte der alten und neuen Literatur." Außer einer „Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters" gab er die Zeitſchrift „Europa", das „Deutſche Muſeum", „Leſſing's Geiſt aus ſeinen Schriften" und die Schrift „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier", letztere im Verlag von Mohr und Zimmer, heraus. Von 1815 an lebte er einige Jahre als Legationsrath beim Bundestag zu

Frankfurt a. M.; zog sich 1819 vom Staatsdienst zurück, gab die Zeitschrift „Concordia" heraus und hielt Vorlesungen über „Philosophie des Lebens" und über „Philosophie der Geschichte". Ende des Jahres 1828 ging er nach Dresden, wo er „Philosophische Vorlesungen" hielt, und am 11. Januar 1829 starb.

Steffens schildert ihn:

Fr. Schlegel war in jeder Rücksicht ein merkwürdiger Mann, schlank gebaut, seine Gesichtszüge regelmäßig schön und im höchsten Grade geistreich. Er hatte in seinem Aeußern etwas ruhiges, fast phlegmatisches. — Es gab nicht leicht einen Menschen, der so anregend durch seine Persönlichkeit zu wirken vermochte. Er faßte einen jeden Gegenstand, der ihm mitgetheilt wurde, auf eine tiefe und bedeutende Weise auf. — Sein Witz war unerschöpflich und treffend."

Schleiermacher schreibt am 19. December 1797 an seine Schwester in Gnadenfrei:

„Nach seinem Gemüth wirst du unstreitig mehr fragen als nach seinem Geist und Genie. Er ist äußerst kindlich; das ist gewiß der Hauptzug darin, offen und froh, naiv in allen seinen Aeußerungen, etwas leichtfertig, ein tödtlicher Feind aller Formen und Plackereien, heftig in seinen Wünschen und Neigungen, allgemein wohlwollend, aber auch, wie Kinder oft zu fein pflegen, etwas argwöhnisch und von mancherlei Antipathien. — So wie er Bücher am liebsten mit großer Schrift mag, so auch an den Menschen große und starke Züge. Das blos Sanfte und Schöne fesselt ihn nicht sehr, weil er zu sehr nach der Analogie seines eignen Gemüths Alles für schwach hält, was nicht feurig und stark erscheint. So wenig dieser eigenthümliche Mangel meine Liebe zu ihm mindert, so macht er es doch unmöglich, ihm manche Seite meines Gemüths ganz zu enthüllen und verständlich zu machen."

Friedrich Schlegel an Joh. Georg Zimmer.

Geehrteſter Herr!

Vor einiger Zeit erhielt ich die mir gütigſt zugeſandten neueſten Hefte der Heidelberger Jahrbücher, und wurde dadurch von Neuem an eine Schuld gemahnt, an die ich mich ſchon ſelbſt oft genug erinnert hatte, obwohl der Drang der Umſtände mich nicht dazu hatten kommen laſſen, ſie früher zu tilgen.

Ich muß in der That ſowohl bei Ihnen als auch bei Herrn Hofrath Creuzer ſehr um Nachſicht bitten wegen meines langen Stillſchweigens. Seien Sie indeß verſichert, daß dieſe Unterbrechung unſers thätigen Verkehrs nicht von langer Dauer ſein ſoll, indem ich den Werth meiner Verbindung mit Ihnen ſowohl als auch mit den Heidelberger Jahrbüchern und der würdigen Geſellſchaft der Herausgeber gewiß ganz zu erkennen weiß. Ein Theil meiner Verpflichtung gegen die Letzteren hoffe ich bald abtragen zu können. Dürfte ich Sie wohl bitten, mir den dritten Band des Stollberg'ſchen*) Werkes, und falls er ſchon erſchienen iſt, auch den vierten, durch eine hieſige Buchhandlung zukommen zu laſſen? Die Fortſetzung dieſer Anzeige werde ich gewiß nicht lange ſchuldig bleiben.

Vergeſſen Sie doch ja nicht, mich Herrn Mohr gelegentlich zu empfehlen. Er hat ſich durch die Gefälligkeit und Freundſchaftlichkeit, womit er meiner Frau bei ihrer Durchreiſe behülflich war, die größten Anſprüche auf meine Dankbarkeit erworben.

Die Recenſionen meines Werkes über Indien in den Göttinger gelehrten Anzeigen, in der Jenaiſchen allgemeinen

*) „Geſchichte der Religion Jeſu" von Fr. Leopold Grafen zu Stolberg. Hamburg 1807 ff.

Literatur-Zeitung, in dem Publiciſten und Journal de l'Empire und ſollten Ihnen außer den genannten noch andere vorgekommen ſein, ſo bitte ich mich aufmerkſam darauf zu machen. Wie ſind Sie bis jetzt mit dem Abſatz des Werkes zufrieden? — Darf ich meine Schuld bei Ihnen noch wohl um ein oder zwei Exemplare dieſes Werkes vermehren, die Sie mir gelegentlich durch einen hieſigen Buchhändler übermachen ließen?

Mein Bruder überſandte Ihnen (oder war es an Herrn Mohr?) ein Stück aus einem Gedicht in Stanzen „Flore und Blancheflur" für die Einſiedler-Zeitung. Darf ich Sie bitten, dieſes Manuſcript an Herrn Buchhändler Willmanns zu anderweitigem Gebrauch gelegentlich zu übermachen?

Empfehlen Sie mich, wenn ich bitten darf, Herrn Hofrath Creuzer auf's Angelegentlichſte, wie auch allen Andern, die ſonſt Antheil an mir nehmen. Mit den beſten Wünſchen und mit vollkommenſter Hochachtung

Ihr ergebenſter

Wien, den 21. December 1808.

Friedr. Schlegel.

VI.

Ludwig Tieck.

Auch wenn die Muſen neun ſich alle fügen ſollten,
Daß ſie dein Lob im Chor poetiſch ſingen wollten:
So biſt du Muſengott, die Muſen dienen dir,
Und Dichtkunſt hat durch dich erſt ihre wahre Zier.

Ludwig Tieck.

„Der dichterisch begabteste unter den Romantikern" ist zu Berlin geboren den 31. Mai 1773, gestorben zu Potsdam am 28. April 1853.

Sein Vater, der das Seilerhandwerk betrieb, war nicht allein ein wackerer und verständiger Bürger, sondern auch ein für seinen Stand gebildeter und mit mancherlei Kenntnissen ausgestatteter Mann. Bei einem offenen Sinn für Poesie und dramatische Vorstellungen nahm er lebhaften Antheil an den neuen Dichterwerken, namentlich an denen Goethe's, diese durften daher auch nicht in seinem kleinen Bücherschatze fehlen. Von seinen drei Kindern war Ludwig das älteste. Sobald er lesen konnte, wurde die Bibel in ihren geschichtlichen und poetischen Theilen sein Lieblingsbuch; daneben machte er sich früh mit den Liedern der lutherischen Kirche vertraut. Im Sommer 1782 kam er auf das Gymnasium, an welchem Fr. Gedike Director war. Er rückte schnell vor und kam bei Lehrern und Schülern in den Ruf eines Genies. Der Trieb zum eignen dichterischen Produciren zeigte sich früh. Neben Goethe's Jugendwerken erfüllten Shakespeare die Seele des jugendlichen Dichters; das Theater besuchte er auch schon früh und zeigte improvisatorisches Talent, das durch den Verkehr im Hause des Capellmeisters Reichardt genährt wurde. Nachdem er Ostern 1792 das Gymnasium absolvirt, bezog er die Universität Halle. Er hatte seine Neigung zur Bühne bekämpfen müssen, weil sein Vater auf's entschiedenste dagegen war, daß sein Sohn Schauspieler würde.

Er ließ sich als Student der Theologie einschreiben, hörte aber meist Vorlesungen über Literatur und Alterthumswissenschaft, letztere namentlich bei F. A. Wolf. Ein halbes Jahr später ging er nach Göttingen, wo er seine philologischen Studien unter Heyne fortsetzte. Er bildete mit mehreren Studenten eine literarische Gesellschaft, in der man sich gegenseitig zu fördern suchte. In der dortigen Bibliothek fand er Alles, was sein Studium der englischen Literatur, namentlich das Shakespeare's begünstigen konnte, und lernte auch Spanisch, um den Don Quixote im Original lesen zu können. Ostern 1793 ging er mit seinem Freunde Wackenroder nach Erlangen. Die schönen fränkischen Gegenden der Nachbarschaft boten reichen Naturgenuß, und das oft besuchte Nürnberg erfüllte Beide mit Begeisterung für deutsche Art und Kunst. Hier wurden die Keime gelegt, die dann in den gemeinsamen Schriften der beiden Freunde, den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (1797), den Phantasien über die Kunst" (1799) und „Sternbald's Wanderungen" (1798) aufgingen. Ein Ehrengedächtniß A. Dürer's in den „Herzensergießungen" beginnt mit den Worten: „Nürnberg! die vormals weltberühmte Stadt! Wie gerne durchwanderte ich deine krummen Gassen; mit welcher kindlichen Liebe betrachtete ich deine altväterischen Häuser und Kirchen, denen die feste Spur von unsrer alten vaterländischen Kunst eingedrückt ist. Wie innig lieb' ich die Bildungen jener Zeit, die eine so derbe, kräftige und wahre Sprache führen. Wie ziehen sie mich zurück in jenes graue Jahrhundert, da du, Nürnberg, die lebendig wimmelnde Schule der vaterländischen Kunst warst, und ein recht fruchtbarer, überfließender Kunstgeist in deinen Mauern lebte und webte, da Meister Hans Sachs und Adam Kraft, der Bildhauer, und vor allem Albrecht Dürer mit seinem Freunde Wilibaldus Pirk-

heimer, und so viel andere hochgelobte deutsche Männer noch lebten." Die inhaltvollen Wochen in Erlangen und Umgegend hatten die Freunde wesentlich gefördert. Nach Ablauf des Sommers kehrten sie nach Göttingen zurück. Im Herbst 1794 verließ Tieck Göttingen und kehrte über Hamburg, wo er Klopstock's Bekanntschaft machte, nach Berlin zurück. Er sah das väterliche Haus, die Kreise wieder, in denen er seine erste Bildung erhalten hatte; aber er war ein Anderer geworden — als Schüler war er gegangen, als Mann kehrte er zurück. Er wurde jetzt in seinem geselligen Verkehr mit drei hervorragenden Berliner Frauen bekannt, welche damals einen bedeutenden Einfluß ausübten. Rahel Levin war ein höchst eigenthümlicher Geist; sie besaß einen durchdringenden Blick, tiefen Wahrheitssinn und die Kraft, ihre Ansichten mit rücksichtsloser Schärfe auszusprechen. War sie selbst auch keine Dichterin, so hatte sie doch Verständniß für Poesie und Alles, was dem geistigen Leben angehörte. Ohne schön zu sein, hatte sie einen glänzenden Kreis um sich gesammelt, in dem sie durch schlagenden Witz, Schnellkraft und Freiheit des Tons herrschte. Die Frau des Bankiers Veit, die Tochter eines der Meister der Berliner Aufklärung, Moses Mendelssohn's, war ebenso ein eigenthümlicher Character. Sie nahm an den Fragen der Literatur eifrig Antheil, und war eine Verehrerin Goethe's. Henriette Herz, die Frau des jüdischen Arztes Marcus Herz, war eine gefeierte Schönheit, aber weniger originell; doch war sie gescheit und wußte sich rasch und leicht anzueignen, was sie hörte. Sie besaß das Talent des Lernens, war kenntnißreich, ja gelehrt zu nennen. Im Jahre 1796 lernte Tieck im Hause des Bankiers Veit Friedrich Schlegel kennen und ein Verhältniß begann sich zu bilden, das für Beide die größte Bedeutung gewann. Wenn dieser im Kreise der Freunde

ſich unbefangen hingab, konnte er eine gewinnende Liebenswürdigkeit entwickeln, in der er mit naiver Offenheit aus ſeinen Schwächen kein Hehl machte. So vieles Tieck auch anerkennen mußte, entging ihm doch nicht, daß er von Selbſttäuſchung und Eitelkeit nicht frei ſei. Durch Schlegel kam er mit Schleiermacher in Berührung, der damals Prediger an der Charitékirche war. Er lernte in ihm den tiefſinnigen Theologen kennen. In dem Hauſe des Vaters ſeines Freundes Wackenroder ſah er Ramler, der damals noch an der Spitze des Berliner Theaters ſtand. Am wichtigſten war für Tieck der Buchhändler Nicolai, da derſelbe ſich bereit erklärt hatte, ſeine erſten Dichtungen in Verlag zu nehmen.

Das Jahr 1798 war für Tieck ein entſcheidendes. Manches alte Band ſollte ſich löſen; manches neue bedeutungsvolle geſchlungen werden. Der treueſte und bewährteſte Freund, Wackenroder, ſtarb am 13. Februar, fünfundzwanzig Jahre alt. Zehn Jahre der reichſten Entwickelung hatte er mit ihm verlebt. Er ſetzte dem hingeſchiedenen Freunde ein Denkmal, das ein Zeugniß ihres gemeinſamen Lebens in der Kunſt ſein ſollte: „Sternbald“, worin er die Ideen „des Kloſterbruders“ weiter ausführte. — Doch gewann Tieck zwei neue Freunde, A. W. Schlegel und H. Steffens. Erſterer kam auf einige Wochen nach Berlin. Shakeſpeare ward eine Quelle des fruchtbarſten Gedankenaustauſches für ſie. Ein Jahr ſpäter kam Steffens nach Berlin, doch war die erſte Begegnung kaum mehr als ein äußerliches Begegnen. Noch in anderer Beziehung war für Tieck das Jahr 1798 ein bedeutendes geworden. Eine lang gehegte Hoffnung ging in Erfüllung. Er heirathete Amalie Alberti, die Schwägerin des Kapellmeiſters Reichardt. Im Sommer des Jahres 1799 war Tieck nach Halle gegangen,

um hier einige Wochen bei Reichardt zu leben. Von da ging er zum erſtenmal nach Jena, wo die Univerſität neue Jugendfriſche gewonnen hatte, und große Namen glänzten. Novalis war es beſonders, den er dort zum erſtenmal ſah und den innigſten Seelenbund mit ihm ſchloß, der ihm ein Erſatz für Wackenroder ward. Es war ein ſchöner Abend im Sommer 1799 in Jena, als die Freunde bei A. W. Schlegel vereint waren: Schelling, Gries, Fichte, Fr. Schlegel und Brentano, der damals dort ſtudirte. In bewegten Geſprächen hatten ſie die Herzen gegeneinander aufgeſchloſſen, geprüft und erkannt; die Schranken des alltäglichen Lebens fielen, und beim Klange der Gläſer tranken ſie Brüderſchaft. Mitternacht war herangekommen; die Freunde traten hinaus in die Sommernacht, der Vollmond ruhte magiſch und glanzvoll auf den Höhen um Jena. Als man Abſchied nahm, ſagte Tieck: „Jetzt werde ich den 'Getreuen Eckart' vollenden.“ Von Halle aus beſuchte Tieck ſeinen Freund in Weißenfels, wo er einige Tage blieb. Der Eintritt in dieſe Familie machte ihm einen tiefen Eindruck: ein ernſtes, ſtilles Leben, eine prunkloſe, wahre Frömmigkeit herrſchte hier. Der alte Hardenberg ſtand wie ein Patriarch in der Mitte talentvoller Söhne und lieblicher Töchter. Im October überſiedelte Tieck mit ſeiner Frau und der eben geborenen Tochter Dorothea nach Jena. Er wohnte bei A. W. Schlegel. Oft kam Novalis aus Weißenfels. Hier fanden ſich jene geiſtig angeregten Geſellſchaften in Wirklichkeit, welche Tieck in ſeinen ſpäteren Novellen ſo meiſterhaft zu ſchildern verſtand. Auch bei Buchhändler Frommann kam man zuweilen zuſammen. Tieck las Dramatiſches vor, oder theilte mit, was er eben vollendet hatte. Im Sommer 1799 war noch eine andere Hoffnung Tieck's in Erfüllung gegangen: er hatte in Weimar Goethe geſehen, den er von

früh an bewundert und der zu einer geistigen Macht in seinem Leben geworden war. Im November kam Goethe nach Jena. Tieck hatte die „Genoveva" vollendet, und sie den Freunden mitgetheilt, jetzt kam die Gelegenheit, das Gedicht auch Goethe vorzulesen. Aufmerksam und theilnehmend war Goethe gefolgt und sprach sich wohlwollend und anerkennend aus. In Weimar lernte Tieck jetzt auch Herder kennen, dem er jedoch nicht näher kam; mehr gelang es ihm bei Jean Paul, den er damals auch in Weimar kennen lernte.

Im Frühjahr 1800 verließ Tieck Jena und kehrte über Hamburg nach Berlin zurück. Ein erbitterter Kampf gegen die Romantiker war dort entbrannt, so daß Tieck und seine Freunde sogar von der Bühne herab verspottet wurden. Jeder Polemik abgeneigt, war ihm der Aufenthalt in Berlin verleidet, auch sehnte er sich nach einer schöneren Natur, als ihm die Umgebung seiner Vaterstadt bieten konnte. So verlegte er seinen Wohnsitz im Frühjahr 1801 nach Dresden. Dort trafen ihn herbe Verluste: im März war Novalis gestorben, ein Jahr später starben seine Eltern, in einer Woche, an einer Krankheit. In der Schwermuth, die sich seiner bemächtigte, waren ihm Jacob Böhme's Schriften eine Erfrischung, ebenso Tauler's Schriften und die Kirchenväter. Durch das Studium der Mystiker war Tieck mit dem Mittelalter vertrauter geworden, es lag daher der Uebergang zur altdeutschen Poesie in ihrer ursprünglichen Gestalt nahe. Er hatte sie von seinem Freunde Wackenroder gleichsam geerbt. In diesen Werken fand seine Richtung auf das Tiefsinnige, die Vorliebe für das Althistorische ihre Befriedigung. — Es kam darauf an, dem Volke die Denkmale seines Geistes, seine eigne Sprache zu deuten. Ein solches Unternehmen war damals, wo die Herbeischaffung der Hülfsmittel mit großen Schwierigkeiten verbunden war, anerkennenswerth, und es ist

Tieck's großes Verdienst, den ersten Pfad durch die romantische Wildniß, durch den grünen, rauschenden Wald der älteren deutschen Poesie gebahnt zu haben. Die erste Frucht dieser Thätigkeit waren die „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter" Berlin 1803. Der Uebersetzung der Minnelieder schickte er eine Einleitung voraus, in welcher er seine Ansichten über die altdeutsche Poesie und ihr Verhältniß zur Poesie anderer Völker und Zeiten niederlegte. Er sagt u. a.: „Es gibt doch nur Eine Poesie, die in sich selbst von den frühesten Zeiten bis in die fernste Zukunft mit den Werken, die wir besitzen, und mit den verlornen, die unsere Phantasie ergänzen möchte, so wie mit den künftigen, welche sie ahnden will, nur ein unzertrennliches Ganze ausmacht." Die alte Zeit erkläre die neue und umgekehrt. Unsere Kenntniß der italienischen, spanischen, deutschen, englischen und nordischen Poesie lehre uns auch das Alterthum richtiger fassen. — Dieses Werk Tieck's machte einen außerordentlichen Eindruck, und wurde auch für Jacob Grimm epochemachend.

Ende des Jahres 1802 übersiedelte Tieck auf seines alten Freundes Burgsdorffs Einladung mit seiner Familie auf längere Zeit nach Ziebingen.

Im Sommer 1803 machte er mit Burgsdorff eine Reise nach Süd-Deutschland, auf welcher er zum erstenmal nach Heidelberg kam. Nachdem er dann wieder einige Monate in Dresden gewohnt, ging er mit seiner Schwester 1804 nach München, wo er den Philosophen Baader kennen lernte, und im Frühjahr 1805 C. Fr. von Rumohr, der ihn in der Krankheit, die ihn dort befiel, mit unermüdlicher Sorgfalt pflegte. Nach seiner Genesung reisten sie in Gesellschaft der Brüder Riepenhausen und seinem Bruder Friedrich im Sommer 1805 nach Italien, wohin seine Schwester voraus gereist war. Im Hause Wilhelm's von Humboldt, der in Rom preußischer

Reſident war, fand er freundliche Aufnahme. Unter allen Deutſchen, die Tieck dort fand, war ihm keiner merkwürdiger als der Maler Müller, deſſen Dichtungen ihn früher ſchon in hohem Grade angezogen hatten. Müller pflegte in Folge ſeiner langjährigen Bekanntſchaft mit Rom und deſſen Schätzen den Cicerone dort zu machen. In Rom kehrte Tieck zu ſeinen altdeutſchen Studien zurück. Er fand Zutritt zu den reichen Schätzen der Vaticaniſchen Bibliothek, die ihm förderlich waren für ſeine Nibelungen-Arbeit, und ihn in den Stand ſetzten, das Gedicht vom „König Rother" zu bearbeiten, von dem Bruchſtücke ſpäter der „Einſiedlerzeitung" einverleibt wurden. Der Einfluß des italieniſchen Himmels hatte ſich bewährt. In den letzten Monaten ſeines Aufenthaltes fühlte er ſich geneſen, und konnte an die Heimkehr denken. Bruder und Schweſter ließ er in Rom zurück, und reiſte mit Rumohr im Sommer 1806 der Heimath zu. Auf dieſer Reiſe kam er zum zweitenmal nach Heidelberg und lernte damals den Buchhändler Zimmer kennen, mit dem er dann in Briefwechſel trat. In Frankfurt ſah er Clemens Brentano und deſſen Schweſter Bettina, und machte die Bekanntſchaft von Goethe's Mutter. In Weimar verlebte er einige Abende mit Goethe, und befand ſich im Herbſt wieder in Dresden. Dort beſuchte ihn Oehlenſchläger und theilte ihm ſeine Tragödie „Hakon Jarl" mit. Die kriegeriſchen Stürme des October 1806 waren hereingebrochen. Mit dem dichteriſchen und literariſchen Stillleben war es zu Ende. In dieſer Zeit hatten ſich Tieck und Andere in Sandow, dem Gute ſeines Freundes Burgsdorff, vereint. Dort ſah er Achim von Arnim. Im Herbſt 1807 ſah Tieck ſeine Vaterſtadt wieder und lernte Johann von Müller, den Geſchichtſchreiber, kennen. Ein dauernder Gewinn war ihm von der Hagen's Bekanntſchaft, die durch die Nibelungen vermittelt worden war.

In stiller Zurückgezogenheit lebte er im Winter 1808 in Ziebingen den Freunden und den Studien. Der Sommer führte ihn wieder nach Dresden, wo er H. von Kleist sah, dessen bedeutendes Talent er anerkannte. In den nächsten Sommermonaten lebte Tieck in Wien, im Herbst in München, wo Bruder und Schwester wieder eingetroffen waren, und Tieck in Fr. H. Jacobi's Haus heimisch wurde. Bald zeigte sich, daß Tieck das wechselnde Klima Münchens nicht vertragen konnte: im Winter 1809 erkrankte er zum zweitenmal; doch standen ihm diesmal seine Geschwister zur Seite. Für den Sommer 1810 sollte der Gebrauch eines Bades eintreten. Er ging nach Baden-Baden, und kehrte endlich, obwohl nicht genesen, im Herbst nach Ziebingen zu seiner Familie zurück. Während er in ländlicher Stille sich mit der Sammlung seiner Jugendschriften beschäftigte und dem „Phantasus", der in den Jahren 1812—17 erschien, rückte der große Kampf der Entscheidung näher, die Zeit der Befreiung von dem französischen Joch war gekommen. Geräuschlos hatte sich ein großer Umschwung vorbereitet. Als die mittleren Provinzen im Sommer 1813 zu Schlachtfeldern wurden, hielt Tieck es bei seinem Zustande gerathen, sich und die Seinen den Wechselfällen des Kriegs nicht auszusetzen. Er ging nach Prag, wo er den Minister von Stein, W. von Humboldt, Niebuhr, auch Brentano traf. Nachdem die Befreiungsschlacht geschlagen, traf Tieck wieder in Ziebingen ein. Im Sommer 1814 kam er nach Berlin. Es zogen seine Freunde aus früherer Zeit hin, besonders Solger, den er seit 1808 kannte, und der als Professor der Philosophie von Frankfurt a. d. Oder nach Berlin berufen worden war. Ebenso verkehrte er mit Friedr. von Raumer, der als Professor der Geschichte und Staatswissenschaft von Breslau gleichfalls nach Berlin versetzt worden war. Im Jahre 1817 ward

Tieck ein längst gehegter Wunsch erfüllt: er reiste mit Burgsdorff nach England und Frankreich, und machte auf den Bibliotheken zu London und Paris Studien für das von ihm beabsichtigte große Werk über Shakespeare und seine Zeit. Auf der Rückreise sahen sie in Coblenz Görres und Meusebach, den Sammler für ältere deutsche Literatur. In Frankfurt a. M. trafen sie Friedrich Schlegel, in Heidelberg Jean Paul, und bewunderten die Boisserée'sche Sammlung altdeutscher Gemälde. Im September waren sie wieder in Berlin. Dort hörte er Schleiermacher predigen. Als er bei Reimer, seinem nunmehrigen Verleger war, kam auch Schleiermacher dahin und sprach ihm seine Verwunderung aus, ihn in seiner Kirche gesehen zu haben. Tieck kehrte nun mit reicher Ernte zu den Seinigen nach Ziebingen zurück. Im Sommer 1819 übersiedelte er nach Dresden, das sich vor anderen Städten zu längerem Aufenthalt empfahl.

Hier ward nun bald Tieck der Mittelpunkt eines geselligen, literarisch gebildeten Kreises, vornehmlich als Vorleser dramatischer Stücke. Durch seine Theaterkritiken in der „Abendzeitung" übte er auch einen bildenden Einfluß auf die dortige Bühne aus, woraus ein näheres Verhältniß zu derselben hervorging, welches zu Anfang des Jahres 1825 zu seiner Anstellung als Dramaturg, mit dem Titel eines königl. Hofraths, führte. — Vielleicht niemals war Tieck's Leben in sich befriedigter gewesen und gleichmäßiger verflossen als in dem Jahrzehnt von 1820 bis 1830. Der Kreis der nächsten Angehörigen und Freunde trug wesentlich dazu bei, seinem Hause den für alle geistigen Kräfte so anziehenden Charakter zu geben. Neben Tieck's Frau standen seine beiden Töchter und die Gräfin Finkenstein, die Tochter seines kürzlich verstorbenen Freundes, die ihm nach Dresden gefolgt war. Die ältere seiner Töchter begann an seiner literarischen Thätig-

keit Theil zu nehmen: sie übersetzte die Sonette Shakespeare's und die altenglischen Stücke des „Supplements zu Shakespeare", und als er die Fortsetzung der Schlegel'schen Shakespeare-Uebersetzung übernahm, führte sie einen großen Theil derselben aus.

Eine reiche geistige Anregung gewährten die literarischen Cirkel, welche Prinz Johann um sich versammelte. Es war die sogenannte Dante-Gesellschaft, in der Förster, Tieck, Carus und Baudissin sich unter dem Vorsitze des Prinzen zur Lektüre und Erklärung des Dichters vereinten.

Es war ein behagliches, heiteres Leben damals in Dresden, das an das Leben in Weimar und in jenen italienischen Städten erinnern konnte, welche sprichwörtlich geworden sind.

Tieck's Name hatte einen neuen Glanz erlangt. Wie er sich als Dramaturg den nächsten Platz neben Lessing erobert, so hatte mit seinen „Novellen", deren lange Reihe 1821 „die Gemälde" eröffneten, eine ganz neue Epoche in seinem poetischen Schaffen begonnen, in welcher er durch die meist aus dem Leben der Gegenwart gewählten oder sich mit den Problemen des Tages berührenden Gegenstände den höheren Kreisen des lesenden Publikums näher getreten war als durch seine Dichtungen aus früherer Zeit. Tieck war zugleich jetzt mit der Sammlung seiner Schriften beschäftigt, die er mit reichhaltigen Vorberichten versah, und welche vom Jahre 1828 bis 1846 zwanzig Bände umfassen.

Auch an Anerkennungen nach Außen fehlte es Tieck nicht. Ein Jahr nach Goethe's Tod wurde in Berlin am 31. Mai 1833 eine öffentliche Feier seines sechzigsten Geburtstags veranstaltet. Den Haupttoast brachte Steffens aus und begleitete ihn mit einer längeren Rede, in welcher er Tieck's Einfluß auf die deutsche Dichtung entwickelte. Der Mittel-

punkt der Feier war die Recitation des Vorspiels zum „Octavian", zu der sich die bedeutendsten Schauspieler vereinigt hatten. Ein Jahr später ließ ihm der König Ludwig von Bayern den Civilverdienstorden mit einem eigenhändigen Schreiben: „König Ludwig dem Meister Ludwig" überreichen.

Die folgenden Jahre waren für ihn durch Todesfälle in seiner Familie getrübt; am 11. Februar 1837 starb seine Frau, am 21. Februar 1841 seine Tochter Dorothea. Er war tief erschüttert auch die Tochter noch zu verlieren. Als die Königin einen reichen Blumenkranz sandte, fand er die ersten Thränen.

Das Leben ward ihm zur Last: Das Alter war da, die besten Kräfte dahingeschwunden. Aber noch war das Ende nicht da — noch ein letzter Act sollte beginnen. „Wenige Tage nach dem Tode der Tochter traf ein Brief ein aus Berlin. Er brachte eine Einladung des Königs Friedrich Wilhelm IV., den Sommer in Potsdam zu wohnen. Tieck's Entschluß war gefaßt; er folgte diesem Rufe. Er wurde seiner Vaterstadt wiedergegeben.

Tieck sollte zu nichts verpflichtet sein und sich nur als befreundeter Gast ansehen, ohne die üblichen Förmlichkeiten sollte er, so oft es seine Gesundheit erlaube und so oft er wolle, an der königlichen Tafel, wie des Abends in dem engeren Kreise erscheinen.

Ein Verhältniß entwickelte sich, welches den edelsten dieser Art an die Seite gesetzt werden kann. Hier ging in der That der Dichter mit dem König.

Auch zu einer bestimmten Thätigkeit kam es. Er hielt Vorlesungen, die eine Zeitlang regelmäßig fortgesetzt wurden; er las die „Antigone", Tragödien des Euripides und Shakespeare's, oder auf Verlangen auch eigne Dichtungen. Dann wünschte der König die Darstellung einer griechischen Tragödie

auf dem Theater des Neuen Palais in Potsdam. Am 28. October 1841 kam die „Antigone“ in der Ueberſetzung von Donner, die Chöre von Felix Mendelsſohn, die Herſtellung der Bühne nach A. Böckh's Angaben, im Neuen Palais vor einem Kreiſe eingeladener Zuſchauer zur Aufführung. Die Wirkung war eine ſo großartige, daß man es ſpäter unternehmen konnte, die Tragödie vor dem großen Publicum zu wiederholen. — Mit dem Beginn des Winters kehrte Tieck nach Dresden zurück.

Im April 1842 erfolgte eine zweite königliche Einladung zum Beſuche in Sansſouci, welche einer förmlichen Berufung gleichkam. Ein bedeutendes Jahrgehalt wurde verheißen und der Wunſch ausgeſprochen, Tieck möge ſich des Theaters annehmen und in Verbindung mit dem Intendanten Mittel und Wege berathen, wie der geſunkenen Bühne aufzuhelfen ſei. Tieck ging für den Sommer nach Sansſouci; er kehrte im September nach Dresden zurück, um ſein Hausweſen aufzulöſen, und bezog vor Ablauf des Jahres eine Winterwohnung in Berlin. In der Folge wurde ihm in Potsdam eine eigne Wohnung eingerichtet, unmittelbar am Park von Sansſouci. Er erfuhr die mannigfachſten Beweiſe königlicher Huld. Ein Wagen ſtand zu ſeiner Verfügung — bis auf den Stuhl, auf dem er ſaß, und den Mantel, den er trug, erſtreckte ſich die vorſorgliche Rückſicht auf ſein Alter und ſeine Geſundheit. Der Schein eines glänzenden Abendroths ging über ſein Leben dahin.

Wohl hatten die vieljährigen Leiden und das Alter ſeine innerſte Kraft angegriffen; aber nicht vernichtet. Das bewieſen die dramatiſchen Vorleſungen, die er auch jetzt noch fortſetzte. Noch las er mit alter Meiſterſchaft; an dieſem kräftigen, vollen Ton hätte Niemand den 77jährigen Mann erkannt. Wer ihn leſen hörte, wie er beinahe alle mimiſchen Mittel ver-

schmähte, mußte bald erkennen, wo das Geheimniß seines Lesens zu suchen sei: Der Dichter that mehr als der Vorleser; den oft verblaßten Gestalten hauchte er Leben ein, und indem er las, schaffte er dichterisch von Neuem. — Nichts war ihm lieber als mit zwei oder drei Freunden allein zu sein. Kaum mag es einen größeren und liebenswürdigeren Meister des Gesprächs gegeben haben. Was er erzählte, auch das Kleinste, gestaltete sich zum anschaulichen Bilde. Es wirkte schon anregend, ihm, während er sprach, in das geistvoll bewegte Gesicht zu sehen. Auf dieser hochgewölbten Stirn sah man die Gedanken aufsteigen. Eine unergründliche Tiefe schien sich in den großen, dunkelbraunen Augen zu öffnen. Die Nase war edel, etwas langgezogen, der Mund anmuthig. Sein Lächeln hatte etwas Glänzendes; er lachte gern, aber nichts verabscheute er mehr als den Ton des rohen Gelächters, das ihm als Zeichen höchster Unbildung galt. In der Regel fand man ihn im schwarzen Sammetrocke hinter einem niedrigen Tischchen, das mit Papieren bedeckt war, im Lehnstuhl sitzen.

Seit einer schweren Krankheit und einer lebensgefährlichen Operation hatte seine körperliche Schwäche zugenommen, sodaß er Spaziergänge aufgeben mußte, und nur an heißen Sommertagen auszufahren pflegte. So saß er denn fast den ganzen Tag auf dem geschützten Balkon in der Sonne. Der Blick auf den grünen Park von Sanssouci war der letzte in das Naturreich, das ihn oft unwiderstehlich an sich gezogen hatte. „Ich fühle", sagte er, „was die Schrift sagen will, wenn sie die Patriarchen alt und lebenssatt nennt. Man hat endlich auch des Lebens genug." An Fr. von Raumer hatte er nach der Feier seines 60. Geburtstags geschrieben: „Wesentlich ist mein Leben ein glückliches gewesen. Die tödtlichen Krankheiten habe ich überstanden, und bin gesünder

und kräftiger als Viele meines Alters. Mir ward es vergönnt, das Schöne und Große zu ſehen und zu erkennen. Der Enthuſiasmus, der mich auf meine Bahn getrieben hat, war kein vorübergehender Jugendrauſch, die Vorzeit iſt mir verſtändlich geworden, die Natur mir befreundet, und viele große Geiſter der Weltgeſchichte und Kunſt ſind mir kein ſtummes Räthſel. — So viele Menſchen wiſſen ihres Jammers und der Anklage kein Ende, und ich weiß in Dankbarkeit gegen Gott keine Ausdrücke zu finden, über ſo unermeßliches Glück, deſſen Er mich gewürdigt hat."

Im März 1853 beſuchte ihn der Prediger Sydow, den er von Potsdam her kannte. Das Geſpräch, welches jetzt geführt wurde, faßte er im Hinblick auf ſein vielleicht nahe bevorſtehendes Ende auf. „Ich wünſche", ſagte er, „daß Sie an meinem Grabe ſprechen." In einigen Unterredungen mit Fr. von Raumer machte er die letzten irdiſchen Dinge ab. Seinen Diener hatte er ſchon früher der Gnade des Königs empfohlen. Am 27. April hatte er eine letzte Unterredung mit ſeiner jüngſten Tochter, die, in Schleſien verheirathet, auf die Nachricht von ihres Vaters Krankheit gekommen war. Er hatte nun mit der Erde abgeſchloſſen. Seit dem Eintritt der Nacht ſprach er nicht mehr, er verfiel in einen betäubenden Schlaf; ein viertel nach ſechs Uhr am 28. April 1853 that er den letzten Athemzug. Auf dem Friedhofe der Dreifaltigkeitskirche, neben dem Grabe Schleiermacher's, nicht fern von ſeinem Freunde Steffens, war auch für L. Tieck die letzte Ruheſtatt bereitet. (Nach R. Köpke).

„Ludwig Tieck gehört zu den hervorragendſten Erſcheinungen unſerer neueren Literatur, der eigenthümliche und ſelbſtändige Dichter neben und nach Goethe und Schiller, der Zeitgenoſſe und Freund großer und bedeutender Männer, der Mitſtreiter merkwürdiger Kämpfe, der Zeuge aller folgen-

reichen Wandlungen, welche der deutsche Geist seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts erfahren hat." —

(R. Köpke.)

Wir wollen nun Näheres hören über die zwei Seelenfreunde Tieck's, Wackenroder und Novalis.

Wilhelm Heinrich Wackenroder, geboren zu Berlin 1773, wo sein Vater Geh. Kriegsrath und Justizbürgermeister war. Er wurde auf das Sorgfältigste erzogen, und besuchte das Friedrich-Werdersche Gymnasium, wo er mit Tieck bekannt ward. Er gehörte zu den tief innerlichen, kindlich gläubigen Naturen, die sich nur schwer in den äußerlichen Lebensverhältnissen zurecht finden können. Die Musik, in der er gründlichen Unterricht von Fasch, dem Stifter der Berliner Sing-Academie, genoß, liebte er leidenschaftlich. E. J. Koch (Verfasser des Compendiums der deutschen Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf Lessing's Tod) führte ihn in die deutsche Literatur ein. Nachdem er nach dem Willen seines Vaters Rechtswissenschaft, ohne Trieb und Beruf dazu zu fühlen, studirt, trat er als Referendar in den Justizdienst. Daß er sich der Kunst und namentlich der Musik widme, wollte sein Vater nicht zugeben. So verzehrte er sich in innerm Widerstreit, fing an zu kränkeln und starb im Frühjahr 1798.

Die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und „Phantasien über die Kunst", welche L. Tieck herausgab, sind zum größten Theil sein Werk. Wir theilen daraus folgendes mit:

„Schilderung wie die alten deutschen Künstler gelebt haben."

„In vorigen Zeiten war es Sitte, das Leben als ein schönes Handwerk oder Gewerbe zu betrachten, zu welchem sich alle Menschen bekennen. Gott ward für den Werkmeister

angesehen, die Taufe für den Lehrbrief, unser Wallen auf Erden für die Wanderschaft. Die Religion aber war den Menschen das schöne Erklärungsbuch, wodurch sie das Leben erst recht verstehen, und einsehen lernen, wozu es da sei, und nach welchen Gesetzen und Regeln sie die Arbeit des Lebens am leichtesten und sichersten vollführen könnten.

Ohne Religion schien das Leben ihnen nur ein wildes, wüstes Spiel, ein Hin- und Herschießen mit Weberspulen, woraus kein Gewebe wird. Die Religion war bei allen großen und geringen Vorfällen beständig ihr Stab und ihre Stütze; sie legte ihnen in jede sonst gering geachtete Begebenheit einen tiefen Sinn, sie verbreitete ihnen ein mildes, gleichförmiges, harmonisches Licht über alle verworrenen Schicksale ihres Daseins — ein Geschenk, welches wohl das kostbarste für sterbliche Wesen genannt werden mag. — So führten die Menschen die Stunden ihres Lebens langsam und bedächtig, Schritt vor Schritt, und immer im Bewußtsein der guten Gegenwart fort. Jeder Augenblick war ihnen werth und wichtig; sie trieben die Arbeit des Lebens treu und emsig und hielten sie rein von Fehlern, weil sie es nicht über ihr Gewissen bringen konnten, ein so löbliches und ehrenvolles Gewerbe, das ihnen zugetheilt war, durch ruchlosen Leichtsinn zu schänden. — Am Ende, da der große Werkmeister sie von der Werkstatt rief, gaben sie, aufgelöst in heilige Gedanken, sich und ihr ganzes Tagewerk mit fröhlicher Rührung Ihm in die Hände. — Der unbekannte Gott im Himmel wandte das vollendete Tagewerk alsdann zu seinem großen geheimnißvollen Zwecke an; denn aus allen den Millionen von der Erde abscheidenden Leben baut Er jenseits jenes blauen Firmaments eine neue glänzendere Welt, näher um seinen Thron herum, wo jedes Gute seinen Platz finden wird.

Friedrich von Hardenberg (nach einem Landgut seiner Familie nannte er sich als Schriftsteller Novalis) geboren am 2. Mai 1772 zu Widerstedt in der Grafschaft Mansfeld. In den ersten Kinderjahren schwächlich, erst im neunten Jahr, nachdem er eine schwere Krankheit überstanden, erwachte sein Geist. Seine Eltern gehörten zur Brüdergemeinde, er wurde daher einem Geistlichen zu Neudietendorf zur Erziehung übergeben, da sein Vater als Director der sächsischen Salinen häufig von Hause entfernt war. Er besuchte dann das Gymnasium zu Eisleben, und bezog im Herbst 1790 die Universität Jena, dann Leipzig und Wittenberg bis zum Sommer 1794. Er hatte sich neben der Jurisprudenz besonders mit Philosophie, schöner Literatur und Politik, sowie auch mit Mathematik und Chemie beschäftigt. Während dieser Zeit wurde er mit Fr. Schlegel bekannt und bald dessen wärmster Freund. Im Herbst 1794 begann er seine practische Laufbahn im Justizdienst zu Tennstedt in Thüringen, wo er in dem Kreishauptmann Just einen seiner vertrautesten Freunde fand, der später für Schlichtegroll's Nekrolog Hardenberg's Biographie schrieb. Damals lernte er auf einer Geschäftsreise Sophie von Kühn kennen, die erst dreizehn Jahre alt war, als er sich mit ihr verlobte. Er widmete sich nun dem Salinenfach, schnelleren Fortkommens wegen. Da seine Braut im Jahre 1796 wegen einer Cur in Jena ihren Aufenthalt nehmen mußte, kam Hardenberg öfters dahin, und verkehrte mit den Romantikern. Ohne die gehoffte Hülfe zu finden, kehrte seine Braut nach dem väterlichen Gute Grüningen zurück, wo sie im Frühjahr 1797 starb. Hardenberg lebte nunmehr nur seinem Schmerze. „Es ward ihm natürlich, die sichtbare und unsichtbare Welt nur als eine einzige zu betrachten, und Leben und Tod nur noch durch die Sehnsucht nach diesem zu trennen. Zugleich aber ward ihm auch das

Leben ein verklärtes, und sein ganzes Wesen zerfloß wie in einem hellen, bewußtvollen Traum.“ Mit jedem Jahre ward ihm seitdem die Beschäftigung mit der Religion mehr zum Bedürfniß. Er las sehr fleißig in der Bibel und Lavater's, Zinzendorf's und Jacob Böhme's Schriften. In dieser Zeit entstanden die meisten seiner „Fragmente“ und die „Hymnen an die Nacht.“ Im Herbst 1797 wurde er wieder lebensmuthig und ging nach Freiberg, um beim Mineralogen Werner sich für das Salinenfach und den Bergbau noch weiter auszubilden. Hier lernte er seine zweite Braut, die Tochter des Berghauptmanns von Charpantier, kennen, mit der er sich 1798 verlobte. Im Frühling 1799 kehrte er nach Weißenfels zurück und wurde bei den Salinen als Assessor angestellt. In Jena lernte er zu dieser Zeit Schelling und L. Tieck kennen. Damals entstanden „die Lehrlinge zu Sais“ und einige seiner „geistlichen Lieder“, sowie der erste Gedanke zum „Heinrich von Ofterdingen.“ Das Ganze sollte, wie er im Februar 1800 an Tieck schrieb, eine Apotheose der Poesie werden. Doch fing sein Gesundheitszustand schon an bedenklich zu werden; derselbe verschlimmerte sich, als er nach einem längeren Aufenthalt in Dresden im Anfang des nächsten Jahres nach Weißenfels zurückkehrte. Er starb am 25. März 1801. Ludwig Tieck gab in Gemeinschaft mit Fr. Schlegel zwei Bände von Novalis Schriften im Jahr 1802 (5. Aufl. 1837) heraus, einen dritten Band L. Tieck mit Ed. von Bülow nebst Novalis' Bildniß 1846.

„Wenige Bücher haben auf die deutsche Welt einen so bestimmten Einfluß geübt, als die Schriften meines verstorbenen Freundes. Mit Wehmuth und nicht ohne eine Art von Andacht übergebe ich nach fast fünfzig Jahren (wiederum, und vermehrt) diese Reliquien eines edlen und großen Geistes den Freunden der echten Mystik.“ L. Tieck.

Berlin, im Mai 1846.

Ludwig Tieck's Briefe an J. G. Zimmer.

Sie müssen mir, mein werthgeschätzter Freund, verzeihen, daß ich Sie seit so langer Zeit scheinbar ohne Nachricht von mir gelassen habe. Ich sage scheinbar, denn leider sind, wie ich durch eine Anfrage von Herrn Brentano an Herrn Reimer in Berlin, schon vor einiger Zeit an mich erlassen, errathen habe, zwei Briefe von mir an Sie, bei dem Wirrwarr der Posten, durch die neuen Begebenheiten veranlaßt, verloren gegangen. Der erste war im November und der zweite im December geschrieben, der erste enthielt außerdem noch einen ziemlich langen Brief als Einlage an Mlle Car. Rudolphi, der zweite eine andere Einlage an den Herrn Le Pique. In diesen Briefen fragte ich an, ob ich das erste Manuscript sowie den kleinen Aufsatz Ihnen überschicken sollte, und ich sehe also ein, da Sie die Briefe nicht erhielten, daß das Manuscript damals auch würde verloren gegangen sein. Mir ist es fast wahrscheinlich, daß auch Briefe von dort an mich unterwegs verloren sind, denn mein Freund, der Herr Le Pique, und die Schwan'sche Buchhandlung in Mannheim hätten mir wohl seitdem über die Ausgabe der (Maler) Müller'schen Schriften etwas gemeldet. Sie glauben nicht, wie verwirrt hier Alles auf den Posten, sowie im ganzen Lande zugegangen ist, ich, meine Familie und Freunde sind so glücklich gewesen nicht unmittelbar vom Kriege zu leiden, wie die Gegenden um Jena, Leipzig, Lübeck und viele andere. Nun hätte ich Ihnen freilich seitdem etwas Bestimmtes melden sollen, und hierin müssen Sie mir, die Unbehaglichkeit zu arbeiten und leider meiner noch immer zerrütteten Gesundheit nachsehen. Sie müssen, dieser Imperativus rührt blos von der Voraussetzung Ihrer Freundschaft her. Das erste Manuscript ist längst fertig

und war es früher als die Abhandlung, beides ſehe ich noch einmal durch, und es geht noch dieſe Woche ab. Ich ſehe voraus, daß das Ganze nun wohl erſt künftige Oſtern erſcheinen kann. Leider habe ich, ſoviel ich konnte, auch ſchon mich mit der Geſchichte der Poeſie eingelaſſen, und von dieſer Arbeit ſehe ich das Ende noch gar nicht ab. Meine Krankheit, die immer wiederkehrt, die mich hindert, recht im Zuſammenhang zu arbeiten, hat mich auch von jenem Unternehmen zurückgehalten, über welches wir ſprachen, nämlich eine Art von Almanach herauszugeben. Die Zeit iſt nun ſo unverwandt verfloſſen. Sie müßten das Manuſcript jetzt ſchon haben, wenn es Michaelis noch möglich ſein ſollte. Ich mag alſo gar nichts mehr verſprechen. Denn Sie müſſen nicht etwa glauben, als ob ich ſo wohl wäre, wie Sie mich in Heidelberg im vorigen Herbſt geſehen haben. Damals ſpürte ich noch die unmittelbaren guten Folgen des wärmeren Klimas und der ſchönen Reiſe; ſeitdem bin ich wieder ſehr zurückgekommen, es ſind ganze Wochen geweſen, in denen ich wenig habe thun, ja kaum mich bewegen können, ſo daß ich dem nächſten Winter mit großer Beſorgniß entgegenſehe. Ich hatte die Hoffnung noch dieſen Sommer in Ihre Gegend zu kommen, und Sie ſelbſt wieder zu ſehen, indem ich die Bäder von Wiesbaden brauchen wollte; aber ich zweifle jetzt, daß ich in dieſem Jahre noch eine Reiſe werde unternehmen können. — Sobald Sie den Anfang des Manuſcripts werden erhalten haben, werden unmittelbar nach und nach die Fortſetzungen folgen, zwölf an der Zahl; über den Druck und die Einrichtung des Buches ſage ich Ihnen noch etwas in einem beſonderen Briefe. Mir thut es ſehr leid, daß die Sache auf ſo unvorhergeſehene Art verſchoben iſt; ich wünſche nur, daß Ihnen kein Schaden daraus erwächſt. Auch die neue Ausgabe der Volks-Märchen habe ich für jetzt noch

aufgehoben, und ich sage Ihnen lieber davon, wenn ich schon wirklich einen Theil oder das Meiste ausgearbeitet habe. Wie oft habe ich seitdem an die schönen Tage in Heidelberg gedacht, die ich auch zum Theil in Ihrer Gesellschaft verlebte. Grüßen Sie recht herzlich in meinem Namen alle meine dortigen Freunde, welche mir immer so viele Güte erwiesen haben, die Herren Daub und Creuzer, den ich erst diesmal kennen lernte und den ich so lieben und ehren muß. Geht es jetzt mit seiner Gesundheit besser? Ebenso Herrn Loos (Professor der Medicin) und Jeden, der sich meiner erinnert. Empfehlen Sie mich der Mlle Car. Rudolphi, und erzählen Sie ihr, daß mein Brief an sie nicht auf dem Meer, sondern in der Einrichtung unserer Posten zu Grunde gegangen ist. Ich kann nie ohne eine gewisse Rührung an Heidelberg denken, und ich fühle mich immer gezwungen, die dortige Gegend als mein Vaterland anzusehen. Seien Sie so gütig, mir recht bald Einiges zu antworten, damit ich hoffen darf, daß Sie nicht unversöhnlich sind, und wenn Sie einige Nachrichten von sich und unseren gemeinschaftlichen Freunden hinzufügen wollen, werden Sie mich um so mehr verbinden. Wenn Brentano in Heidelberg ist, so sagen Sie ihm meine Grüße; ich sowie meine Frau und mein Freund Burgsdorff haben an seinem Schicksal und dem Verlust seiner Frau innigen Antheil genommen. — Sollte ich Sie in diesem Jahr nicht noch mündlich sprechen, so schreiben wir uns nun wohl öfters.

Ich bin Ihr

aufrichtiger Freund

Ludwig Tieck.

Ziebingen bei Frankfurt a. d. Oder, den 20. Juni 1807.

Sie erhalten, mein theurer Freund, in dieser Handschrift*) den Anfang des Buches, fast um ein Jahr später, als ich mir vorgesetzt hatte, die Unruhen, noch mehr meine Unpäßlichkeit, haben mich verhindert; ich weiß nicht, ob Sie schon einen früheren Brief von mir erhalten haben, in welchem ich mich darüber zu entschuldigen suchte. — Ich bin so in Eile, daß ich so kurz als möglich sein muß, Sie verzeihen mir auch diese. Sie werden jetzt fortgesetzt Manuscript erhalten, denn ich bin fast fertig, die nächsten Gedichte warten nur auf die letzte Correctur, ich wünsche nur, daß Sie dort einen geschickten Setzer und Corrector haben, damit Alles genau so gedruckt werde, wie ich es geschrieben. Die Eigenthümlichkeit dieses wunderbaren Gedichtes liegt auch in Kleinigkeiten, ich habe es unserer Sprache so nahe als möglich zu bringen gesucht, ohne das Gepräge des Alterthums zu verwischen. — Daß ich Ihnen alles Glück wünsche, daß ich gerne an unser Beisammensein denke, daß ich gewiß darauf rechne, künftigen Sommer in Heidelberg einige Wochen zu sein, daß ich Sie bitte, alle meine dortigen Freunde, die ich zärtlich liebe, zu grüßen, brauche ich nicht hinzuzufügen.

Ihr aufrichtiger Freund
Ludwig Tieck.

Ziebingen, den 11. October 1807.

Mein werther Freund, ich eile, Ihren mir so lieben Brief zu beantworten, um im Schreiben nicht immer saumselig erfunden zu werden. Vor allem wünsche ich Ihnen zu Ihrer Verbindung alles Glück; ich freue mich darauf, Sie vielleicht im Sommer in Ihrem häuslichen Glücke zu sehen.

*) Bruchstück einer Bearbeitung des „König Rother“ für Arnim's Einsiedlerzeitung.

Gewiß kann ich es noch nicht ſagen, eine Reiſe thut mir auf alle Fälle gut, aber vielleicht muß ich ein Bad beſuchen. Ich ſage Ihnen für Ihr freundliches Anerbieten, daß ich, im Fall ich nach Heidelberg käme, in Ihrem Hauſe abtreten könne, meinen Dank, und nehme es inſofern an, als ich mich dann in Ihrem Hauſe und dem der Mlle Rudolphi theile, welche damals ſehr gütig gegen mich war, und der ich verſprechen mußte, in Heidelberg bei ihr zu wohnen, wenn ich wieder hinkommen ſollte. — Ihre Gattin iſt mir wohl unbekannt; empfehlen Sie mich ihr. — Faſt ſollte es mich ängſtigen, Manuſcript abzuſchicken, da einer Ihrer Briefe hierher hat verloren gehen können. Empfehlen Sie mich allen meinen dortigen Freunden, vorzüglich dem liebenswürdigen Hofrath Creuzer, der ſo gut geweſen iſt, mir zu ſchreiben. Er ſoll ja meine Liebe nicht nach Briefen abmeſſen, denn ſonſt müßte ich ihm jede Woche ſchreiben; wie ich aber ſein liberales edles Weſen ehre und ihn liebe, könnte ich ihm doch nicht ſagen, mich hat dieſe Grazie, mit der er, möchte ich ſagen, die Gelehrſamkeit trägt, überraſcht, ſie iſt das Kennzeichen einer wahren allgemeinen Bildung, und noch ſo ſelten. Sie können ihm dieſe Stelle beſſer erzählen, als ich ſie ihm ſchreiben könnte, durch ſeinen Antrag, an Ihrem Blatte theilzunehmen, fühle ich mich geehrt, weil es vielleicht das einzige iſt, das ohne vorgefaßte parteiiſche Meinungen begonnen wird; die meiſten dieſer Blätter ſind aus polemiſcher Rückſicht entſtanden, und das muß ſie immer verkehrt machen. Ich fühle zwar wenig Talent zum Recenſiren in mir, und habe es noch ſo gut wie gar nicht verſucht, indeſſen verſpreche ich den „Graf von Gleichen“ anzuzeigen, nur werde ich die „Niobe“ gleich damit verbinden, um meine Meinung deutlicher zu machen. Vielleicht gelingt es mir, über Schiller's Theater etwas Befriedigendes zu ſagen, denn ich habe ihn genug

ſtudirt. Dieſe letztere Recenſion werde ich aber unmöglich noch im Januar einſchicken können, die erſtere wohl zugleich mit der Anzeige meines Heldenbuchs, welches Hofrath Creuzer in dieſe Literatur-Zeitung will rücken laſſen. —

Heidelberg wäre gewiß der Ort, der mich am erſten dazu verleiten könnte, den Docenten ſpielen zu wollen; aber in dieſem Jahre würde es mir meine Geſundheit auf keinen Fall erlauben; ich müßte das Reiſen und Baden aufgeben, und, um nicht als Improviſatore zu agiren, erſt lernen, was ich lehren wollte, und vielleicht nicht leſen, aber um ſo mehr denken, um leſen zu können. Mit dem Lehren iſt es eine eigene Sache. Sie und meine anderen Freunde haben eine viel zu gute Meinung von mir (das iſt mein Ernſt und nicht etwa Coquetterie — ich habe vor Jahren auch Brentano ſchon darüber geſchrieben), man kann zu vielen Dingen, die die Welt für etwas hält, leicht mit einiger Befugniß Nein ſagen; aber das Ja iſt ſchwer zu finden. Das Hiſtoriſche, die Gedächtniß-Sache iſt leicht mitzutheilen, und jeder nimmt ſie nothwendig aus ſeinem Standpunkte. Dies iſt aber nicht die Wiſſenſchaft von der Poeſie, ſondern Alles, was in Poeſie da iſt, und Alles was über dieſe Facta geſagt werden kann, ſind nur fragmentariſche Belege dazu. Die Einſicht in die Poeſie iſt die Einſicht in alle Kräfte der Welt, in Natur und Geſchichte, die psychologia vera. Davon enthüllt ſich in glücklichen Momenten ein Theil: es iſt ein ſchneller Blick in dieſe unendliche Welt, ein Finden unſerer Selbſt; aber dies feſtzuhalten, ohne ſich in myſtiſche oder philoſophiſche Formeln feſtzuſpinnen, iſt ſehr ſchwierig. Das Wort, das ausgeſprochene, wie es unſerer inneren Seele den Spiegel vorhält, in welchem ſie die eigene Figur erblickt, hat wieder die Kraft ſchwarzer Magie, daß es der Sprechende gar zu leicht lieber gewinnt, als was er ausſprechen wollte. — Doch,

ſo iſt alles Denken und Sprechen, und darum will ich es nicht verſprechen, aber auch nicht verſprechen (das erſte im Sinn von Verſchwören, das andere im gewöhnlichen), doch Ihnen in Zukunft einmal in der That zu zeigen, wie wenig ich in vielen Stunden von den Dingen weiß, in denen Sie mir Kenntniß zutrauen. — Von dem Almanach weiß ich jetzt ſelbſt nichts; ich habe vor, in einem Jahr meine Gedichte zu ſammeln und die ſogenannten Volksmärchen bis zu ſechs Theilen zu vermehren und zu corrigiren. Leben Sie wohl.

Ihr ergebener Freund

Ludwig Tieck.

Ziebingen, den 20. December 1807.

VII.

Johann Georg Zimmer.

(1806—1853.)

So führſt du doch recht ſelig, Herr, die Deinen,
Ja ſelig, und doch meiſtens wunderlich.
Wie könnteſt du es böſe mit uns meinen,
Da deine Treu nicht kann verleugnen ſich.
Die Wege ſind oft krumm und doch gerad',
Darauf du läßt die Kinder zu dir geh'n;
Da pflegt es wunderſeltſam auszuſeh'n;
Doch triumphirt zuletzt dein hoher Rath.

Johann Georg Zimmer.

Mit der Begründung seines Verlagsgeschäfts durch die Uebernahme von „des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano hatten wir die erste Periode seines Lebens unterbrochen. Wir haben sodann die Entstehung und Entwicklung der romantischen Schule kennen gelernt, und gesehen, „wie die romantische Dichtung für unser nationales Leben fruchtbar geworden durch die Anregung, die sie der Wissenschaft gab, durch den neuen weiten Gesichtskreis, den sie dem gesammten Fühlen und Denken der Nation erschloß." (H. v. Treitschke.) Wir haben ferner durch Mittheilung der Briefe der Romantiker an J. G. Zimmer einen Blick geworfen in den innigen freundschaftlichen Verkehr dieser Dichter mit ihrem Heidelberger Buchhändler, und fahren nun fort mit der Darstellung seines weiteren Lebens.

Zimmer schrieb später über diese Zeit: „Mein Leben in Heidelberg hatte besonders in den ersten Jahren etwas ungemein Frisches und Angenehmes. Mit den meisten jüngeren Professoren stand ich in einem freundschaftlichen Verhältniß und fühlte mich ihnen angehörig. Ein neues Band umschloß uns durch die Heidelberger Jahrbücher, an deren Redaction Viele unter ihnen Theil nahmen, und deren gemeinschaftlichen Sitzungen ich ebenfalls regelmäßig beiwohnte." Diese Sitzungen schlossen zuweilen mit einer Punsch-Bowle. So kam es, daß sein Verkehr mit diesen Männern ein viel innigerer war, als der Buchladen ihn bieten konnte.

„Im ersten Jahre", schreibt Zimmer, „führte ich keine eigene Haushaltung. Ich ließ mir Mittags das Essen holen

und Abends aß ich gewöhnlich bei Caroline Rudolphi, deren Haus ich als meine zweite Heimath betrachtete, und in dem ich auch gewöhnlich den Sonntag zubrachte. Im zweiten Jahre aber nahm ich meine Schwester zu mir und fing meine eigene Haushaltung an, die sich bald durch mehrere junge Männer erweiterte, welche an meinem Tische Theil nahmen." Das waren besonders Arnim, Brentano und August Böckh, der junge Docent.

Im zweiten Jahre seines Geschäftsbeginnes hatte er ein größeres und schöneres Logis — im König von Portugal — bezogen, das so wenig zu seiner Persönlichkeit zu passen schien, daß Brentano, da er ihn zum erstenmal in demselben besuchte, ihn, anscheinend verwundert, ironisch frug: „Ist die Herrschaft nicht zu Hause?" Er hatte aber dieses Logis besonders der Säle wegen gemiethet, um die Lesegesellschaft, die er gegründet, hinein zu verlegen.

Im Morgenblatt 1807 erschien ein Artikel unter dem 26. Februar: „Der Winter 1807 in Heidelberg." „Der Buchhändler Zimmer, ein junger, gescheidter und sehr thätiger Mann, hat eine Lesegesellschaft errichtet, in welcher nicht gespielt und nicht geraucht wird, sondern wirklich gelesen und in einem daran stoßenden Zimmer über das Gelesene gesprochen wird. Hier findet man am Abend die besten Köpfe, Professoren und Akademiker. Ich kann Sie versichern, daß hier oft Ideen gewechselt werden, bedeutender als die in manchen Büchern, die auf Velinpapier gedruckt sind."

In diesem eleganten Lokal ist auch Goethe einmal gewesen und hat eine Karte hinterlassen, da er Zimmer nicht zu Hause traf. Diese Karte wurde lange in der Familie aufbewahrt, bis sie in Folge der vielen Umzüge verloren ging.

Aus dem Hamburger Freundeskreise kamen ihm in dieser Zeit Erinnerungszeichen zu. So schrieb ihm Anna Jacobi

geb. Claudius, aus München den 13. Januar 1806. Sie bat ihn um Peſtalozzi's Anweiſung zum Buchſtabiren und Leſenlehren, für ihren kleinen Bernhard, da keiner der Münchner Buchhändler es hatte. — „Wie geht es Ihnen? Sagen Sie uns das einmal und geben Sie uns ein Lebenszeichen von ſich. Wir werden Alles, was Sie betrifft, mit vieler Theilnahme hören. — Wir ſind hier Alle wohl, nur ſehnen wir uns nach dem Sommer und beſſeren Zeiten. Kommen Sie ja recht bald nach München, ich freue mich ſehr darauf. Wir können Ihnen zwar hier nicht ſo viel Schönes zeigen, wie Sie uns in Heidelberg, dafür können Sie aber die Tiroler Berge ſehen, die Sie dort nicht haben.

Leben Sie wohl, lieber Herr oder Freund Zimmer, und ſeien Sie herzlich von mir und Max gegrüßt."

Am 24. Januar 1806 ſchrieb ihm der Maler Otto Runge aus Hamburg:

„Ich danke Ihnen, lieber Freund, nicht blos für Ihr gütiges Andenken und das Geſchenk, welches Sie mir mit „Des Knaben Wunderhorn" gemacht; mehr und dauernder iſt mir die freundſchaftliche Geſinnung, welche Sie ſtets für mich gehabt, unvergeßlich. — In dem Wunderhorn ſind ſehr ſchöne Sachen, vorzüglich „Muſicam ſoll man hören", „Die Schweizer Geſchichten" und „Ich will zu Land ausreiten." Mein Bruder Daniel hat ſich vorzüglich an dem Buch erbaut und erbaut ſich noch, denn ich habe es noch nicht wieder. Es iſt unmöglich, daß man das Buch in die Hand nehmen könnte, ohne lebhaft intereſſirt zu werden. — Ich ſende Ihnen hierbei zwei plattdeutſche Döhnchen*), wie ſie die Kinderfrauen wohl erzählen. Man findet ſie ſelten ſo voll-

*) Es ſind die Kindermärchen: „Von dem Machandelboom" und „Von dem Fiſcher und ſyner Fru", welche dann Zimmer den Brüdern Grimm für ihre Sammlung übergab.

ständig, und ich habe mich bemüht, sie so aufzuschreiben, wie sie sich anhören. Vielleicht, da Sie das Plattdeutsche doch verstehen, wird es Ihnen möglich, auch den rechten Ton zu treffen oder ihn sich zu imaginiren."

Fr. Perthes schrieb ihm am 25. Januar 1806, daß er vom Wunderhorn 25 Exemplare abgesetzt, und daß ihm Caroline einen tüchtigen Knaben geboren, der Otto Leopold Johannes heißen soll.

Am 12. April: „Sie haben mir mit Ihrer Reise nach Leipzig eine recht überraschende Freude gemacht! Etwas Angenehmeres hätte mir kaum werden können."

Am 11. Juni: „Willkommen zu Haus, mein lieber Zimmer. Ich hoffe, Sie haben nun alles Leid der Messe vergessen. Ich kann Ihnen heute nur das schreiben. Gesund sind wir Alle und haben Sie herzlich lieb. Caroline und Besser grüßen.

Ihr treuer Fr. Perthes.

Am 5. November: „Seit vier Wochen sind wir gänzlich von allen fahrenden Reichs-Posten abgeschnitten, außer von Frankfurt; so auch von den preußischen Posten. Die bestellten englischen Bücher haben aus dieser Ursache noch nicht an Sie über Leipzig abgehen können. — Den besten Dank für die übersandten Trauben; doch waren sie gänzlich ruinirt.

Die preußischen Armeen haben sich nach Pommern und Mecklenburg retirirt und werden da eine nach der andern aufgerieben. Fürst Hohenlohe mit 12,000 Mann und 22 Generälen, worunter Prinz August von Preußen, hat sich bei Prenzlow ergeben müssen. Wir sind hier in einer sehr ängstlichen Lage. — Doch eine große Periode der Weltgeschichte schließt sich! Was folgt, wissen wir nicht. — Das schreckliche Schicksal Lübecks werden Sie erfahren haben. Was davon öffentlich bekannt geworden, ist das wenigste. Noch ärger sieht es in ganz Mecklenburg und Pommern aus.

Am 10. December 1806: „Erwarten Sie von mir keinen Bericht über das, was uns und unserer Gegend widerfahren ist! — Es ist dies nur die natürliche Folge des Vorhergegangenen. Ein eiserner Wagen rollt über die Welt. Die Gesinnung, woran doch Alles gelegen, die Gesinnung des Zeitalters war überrostet! Die Reinigungsglut ist heiß — sie wird noch heißer werden! Das alte Laub muß herunter, damit die verschlossene Knospe Luft und Licht fasse! Hamburgs Ruin, in Hinsicht des Gewerbes, ist ausgemacht. Ein frischer in höchster Anstrengung lebender Körper, dem die Sehnen plötzlich abgeschnitten werden, stirbt schnell. Dieses Gemeinwesen ist besonders zu bedauern, da es noch nicht zur ausgestorbenen Form geworden war.

Joh. von Müller ist in Berlin geblieben; wird sehr geehrt! Der Kaiser hat ihn rufen lassen und eine halbe Stunde mit ihm gesprochen.

Meine Lage ist sehr trübe; ob ich etwas, ob ich nichts habe, weiß ich nicht. Hülsenbeck's haben ihre Zahlungen einstellen müssen. — Ich werde nächste Ostermesse ein sehr schlechter Zahler werden."

„Die Lesegesellschaft war da und die Tischgenossen waren da, und machten das Haus munter; aber es fehlte doch noch etwas in demselben, nämlich die Hausfrau. — Ein lieber treuer Freund, den ich schon in den ersten Monaten meines Aufenthaltes in Heidelberg kennen gelernt hatte, machte mich auf ein einfaches Mädchen aufmerksam, auf das ich jetzt meine Blicke richtete. Es war die älteste Tochter des Pfarrers Bender in Rohrbach, Maria Charlotte, neunzehn Jahre alt. Ich habe sie kennen gelernt, ihren Vater um ihre Hand gebeten, und sie den 19. Juli 1807 am Altar zu Rohrbach aus seiner Hand empfangen. Vierunddvierzig Jahre haben es nun bereits bezeugt, daß diese Ehe im Himmel geschlossen

ist. Gott hat mich unbeschreiblich in derselben gesegnet in allerlei Weise."

Am Grabe dieser vortrefflichen Gattin und sorgsamen Mutter hat Herr Pfarrer Dr. Ehlers in Frankfurt a. M. am 4. Januar 1876 es ausgesprochen: „Diese Gattin ist ihm eine Gehülfin gewesen in der tiefsten Bedeutung des Wortes — nicht blos, indem sie die häusliche Sorge mit ihm theilte oder sie ihm ganz abnahm, eine umsichtige, weise schaltende Hausfrau, rührig, geschäftig, thätig von früh bis spät — eine treue aufopferungsfreudige Mutter; sie ist ihm auch Gehülfin gewesen in den inneren Kämpfen, welche den geschäftskundigen und geschäftstüchtigen Mann aus einem vielfach angeregten Kreise geistig hervorragender Männer in die stille Studirstube führten und von da nach jahrelanger angestrengter Vorbereitung auf die Kanzel."

Fr. Perthes schrieb ihm auf die Nachricht von seiner Verehelichung:

„Glück und Freude Euch beiden, so viel hienieden möglich ist, und treues Beisammenhalten in Unglück und Leiden. Drücken Sie Ihrer Marie herzlich die Hand von mir und meiner Caroline, und sagen Sie ihr Alles, was Ihr treues Herz von uns aufbewahrt hat. Besser und Lottchen, Otto und Daniel Runge lassen Ihnen die herzlichsten Glückwünsche machen. So empfindlich Ihnen auch die Trennung von Ihrer Schwester, und die sie begleitenden Umstände mögen gewesen sein, so lassen Sie sich's doch lieb sein, daß sich dies Verhältniß so gelöst hat. Man kann seine Verhältnisse bei der Verwundbarkeit menschlicher Gemüther nicht einfach genug machen. — Leben Sie wohl, mein lieber Freund. Behalten Sie lieb Ihren treuen Fr. Perthes."

Ein anderer buchhändlerischer College, Ernst Enke aus Erlangen, mit dem Zimmer in Leipzig auf der Messe zusammen-

getroffen war, schrieb ihm am 12. October 1808: „Die Schilderung Ihrer lieben Gattin und des häuslichen glücklichen Lebens, das Sie nun führen, war so reizend für mich, daß ich nach meiner Zurückkunft von der Leipziger Messe mehr eilte, als ich sonst geeilt haben würde, mein langjähriges Liebchen als Gattin heimzuführen. Vor einigen Monaten wurde ich mit ihr getraut, und finde nun, daß ich vorher nur halb gelebt habe. Ich weiß, Sie freuen sich über das Glück Ihres Freundes, und das ist kein geringer Beitrag zu demselben. Jetzt wissen Sie nun auch, warum ich meinem Vorsatz, nach Heidelberg und Mannheim zu wandern, für dieses Mal ungetreu geworden bin. Vor der Hochzeit gab es der Arbeiten zu viel, und nachher, ja du mein Gott, da thäte man ja lieber etwas Anderes, als daß man sein junges schönes Weibchen so böslicher Weise verließe. Reise ich im nächsten Jahre hinunter, so nehme ich meine Frau mit, und dann können unsere Weiberchen eine ebenso zärtliche Schwesterschaft knüpfen, als stark unser Bruderbund ist. — Was gäbe ich darum, wenn ich zuweilen eine meiner Erholungsstunden der mündlichen Unterhaltung mit Ihnen widmen könnte."

Am 13. October 1807 schrieb Perthes: „Sie theilten in meinem Hause als ein treuer Freund immer Freude und Schmerz, darum fällt mir es auch jetzt ein, daß ich's Ihnen schreibe, wie hart wir getroffen sind. Ich habe diese Woche mein jüngstes Mädchen, einen kleinen freundlichen Engel, begraben, und der hierauf folgende Knabe, der tüchtige wackere Johannes liegt sehr schwer darnieder, so daß wenig Hoffnung ist, ihn zu retten. Es ist eine große Aufgabe, seinen Schmerz auf richtigem Wege zu erhalten, und mit hellem Geist, wie mit tiefem Gefühl zugleich zu sagen: Herr, dein Wille geschehe. Caroline ist über mein Erwarten gefaßt, wie sie es aber enden wird? Gott stärke sie.

Wie geht es Ihnen in Ihrer Handlung? Kommen Sie zur Oſtermeſſe? Ich werde wahrſcheinlich nach Leipzig reiſen. Daß Sie im Ganzen mit meiner Anſicht vom Buchhandel zufrieden geweſen ſind,*) ſetze ich voraus, ich bitte Sie aber ſehr, mir zu ſchreiben, was Sie im Einzelnen dagegen haben. Ich wüßte eigentlich meinem Aufſatz nichts hinzuzufügen, wohl aber Ihnen zu ſagen, worauf er beruht; nämlich, daß ich verlange, Jeder, er treibe in der Welt was er wolle, ſoll von dieſem Treiben ein Ideales formiren und in ſich tragen, d. h. er ſoll in der Anwendung etwas Ganzes, Vollkommenes, Unabhängiges liefern. Dieſem widerſpricht geradezu etwas Vermiſchtes, Getheiltes und verſchiedenartig Zuſammengeſetztes. Der Buchhandel verträgt mehr wie etwas ein höheres Streben, und nichts iſt dieſem mehr entgegen, als das Amalgama des Fabricirens und Vertreibens; wer zu dem Einen Luſt und Zeit hat, hat es zu dem Andern nicht und kann's nicht haben. Mehr will ich nicht ſagen, und Jeder ſorge, wie er mit ſich haushalte, damit ihm über das Wirthſchaften nicht das Beſſere ausgehe, und ihm ein heller Ueberblick bleibe.

Sie ſandten mir kürzlich einen angenehmen und intereſſanten Dänen zu, einen Herrn Rothe; außer daß mir der Mann gefiel, war mir es auch intereſſant, ein Probemuſter

*) Perthes ſagte: „Der deutſche Buchhandel iſt das einzige noch vorhandene Band, welches die ganze Nation umfaßt; ein Nationalinſtitut iſt er, frei aus ſich ſelbſt entſproſſen, und jetzt beinahe allein unſere nationalen Eigenthümlichkeiten echt charakteriſirend. Daß er nicht Alles leiſtete, was er leiſten konnte, iſt wahr, aber für die Zukunft kann er noch Vieles leiſten, und er allein kann die deutſche Gelehrtenrepublik retten, und das iſt meine Aufgabe für dieſes Leben.“ (Fr. Perthes' Leben. 1. Bd. S. 204). Weiteres in ſeiner Schrift: „Der deutſche Buchhandel als Bedingung des Daſeins einer deutſchen Literatur. 1816.“

der Universität Heidelberg zu sehen. Man muß so einen Vogel sehen eben wann er das Universitäts-Ei durchbrochen hat, späterhin verwischt sich die Reinheit. Ueber das Begriffs-Concert im Uhrmacher Bogs habe ich eine lebhafte Unterredung mit ihm gehabt.

Adieu! mein lieber Freund. Grüßen Sie herzlich Ihre liebe Frau."

Im Januar 1808 erhielt Zimmer einen Brief vom Buchhändler G. Reimer in Berlin. „Erst spät komme ich dazu, Ihnen, werther Freund, für den Genuß zu danken, den Sie mir durch Uebersendung der Runge'schen Märchen bereitet haben. Das erste und bei weitem vortrefflichere der beiden dürfte eine güldene Anwendung finden auf die Ereignisse unserer Zeit, und denen eine tüchtige Beruhigung gewähren, die nicht Muth und Kraft genug haben, es sich zu gestehen, daß alle menschlichen Bemühungen, in wiefern nicht ihr letztes Ziel in Gott gesteckt ist, nichtig sind und in um so tiefere Abgründe des Verderbens führen, um so herrlicher sie zuerst in irdischem Glanze strahlen.

Mit freundschaftlicher Zuneigung und Ergebenheit

Ihr G. Reimer."

Den 23. October 1808 schreibt ihm Perthes: „Leid thut mir Ihre Klage über viele Sorgen, obwohl es mich nicht befremdet. Acht Jahre lang hatte ich die bittersten Sorgen, die schmählichste Angst; dann wurde es besser und — nun seit anderthalb Jahren haben mich die Zeitumstände und Verwicklungen dahin gebracht, daß ich manchmal nicht von einem Tag zum andern mir zu helfen weiß, besonders da jetzt hier Niemand helfen kann. Ich verliere den Muth nicht, aber es ist hart.

Es wäre unschicklich Ihnen über Ihre Handlungsart etwas sagen zu wollen, Sie wissen ohnedem, wie ich denke

über den Vortheil und das Capital, das Verlagsunternehmungen abwerfen. Zu großem Verlag gehört ein eignes großes Vermögen. Das war meine Ueberzeugung und diese ist es noch.

Adieu! mein theurer Freund. Es grüßt Sie hier Alles von Herzensgrund und auch so Ihre Frau.

Ihr treuer Fr. Perthes.

Im Herbst 1808 erhielt Zimmer einen Brief von Brentano, worin er ihn aufmerksam machte auf das Bedürfniß einer tüchtigen Buchhandlung in Landshut und München, und ihn bittet, diese Sache in Ueberlegung zu ziehen und dann an seinen Schwager Savigny zu schreiben, der sich sehr für die Sache interessiren und dafür verwenden wird.

So trat nun Zimmer in Beziehung zu diesem bedeutenden Manne, mit dem wir uns daher vorher näher bekannt machen wollen.

Friedrich Karl von Savigny ist am 21. Febr. 1779 in Frankfurt a. M. geboren. „Die Sorgfalt einer frommen und hochbegabten Mutter, geborene Groos, hat auch in seiner Kindesseele die Anlagen einer hochbegabten, edlen und reinen Natur, die Keime seiner Geistesbildung, tiefen sittlichen Ernstes und innerlicher erleuchteter Religiosität entfaltet, die schon seinem äußern Wesen den Adel der freien für sich selbst verantwortlichen Persönlichkeit, seinem innern Seelenleben aber den sichern Ankergrund verliehen haben, auf dem es unablösbar bis an sein fernes Ziel befestigt blieb. Im Jahre 1792 verlor der dreizehnjährige Knabe diese Mutter durch den Tod; der Vater war bereits ein Jahr zuvor gestorben, zwölf Geschwister schon vor den Eltern, so daß der einzige noch übrige Sprosse einer alten und vornehmen Familie reich begütert aber völlig verwaist dastand.

Ein feierlicher Ernst legte sich früh auf das junge Gemüthsleben. Ein vertrauter Freund seines verstorbenen Vaters, der Assessor des Reichskammergerichts zu Wetzlar, Herr von Neuroth, wurde Savigny's Vormund. Er erzog sein Mündel in seinem eignen Hause, in Gemeinschaft mit dem in gleichem Alter stehenden eignen Sohne. Kaum hatte Savigny das sechzehnte Lebensjahr überschritten, als er um Ostern 1795 die Marburger Hochschule bezog. Die Sommermonate des Jahres 1797 verbrachte er, nach allzu ernst betriebenen Studien, auf seinem Gute Trages, bei Gelnhausen; die des Jahres 1799 verwandte er zu einer Reise durch Sachsen und Böhmen. Später ging er nach Leipzig und Halle, um auf den dortigen Bibliotheken sich der Erforschung des akademischen Unterrichtswesens zu widmen, und verlebte dann noch einige Monate in Jena im Kreise von Freunden; Clemens Brentano, die Brüder Schlegel, L. Tieck, Schelling und Joh. D. Gries waren damals in Jena.

Einundzwanzig Jahre alt, empfing er am 31. October 1800 von der Marburger Hochschule die juristische Doctorwürde. Mit dem Strafrecht eröffnete er im Wintersemester 1800 zu Marburg seine 42jährige Lehrthätigkeit. Den belebenden und ergreifenden Eindruck dieser Vorträge haben Jacob und Wilhelm Grimm, welche 1802 bis 1804 seine Zuhörer waren, in anziehenden Schilderungen in ihrer Selbstbiographie überliefert. Am 13. März 1803 wurde Savigny außerordentlicher Professor in Marburg, und trat mit Kunigunde Brentano in die Ehe. Im Sommer dieses Jahres benutzte er die civilistischen Schätze der Bibliotheken zu Heidelberg, Stuttgart, Tübingen und Straßburg. Am 2. December 1804 kam er nach Paris, um die dortige Bibliothek zu benutzen, und kehrte Ende 1805 von Paris, wo ihm seine einzige Tochter geboren wurde, nach Marburg

zurück. Im Jahre 1808 ging er als Professor nach Landshut. Am 2. Mai 1810 verließ er Landshut*) auf eine Berufung des Königs von Preußen nach Berlin. Er trat sofort in die Commission zur Einrichtung der Universität. Die neue Hochschule ging nicht mehr von Kaiser und Reich aus, sie war die erste Stiftung der Krone Preußens. Am 29. April 1811 trat Savigny als ordentliches Mitglied in die Akademie der Wissenschaften. In dieser Zeit war er Zuhörer Niebuhr's in dessen Vorlesungen über römische Geschichte. Im Jahre 1812 wurde er Rector der neuen Hochschule. In dieses Rectorat fiel der Waffenruf des Königs, es schloß am 18. October 1813 unter den Donnern der Entscheidungsschlacht bei Leipzig. Nach den reinigenden Gewittern entfaltete sich Savigny's wissenschaftliche Thätigkeit zu ihrer reichsten Blüthe. Im Jahre 1814 führte er den Kronprinzen in die Rechtswissenschaft ein. Am 28. Februar 1842 wurde er Minister. Im October 1850 fand das Fest seiner 50jährigen Doctorwürde statt. Im Jahre 1860 vereinigte Savigny's 60jähriges Doctorjubiläum im Familienkreise des ältesten seiner Söhne die Abgeordneten der Hochschulen, Akademien, Gerichtshöfe und selbst Königliche Häuser um den Fürsten der deutschen Rechtswissenschaft.

„Im hohen Alter" (81jährig) sagte er, „schwinden die Kräfte eine nach der andern; eine Kraft ist mir geblieben, für die ich sehr dankbar bin: es ist die Liebe zu den Vielen, die mir in meinem langen Berufsleben nahe getreten sind, als Schüler und Freunde, Einige auch als Genossen meines Berufes. Diese sehe ich hier schön vertreten um mich, unter ihnen auch meine geliebten Söhne. Ich danke Ihnen für

*) Eine lebendige Schilderung des Abschieds von Landshut findet sich in dem Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde, Bd. 2 vom 20. und 26. Mai.

alle Liebe, die Sie mir bewiesen haben, auch für die große Freude des heutigen Tages. Ich bitte Sie, mir Ihre Liebe auch in der kurzen noch übrigen Zeit meines Lebens zu bewahren." — „Das einzelne Werk ist so vergänglich, wie der einzelne Mensch in seiner Erscheinung; aber unvergänglich ist der durch die Lebensalter fortschreitende Gedanke, der uns Alle, die wir mit Ernst und Liebe arbeiten, zu einer großen bleibenden Gemeinschaft verbindet, und worin jeder, auch der geringste Beitrag des Einzelnen, sein dauerndes Leben findet." (Rudorff.)

Savigny starb am 25. October 1861 in Berlin.

Wir fügen hier auch einige Worte über Fr. H. Jacobi bei, den Zimmer in Hamburg kennen gelernt hatte, und nun durch die Münchener Angelegenheit wieder mit ihm in Berührung kam.

Friedrich Heinrich Jacobi, in Düsseldorf geboren den 25. Januar 1743, der Sohn eines Kaufmanns, hatte sich nach dem Willen seines Vaters gleichfalls dem Handlungsstand gewidmet. Während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Genf zur Ausbildung für seinen Beruf, machte er philosophische Studien, übernahm dann das Geschäft seines Vaters, verheirathete sich bald darauf mit Betty von Clermont, Tochter eines reichen Handelsmannes zu Völs bei Aachen, und übernahm eine Rathsstelle in der Hofkammer. Sein Landsitz bei Düsseldorf, Pempelfort, wurde ein Mittelpunkt für die damaligen Heroen. Der „Auserlesene Briefwechsel", den Fr. Roth 1825 herausgab, bietet ein Bild seines großen Verkehrs mit den bedeutendsten Personen seiner Zeit. Im Jahre 1804 ward er Präsident der Akademie der Wissenschaften in München, und hier gestaltete sich, nur in sehr

verjüngtem Maßstabe, ein abermaliges Pempelfort, indem sich um den ehrwürdigen Greis die Freunde der Wissenschaft und der schönen Literatur aus der Nähe und aus der Ferne vereinigten. Am 10. März 1819 ward er aus diesem Leben abgerufen.

Durch seinen „Woldemar" und „Allwill's Briefsammlung" nimmt Jacobi eine ehrenvolle Stelle unter unseren classischen Schriftstellern ein. Die Philosophie, der auch diese Schriften dem Wesen nach angehören, galt ihm als höchste Lebensaufgabe. Der Einfluß, welchen Jacobi auf den Entwicklungsgang der Philosophie ausübte, war ein bedeutender, und die Achtung, die er bei den größten Denkern seiner Zeit genoß, eine ganz ausnehmende. Der Grund hiervon lag hauptsächlich in dem hohen Adel seiner Gesinnung, in der Tiefe seines Gemüthes, in dem idealen Sinn, der ihm einwohnte. — „Gerne", sagte er, „vertauschte ich mein gebrechliches philosophisches Christenthum gegen ein positives, historisches. Durchaus ein Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ, schwimme ich zwischen den Wassern, die sich mir nicht vereinigen wollen, so, daß sie gemeinschaftlich mich trügen, sondern, sowie das eine mich unaufhörlich hebt, so versenkt auch unaufhörlich mich das andere." (Hamberger.)

Fr. H. Jacobi's Werke, sechs Bände, erschienen 1812 ff; „Briefwechsel mit Goethe" 1846; „Briefwechsel mit Hamann", von Gildemeister herausgegeben, 1868; „Jacobi's Leben, Dichten und Denken von Zirngiebl" 1867. „Aus dem Leben und für das Leben. Weisheitssprüche von Fr. H. Jacobi, herausgegeben von J. Hamberger." Gotha, 1869.

Wir lassen nun die Briefe Savigny's an J. G. Zimmer folgen.

„Schon seit mehreren Tagen hatte ich mir vorgenommen, an Sie zu schreiben: Ihre Aeußerungen in einem Briefe an Clemens lassen mich dieses jetzt mit weit mehr Zuversicht auf günstigen Erfolg thun.

Schon bei meinem früheren Aufenthalt in dieser Gegend hatte ich lebhaft gefühlt, daß ohne eine gute Buchhandlung die Literatur hier niemals empor kommen werde. Vor einigen Tagen sprach ich mit dem Präsidenten Jacobi über die Wichtigkeit dieses Bedürfnisses, und er kam mir zu meiner großen Freude auf halbem Wege entgegen. Er selbst habe schon oft darüber gedacht, die Regierung müsse einen bedeutenden Vorschuß um so weniger versagen, da gerade in München das Publicum zur Literatur nur durch ein reiches und gut geordnetes Sortiment gelockt und verführt werden könne. Ich sprach von Ihnen, er schätzt Sie ungemein, aber er glaubt Sie an Ihr dortiges Verhältniß unauflöslich gebunden; überhaupt sei der Mangel an einem recht tüchtigen Mann der einzige Grund, warum er nicht schon Schritte gethan habe. Denken Sie sich nun, lieber Zimmer, mit welcher Freude ich die Stelle Ihres Briefes an Clemens las!

Das wichtigste, was Ihr Brief nicht berührt, ist nun Ihr Plan für Ihre gegenwärtige Handlung. Hier einen bloßen Commis zu halten, scheint mir bei einem so umfassenden Geschäft ganz unmöglich. Sie müßten also entweder Ihre Gegenwart zwischen Heidelberg und München theilen oder noch besser, ganz nach München ziehen, in beiden Fällen ließe sich Landshut gar leicht als Filiale von München behandeln.

Jetzt bitte ich Sie, Alles wohl und genau zu erwägen, und mir dann einen möglichst detaillirten Plan zu diesem Etablissement in einem Briefe mitzutheilen. Schreiben Sie Alles, was Sie mir etwa über andere Dinge zu sagen haben

mögen, auf ein besonderes Blättchen, damit ich jenen Brief in München vorzeigen könne.

Etwas Bedeutendes wäre schon der Absatz an die Münchener und Landshuter Bibliotheken. Blos die hiesige kauft jährlich für 6000 G. Dagegen müssen Sie auch wieder die Mauth in Anschlag bringen (die freilich nur 20 Kr. vom Zentner beträgt) und die sehr theuere Miethe in München. Ueberlegen Sie das Alles wohl und schreiben Sie mir bald: die Sache liegt mir sehr am Herzen.

Ich habe jetzt zum erstenmal unmittelbar nach Italien geschrieben; indessen bitte ich Sie, wenn doch noch etwas von meiner Bestellung bei Ihnen einlaufen sollte, mir sogleich Nachricht davon zu geben. Das Meiste werde ich wohl dennoch brauchen können.

Mit meinem literarischen Project steht es jetzt wieder etwas im weiten Felde, da mich mein Umzug und die Arbeiten für meine Collegien unglaublich in allem Uebrigen unterbrochen haben. Auch für jenes Project wäre mir Ihre Nähe von dem allergrößten Werthe.

Schreiben Sie mir nur recht bald. Von ganzem Herzen mit Achtung und Ergebenheit der Ihrige

Landshut, den 26. October 1808. Savigny."

„Ihr vorläufiger Brief hat mich herzlich gefreut, und ich erwarte nun täglich den angekündigten zweiten. Ich habe mit dem Minister von der Sache gesprochen (ohne noch Sie zu nennen), er ist von dem dringenden Bedürfniß für Stadt und Land so überzeugt als irgend Jemand. Jacobi hofft, wie ich Ihnen schon neulich schrieb, einen bedeutenden Vorschuß auszuwirken, dies werde aber nicht anders durchzusetzen sein, als indem man zugleich von dem effektiven Capital-

ıſtand der Handlung dem Miniſter Nachricht geben könnte, ıeil zu jenem Vorſchuß ein hoher Grad merkantilen Ver- :auens gehöre. Ueberlegen Sie nun, wie das einzurichten.

Jetzt noch ein Vorſchlag. Ich wünſchte, Sie ſchickten ne Abſchrift Ihres Planes an Perthes, mit der Bitte, hnell ſein Gutachten darüber zu geben. Theils würden gute ledanken von ihm zu erwarten ſein, theils wäre ſein Wort ier von Gewicht.

Gott befohlen. Stets und ganz der Ihrige

München, den 14. November 1808. Savigny."

Zimmer hatte auf Savigny's Wunſch dieſe Sache Perthes ıitgetheilt, und dieſer ihm darauf Folgendes geſchrieben:

„Ihr Brief, mein lieber Freund, überraſchte oder be- :embete mich keineswegs in Betreff des Vorhabens, was ie darin mir mittheilen.

Im Ganzen und von Außen wüßte ich durchaus nichts ıgegen einzuwenden, weder in höherer noch in merkantiliſcher ınſicht. Ganz richtig ſagt Präſident Jacobi: man muß durch n großes glänzendes Sortiment das Bayeriſche Publicum ır Literatur verführen! Ich halte dafür, daß ein Volk, ıas nicht nach und nach durch Schulbildung und den Lauf :r Zeit zu einer gewiſſen Stufe der Cultur gekommen iſt, ıenn es durch äußere Mittel zum Geſchmack an Literatur erführt wird, geradezu nur nach dem Frivolen derſelben reifen und dies genießen wird. Inzwiſchen, der einzelne lenſch wie die Völker, und ſo letztere wie erſtere, müſſen indurch! In Reinheit der Sitten können wir nicht bleiben,) wenig wie in der Reinheit des Glaubens; ehe Ueber- ıugung, Religion und Tugend in uns feſt ſind, muß erſt ſkepticismus, Proteſtantismus und Verſuchung uns läutern.

Darum ziehen Sie nur nach dem Bayerlande mit dem Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen. Sie werden viel Gutes auch ſtiften und mehr wie Andere.

Daß merkantiliſch nichts dagegen einzuwenden iſt, kann ich ſo betheuren, daß ich ſelbſt jeden Augenblick bereit wäre, dieſe Entrepriſe zu unternehmen, ohne die mindeſte Furcht zu haben, daß es mißglücken könne. Vorausgeſetzt aber, daß ich mich nicht in die Lage des Neulings im Geſchäft verſetze, ſondern die Sache angreife mit meinen jetzigen Erfahrungen.

Nun ſind Sie ja aber auch ſchon mit den Erfahrungen ausgerüſtet, die Ihnen ein großes Etabliſſement an die Hand gibt, nicht blos zu wiſſen, wie man etwas Großes macht, ſondern wie das Weitläuftige und Zuſammengeſetzte eines Geſchäftes drückt und bei dem brillanteſten Fortgang in die größten Geldverlegenheiten ſetzen kann. Durchaus wüßte ich nicht, wo man in München einen in jeder Hinſicht brauchbareren Mann als Sie finden könnte, und darum würde ich auch Bedingungen machen, die der Sorgen wenigſt möglichſt auf Ihr Haupt laſten müßten.

Außer dem Vorſchuß eines Capitals wäre Portoerleichterung zur Sicherung des Ankaufs für die öffentlichen Bibliotheken, und vielleicht auch ein Local für die Buchhandlung in München, zu fordern.

Ueber die Organiſation des deutſchen Handels wäre Ihnen wohl nichts zu ſagen; doch würde ich ſogleich zu einem Handcatalog, ohngefähr wie meiner iſt, rathen, jedoch mit großer Vorſicht auf das Land und des Landes Wohl berechnet. Doch hierüber und Anderes ein Mehreres, wenn Sie weiter ſind. Da Sie die franzöſiſche Literatur beſonders werden cultiviren müſſen, ſo wird Ihnen Beſſer darüber viel guten Rath geben können.

Ich werde in der nächsten Woche an Jacobi schreiben, und Alles darüber zu Ihren Gunsten schreiben, was ich, wie Sie eben gelesen haben, mit vollem guten Gewissen thun kann.

Nun noch ein paar Worte anderer Art.

Die jetzige Catastrophe wird ohne Zweifel schon an sich die Ausführung Ihres Projects verschieben, sonst würde ich Ihnen rathen, diesen Aufschub zu verursachen. Es komme wie es wolle, auch auf Bayern wird der nunmehrige Krieg einen nicht zu berechnenden Einfluß haben.

Dies wäre Eines. — Dann wissen Sie auch, in welcher Lage alle Protestanten, alle Norddeutsche, alle Fremde, Nichtbayern sind, die in Bayern einwandern? Darüber befragen Sie sich genau und merken auf, ob das Einwandern nicht auch einmal in ein Auswandern sich verwandeln könnte. In dieser Hinsicht kann ich Ihnen nicht genug Vorsicht empfehlen.

Endlich, mein lieber Freund, wissen Sie auch für sich, daß Sie alles, was Sie vornehmen werden, mit Ruhe übersehen können? Ohne diese Ruhe kann keine Ordnung, keine Pünktlichkeit stattfinden, die Sache geht zu Grunde, und der sie betreibt, quält sich zu Tod. Daß man durch Gehülfen es nicht zwingen kann, diese Erfahrung werden Sie schon gemacht haben.

Doch dies Alles sind nur freundschaftliche Erinnerungen, die Sie selbst besser wissen können, in wiefern sie für Ihre individuelle Lage Wichtigkeit haben oder nicht.

Ihren Brief an Savigny behalte ich noch hier, bis ich Jacobi geschrieben habe. —

Am 2. dieses Monats hat mich meine Frau wieder mit einem Knaben beschenkt, der den Namen Clemens Theodor erhalten hat. Nun habe ich drei Knaben und drei Mädchen: Matthias, Johannes und Clemens; Agnes, Louise und Mathilde. Wie die Kinder sind, darüber erzählen wir uns

in Leipzig, wenn anders eine Leipziger Meſſe exiſtiren wird, woran ich beinahe zweifle.

Das Wohlſein Ihrer Frau und des Kindes hat uns ſehr erfreut. Caroline und ich, wir grüßen Sie herzlich. Agnes und Matthias erinnern ſich Ihrer noch recht wohl.

Ihr treuer Fr. Perthes."

Hamburg, den 12. März 1809.

Am 25. Januar 1809 hatte Savigny an Zimmer geſchrieben: „Leider kann ich Ihnen von München noch immer nichts Beſtimmtes ſagen, was mir um ſo unangenehmer iſt, da ich vielleicht bald in den Fall kommen könnte, mich Ihrer Nähe zur Ausführung ganz neuer literariſcher Pläne zu erfreuen. Heute ſchreibe ich dahin einen Mahn- und Erkundigungsbrief."

Das Project eines Etabliſſements in München kam nicht zur Ausführung. —

Im Jahre 1808 war Zimmer auch mit Jean Paul Friedr. Richter in Bayreuth in Verbindung getreten. Wir ſchicken ſeinem Briefwechſel mit dieſem Dichter und Autor eine kurze Biographie deſſelben voraus.

Johann Paul Friedrich Richter

wurde geboren den 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge, wo sein Vater Tertius an der Schule und Organist war. Nach zwei Jahren erhielt derselbe das Pfarramt zu Joditz bei Hof. Auf das väterliche Haus beschränkt und nach einem kurzen Besuch der Dorfschule auch von der Theilnahme an einem öffentlichen Unterricht ausgeschlossen, bekam Jean Paul von da an, wie er selbst erzählt, „eine eigene Vorneigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Nestmachen." Er wurde mit seinen Brüdern von dem Vater selbst unterrichtet. Im Jahre 1776 wurde sein Vater als erster Pfarrer nach Schwarzenbach an der Saale versetzt. Mit dieser Verbesserung der äußeren Lage der Eltern ging für Jean Paul der Wunsch in Erfüllung, eine öffentliche Schule besuchen zu können. Ostern 1779 kam er auf das Gymnasium nach Hof. Von früh an las er viel und fertigte von allem Auszüge an, und legte damit den Grund zu der eigenthümlichen Art, wie er sein ganzes Leben hindurch seine Lectüre betrieb und die Früchte derselben in Excerptbüchern zum Gebrauch bei seinen schriftstellerischen Arbeiten zusammentrug. An den alten Classikern fand er erst Geschmack auf der Universität. Der Geschichte gewann er nie ein rechtes Interesse ab. — Nach kurzer Zeit starb sein Vater, was die Verarmung der Familie zur Folge hatte. Im Frühjahr 1781 bezog Jean Paul die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Da ihn die Vorlesungen nicht befriedigten, warf er sich auf das Studiren französischer und englischer Schriftsteller. Besonders beschäftigten ihn die Werke Rousseau's, die auf seine

ganze Denkart einen großen Einfluß übten, sowie auch die englischen Satiriker und Humoristen. Das hatte zur Folge, daß er sich zur Abfassung von Schriften im Fache der schönen Literatur vorbereitete, indem er hoffte, auf diese Weise etwas zu verdienen, um seine und seiner Mutter Noth zu lindern. Im Jahre 1783 brachte er so sein erstes Werk zu Stand, „die grönländischen Prozesse". Das Honorar, das er für den ersten Theil derselben erhielt, entschied seine Zukunft; er gab die Theologie auf und wollte nun nur noch von Schriftstellerei leben. Die Hoffnung aber auf Erfolg seiner Schriftstellerei wurde getäuscht, er mußte im Spätherbst 1784 Leipzig verlassen und eilte zu seiner Mutter nach Hof, wo ihn gleiche Noth erwartete. In dem elterlichen Hause eines Freundes fand er 1787 eine Hauslehrerstelle, die er aber im Herbst 1789 aufgab, da sie ihm verleidet war. Nachdem er wieder ein Jahr bei seiner Mutter in Hof gelebt hatte, übernahm er im Frühjahr 1790 ein Lehramt in Schwarzenbach, wodurch sich seine Verhältnisse besser gestalteten. Er kam in geselligen Verkehr mit mehreren wissenschaftlich gebildeten Männern und schloß mit dem ihm schon von der Schule und der Universität her bekannten Christian Otto in Hof den Seelenbund. In Schwarzenbach entstand die Idylle „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal" 1790, die ihn zu seinen größeren Werken hinüberführte. Nach der Vollendung des „Wuz" begann er seinen ersten Roman „Die unsichtbare Loge", dem er bei seinem Erscheinen, 1793, den „Wuz" als Anhang beifügte. Er hatte „Die unsichtbare Loge" an K. Ph. Moritz nach Berlin gesandt, mit der Bitte, ihm einen Verleger dafür zu verschaffen. Diese Bitte gelang, und das Honorar, welches er dafür erhielt, eröffnete ihm endlich die Aussicht auf ein sorgenfreieres Leben. Im Frühjahr 1794 hatte er seine Stelle

in Schwarzenbach aufgegeben und sich wieder in Hof niedergelassen, und weilte zeitweise auch in Bayreuth bei einem neu gewonnenen Freunde. Mit freierem Gemüth und der besten Hoffnung des Gelingens hatte er die Hand an einen neuen Roman gelegt, den „Hesperus oder 25 Hundspostage. Eine Biographie". Mit demselben begründete er eigentlich erst seinen schriftstellerischen Ruhm, 1795. Einer seiner besten Romane: „Eheſtand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs", erschien 1796. In demselben Jahre (im Juni) folgte er einer Einladung der Frau von Kalb nach Weimar. Die Aufnahme, die er dort während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes bei Frauen und bei Männern, wie Herder, Wieland u. A. fand, übertraf seine kühnsten Erwartungen. Er fühlte sich in diesen Kreisen „ganz glücklich"; er meinte, er habe „in Weimar zwanzig Jahre in wenigen Tagen verlebt, und seine Menschenkenntniß sei wie ein Pilz mannshoch in die Höhe geschossen." Zu Goethe und Schiller kam er damals in kein näheres Verhältniß.

Als Jean Paul im Herbst 1798 wieder auf einige Wochen nach Weimar kam, wurde er von Goethe zu Tisch geladen; er fand ihn kalt, doch war der Eindruck, den Goethe von ihm erhalten, kein ungünstiger. Am 18. Juni schrieb Goethe darüber an Schiller: „Fast hätte ich vergessen zu sagen, daß Richter hier ist. Er wird Sie mit Knebel besuchen und Ihnen gewiß recht wohl gefallen." Am 20. an H. Meyer: „Richter aus Hof, der allzu bekannte Verfasser des Hesperus, ist hier. Es ist ein sehr guter und vorzüglicher Mensch, dem eine frühere Ausbildung wäre zu gönnen gewesen. Ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht noch könnte zu den Unsrigen gerechnet werden." Auch in einem Briefe vom 22. Juni an Schiller kommt er wieder auf Jean Paul zurück: „Er ist ein so komplicirtes Wesen, daß ich mir die Zeit nicht nehmen

kann, Ihnen meine Meinung über ihn zu sagen. Sie müssen und werden ihn sehen, und wir werden uns gern über ihn unterhalten. Am 29. Juni: „Es ist mir doch lieb, daß Sie Richtern gesehen haben; seine Wahrheitsliebe und sein Wunsch etwas in sich aufzunehmen, hat mich auch für ihn eingenommen." Als Jean Paul später wieder nach Weimar kam, fand er, daß ihn Goethe mit größerer Freundlichkeit aufnahm als das erste Mal. Im Mai 1801 schrieb Caroline an ihren Mann, A. W. Schlegel, Goethe habe einen ganzen Abend mit Jean Paul „Schach" gespielt. Am 10. October desselben Jahres schreibt Jean Paul von Meiningen, Goethe habe ihn grüßen lassen. Im west-östlichen Divan sagt Goethe: „Ein Mann, der des Orients Breite, Höhe und Tiefe durchdrungen, findet, daß kein deutscher Schriftsteller sich den östlichen Poeten und sonstigen Verfassern mehr als Jean Paul Richter genähert habe. Die Werke des genannten Freundes zeugen von einem verständigen, umschauenden, einsichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabei wohlwollenden frommen Sinn. Ein so begabter Geist blickt, nach eigentlich orientalischer Weise, munter und kühn in seiner Welt umher, erschafft die seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergestalt, daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird. Gestehen wir unserem so geschätzten als fruchtbaren Schriftsteller zu, daß er, in späteren Tagen lebend, um in seiner Epoche geistreich zu sein, auf einen, durch Kunst, Wissenschaft, Technik, Politik, Kriegs- und Friedensverkehr und -Verderb so unendlich verclausulirten, zersplitterten Zustand mannigfaltig anspielen müsse; so glauben wir ihm die zugesprochene Orientalität genugsam bestätigt zu haben."

Jean Paul hat Schiller, durch Vermittlung der Frau von Kalb, von Weimar aus in Jena am 25. Juni 1796

besucht. Schiller schrieb an Goethe am 28. darüber: „Vom Hesperus habe ich Ihnen noch nichts geschrieben. Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete: fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht. Doch sprach ich ihn nur einmal und kann also noch wenig von ihm sagen." Ueber Jean Paul's Roman „Hesperus" hatte übrigens Schiller, dem Goethe ihn gesandt hatte, schon den 12. Juni 1795 gegen Goethe sich folgendermaßen ausgesprochen: „Das ist ein prächtiger Patron, der Hesperus, den Sie mir neulich schickten. Er gehört ganz zum Tragelaphen-Geschlecht, ist aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune, und hat manchmal einen recht tollen Einfall, so daß er eine lustige Lektüre für die langen Nächte ist." Bei seinem zweiten Aufenthalt in Weimar besuchte Jean Paul Schiller gleich in den ersten Tagen; dieser ließ sich mit Krankheit entschuldigen, schreibt aber an Goethe (den 24. August 1798): „Richter war dieser Tage hier, er ließ sich aber zu einer ungeschickten Stunde bei mir melden, daß ich ihn nicht annahm." Frau von Wolzogen sagt, es sei deswegen kein näheres Verhältniß entstanden, weil Schiller bei aller Anerkennung des großen Talentes und des hohen Geistesfluges doch die Formlosigkeit von Jean Paul's Producten widerstanden habe. Auch bei seinem letzten Besuch in Weimar, 1803, traf Jean Paul wieder mit Schiller zusammen, er disputirte mit ihm bei einem großen Diner, obgleich die Dichterin Imhof zwischen Beiden saß, und gewann ihn dabei „wieder etwas" lieb.

Nach dem Tode seiner Mutter, im Herbst 1797, zog er nach Leipzig, wechselte aber von da an seinen Aufenthalt öfters. Schon 1796 hält es Jean Paul, im Anschluß an den Rath Franklin's: jede Nacht das Bett zu wechseln, für

das Beste, Alles, Menschen ausgenommen, zu wechseln, zuerst das Hemd, die Stube, dann Spaziergänge, besonders aber Städte, ja er empfiehlt, in zwei Städten zu wohnen, und zwischen ihnen hin und her zu ziehen. Es ist, als wenn er sein ganzes Leben hindurch diesen Grundsatz im Auge gehabt, denn er hielt es nie lange an einem Orte aus. Die Motive, die ihn zu dem häufigen Wechsel der Wohnplätze bestimmt, sind nichts Anderes als der Contrast zwischen Ideal und Wirklichkeit. Er kommt überall hin mit hochgespannten Erwartungen; ist er kaum da, so findet er, daß die rauhe Wirklichkeit alle seine Hoffnungen zerknickt, ist unglücklich über die Welt, die ihn nicht versteht, und sucht an einer andern Stätte, was ihm die frühere nicht gewährte. —

Im Herbst 1798 besuchte er von Weimar aus die Höfe zu Gotha und Hildburghausen, von letzterem erhielt er den Titel eines Legationsraths. Im Frühjahr 1800 ging er nach Berlin. Die „wühlende und wogende" Hauptstadt war für ihn etwas völlig Neues; er nennt sie mehr einen Welttheil als eine Stadt. „Hätte Berlin Berge und bitteres Bier, so trät ich nicht aus seinen magischen Kreisen." Kriegsrath Zöllner veranstaltete ihm zu Ehren ein Fest, zu dem achtzig Männer, Frauen und Töchter des Gelehrtenkreises geladen waren. „Viele Haare erbeutete ich", schreibt er, „und viele gab mein eigener Schädel her." Er lernte hier die Tochter des Obertribunalraths Mayer kennen, die seine Gattin wurde, als er im nächsten Jahre wieder nach Berlin kam. Nach seiner Verheirathung (Frühjahr 1801) siedelte er nach Meiningen über, wo er 1802 den „Titan" beendigte. Im Mai 1803 greift er schon wieder zum Wanderstab, um in Coburg zu suchen, was er in Meiningen vermißt. Seine Unzufriedenheit scheint um so unbegreiflicher, als ihm in seiner Ehe alle Ideale erfüllt wurden und als er mit

dem herzoglichen Hofe und auch einigen der angesehensten Familien der Stadt in vertrautem Verkehr stand." Der Präsident Heim, ein Bruder des berühmten Arztes in Berlin, welcher Erzieher des Herzogs gewesen und dann Consistorial-Vicepräsident wurde, hatte ihm im Auftrage des Herzogs geschrieben: „Sie sollen hier bleiben und schreiben, und sollen haben an Gaben frei Porto von Bayreuther Bier, nicht weniger ein frei Quartier nebst Büchern, die Sie lesen wollen." Er ließ sich jedoch nicht halten, bedauerte aber, dem Herzog mit seinem Wegzuge wehe zu thun. Die Gegend von Coburg, wo er am 4. Juni 1803 ankam, nennt er ohne Gleichen; er will eingescharrt werden, wenn ihm diese Olympus- und Tempegegend einmal alt und schlecht wird, denn eine schönere findet er doch sechzig Meilen weit nicht. Insbesondere war ihm ein Gartenhaus auf dem Adamiberge lieb. „Im grauen Rock, eine Blume im Knopfloch, eine Mappe unterm Arm, den Stock in der Hand, auf dem Haupt die Mütze mit dem großen Schild, so sah man ihn den regelmäßigen Gang am Morgen auf den Adamiberg wandeln." (Gartenlaube 1863.) Im August 1804 erfolgte seine Uebersiedelung nach Bayreuth. „Die Wanderlust war in Jean Paul so mächtig, daß er nicht nur beständig mit seinen Wohnplätzen wechselte, sondern auch von vielen derselben aus größere oder kleinere Reisen unternahm, und die verschiedenartigsten neuen Verhältnisse knüpfte. So besuchte er von Bayreuth aus Nürnberg, Bamberg, Erlangen. Im December 1807 schrieb er an Prof. Marheineke in Heidelberg: „Mein Auge sieht verlangend nach Heidelberg zwischen seine großen Flüsse und Berge hinein nach der Stadt, die wie aus einem Mittelpunkt nach allen Alleen der Wissenschaft sieht." Im Februar 1808 ermuntert ihn Görres zum Besuch Heidelbergs: „Sie würden viele Leute hier finden, die Ihnen recht herzlich

wohlwollen, und andere, die Sie höchlich verehren, und andere, die Sie auf's Beste ennuyiren würden. Alles aber doch auf eine neue noch nicht gesehene Weise, und das erfrischt doch immer das durstige Leben. Die viel gebrauchte und verschwatzte und dadurch gleichsam abgegriffene schöne Natur hier herum hat doch noch nicht zu verachtende Reize zurückbehalten, weil die ungestümen Liebhaber meist nur die Schminke mitgenommen haben, die sie selbst aufgetragen hatten. Wenn man abrechnet, was die Ruhmredigkeit der Süddeutschen und die geringe Capacität der Norddeutschen ihr aufgelogen haben, dann bleibt doch noch ein ziemliches Capital, von dem schon der Mühe werth ist, auf einige Zeit die Zinsen zu ziehen." Erst im Jahre 1817 scheint Jean Paul nach Heidelberg gekommen zu sein. Er schreibt darüber am 20. Juli: „So bin ich denn hier wider mein Verdienst so selig geworden, als ich kaum in einer Stadt gewesen, Berlin ausgenommen. Ich habe Stunden erlebt, wie ich sie nie unter dem schönsten Himmel meines Lebens gefunden." Gleich in den ersten Tagen, an einem Sonntag, veranstaltete man ihm zu Ehren eine Lustfahrt nach Hirschhorn. Es war ihm, als würden seine Romane lebendig und nähmen ihn mit, als das lange halb bedeckte Schiff mit etwa achtzig Personen, Professoren, Studenten, schöne Frauen und Mädchen, ja zwei Prinzen, dem von Waldeck und dem Kronprinzen von Schweden, bekränzt mit Eichenlaub bis an die bunten Wimpel, begleitet von einem Schiffchen mit Musikern, vor den Burgen und Bergen dahin fuhr. „In der dunkeln Nacht, welche dem schönen Tage folgte, stand ich so selig und fast zu schwer tragend an den Gaben des Unendlichen im Kreise der singenden Vivat-Studenten, und gab hundert Händen meine Hand und sah dankend gen Himmel." Ganz besonders wurde Jean Paul durch das auf Voß' Betreiben ihm überreichte Doctor-Diplom

erfreut. Am 2. August gaben ihm die Professoren ein Essen im Hecht. Am häufigsten verkehrte er bei Hegel, Voß, Paulus, Creuzer, Schwarz und Thibaut."

Im Jahre 1808 war ihm von dem Fürsten Primas Karl von Dalberg ein Jahrgehalt von tausend Gulden angewiesen worden, die er später von dem König von Bayern weiter erhielt.

Während der letzten Jahre seines Lebens genoß er alle Freuden eines glücklichen Familienvaters, und auf seinen Reisen, die er alljährlich zu machen pflegte, viele glänzende Triumphe, als eines der gefeiertsten vaterländischen Dichter, bis ihm im Spätherbst 1821 der Tod seinen einzigen Sohn raubte. Dieser Schlag traf ihn so furchtbar, daß er bald zu kränkeln begann und am 14. November 1825 starb.

Den Grundzug seines poetischen Charakters, wie er durch alle seine Romane geht, bezeichnet Jean Paul selbst in einem Briefe an Knebel (1817) mit den Worten: „Die zwei Brennpunkte meiner närrischen Ellipse, Hesperus-Rührung und Schoppens Wildheit, sind meine ewigziehenden Punkte, und nur gequält geh' ich zwischen beiden, entweder blos erzählend oder blos philosophirend, erkältet auf und ab." „Jean Paul war ein Spiegel des Lebens seiner Zeit; er hat das Klägliche und Unwürdige der äußeren Verhältnisse jener Zeit zum Gegenstand der Satyre und des Humors gemacht, theilte aber den innerlichen Fehler, mit dem jene äußere Schwäche zusammenhing, nämlich das Idealistische der ganzen Denk- und Gefühlsweise. Erst in der reiferen Hälfte seiner Laufbahn hat er auch diese innere idealistische Schwäche mit Bewußtsein hervorgekehrt, und zum Gegenstand des Humors und der Satyre gemacht, aber ohne über das Negative hinauszukommen". (K. C. Planck.)

Jean Paul's Stellung zur Romantik war eine andere als die zu den Romantikern, die ihm oft als die falschen Propheten eines göttlichen Evangeliums erschienen. Mit A. W. Schlegel hat er sich nie befreunden können. Das Verhältniß zu Friedrich Schlegel war besser, doch wurde auch er ihm entfremdet, als seine Lucinde erschien: er entrüstete sich über den Unsinn, Amors Pfeile statt in Honig in Koth zu tauchen. Nur mit Tieck ist er in freundschaftliche Beziehung getreten; er ist ihm ein edler und kenntnißreicher Mensch. Novalis nennt er einen sanften religiösen Charakter, dessen poetisches Christenthum auch sein theoretisches sei. Auch Arnim's Schriften und Wesen fand seinen Beifall. Bei Schleiermacher's Reden über Religion mißfiel ihm die weitherzige Toleranz, mit der er jeden Aberglauben gutheiße. — Jean Paul's Schriften haben unter den Romantikern nur bei Tieck Anerkennung gefunden. Von den Flegeljahren war er entzückt — er nennt es ein unvergleichliches Werk. Er labt sich manchmal an der Erinnerung der Stunden, die sie zusammen verlebt, und versichert ihn, daß er unter den Talenten, die er am meisten bewundere, eine der ersten Plätze in seinem Herzen einnehme. —

Von Jean Paul hatte Zimmer 1808 die „Friedens-Predigt an Deutschland" übernommen; in die „Zeitung für Einsiedler" waren daraus: „Denksprüche" aufgenommen worden, worauf die ganze Schrift erschien. Im Jahre 1809 erschien die erste Auflage von „Katzenberger's Badereise." Die sich darauf beziehenden Briefe Jean Paul's an J. G. Zimmer theilen wir hier mit.

„Mit Vergnügen willige ich in eine Umgestaltung des Titels, da sogar mich oft ein Titel reizt oder abschreckt. —

Halten Sie ja soviel wie möglich den Unsinns-Dämon von mir ab, der mir in alle Bücher nachwandelt, um das Unkraut der Druckfehler zu stören. Görres' „Schriftproben" erfahren mehr ungerechten als gerechten Tadel; er mußte hinter Masken reden, und Masken waren von jeher kühner geformt als Gesichter. Grüßen Sie die würdigen Redacteurs Ihrer Jahrbücher. Leben Sie wohl! Ihr Jean Paul Fr. Richter."

Bayreuth, den 30. October 1808.

„Ich danke Ihnen, wie für das Honorar, so für die niedliche Einrichtung des Buches. Grämen Sie sich so wenig über die Druckfehler als ich; aus meinem Ergänzungsblatt und der Vorschule sehen Sie, daß es mir bei allen guten Buchhandlungen gleich schlecht geht. Ein Grund dieser Setzer-Interpolation liegt vielleicht mit in meinem Stil, der ihnen nicht wie bei vielen anderen Autoren das Gewöhnliche zu errathen verstattet. Schicken Sie mir die restirenden „Bogs." Herrn Hofrath Creuzer werde ich bei der Rücksendung der Bücher antworten. Leben Sie recht froh!

Ihr Jean Paul Fr. Richter."

Bayreuth, den 27. Februar 1809.

„Haben Sie Dank für die so sehr prompte Bezahlung. Wie könnte ich mit Männern, wie Sie und Ihr Handelsbunds-Genosse sind, die schöne Verbindung nicht fortzusetzen wünschen, so lange Sie meinen Wunsch theilen?

Z. B. diese vermischten Schriften können, wenn sie vom Publicum ebenso behandelt werden als ich von Ihnen, lange fortdauern in beständiger Vermischung des Neuen mit Altem. Aber auch ohne vermischte Schriften können wir beisammen arbeiten. Ihre Wechsel nach Frankfurt sind gerade die besten.

Möglich wäre es wohl, daß der Kriegs-Sturm mir nichts zuwehte als sein Gegentheil, einen schönen Frühlingsfrieden in Heidelberg, nämlich die Beschleunigung meines

Vorſatzes, Heidelberg zu ſehen. Ich ſehne mich eben ſo ſehr nach den Heidelberger Menſchen als Bergen und Strom und Lichtern.

Geh' es Ihnen wohl in dieſer Sturm-Zeit, worin man leichter Gutes thun als erleben kann!

Ihr Jean Paul Fr. Richter."

Bayreuth, den 28. März 1809.

„Ohne Brief wurde mir der „Einſiedler" zugeſchickt. Sein Selbſtmord thut mir ſehr leid. Z. B. die Geſchichte des Bärenhäuters iſt für mich ein Meiſterſtück und Meiſteressen und Leckerbiſſen; denn dem Scherze vergeb' ich alle Anſpielungen. Ich wünſchte, die Geſellſchaft liehe mir einige ihrer altdeutſchen Komus-Schätze, damit ich ſie nach meiner Weiſe ausprägte, beſonders den Schelmufski. In Bayreuth kann man weder das Neueſte noch das Aelteſte haben, ſondern nur Mittelalter. Leben Sie wohl!

Ihr Jean Paul Fr. Richter."

Bayreuth, den 19. Juni 1809.

Im Frühjahr 1811 hatte Zimmer's lieber Freund und Tiſchgenoſſe, Aug. Böckh, Heidelberg verlaſſen, da er an die neu gegründete Univerſität Berlin berufen worden war. Wir theilen hier ein kurzes Lebensbild von ihm mit, da er doch in weiteren Kreiſen weniger bekannt ſein wird, ſo groß auch ſein Name in der gelehrten Welt daſteht.

Auguſt Böckh iſt am 24. November 1785 in Karlsruhe geboren, wo er auch ſeine ganze Jugend verlebte, und in den Jahren 1791 bis 1803 die Vorbereitung zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung erhielt. Vom Jahre 1803 bis 1805 ſtudirte er in Halle zuerſt Theologie, dann Philologie unter Fr. Aug. Wolf und Schleiermacher. Im Jahre 1806 übernahm er im Gedicke'ſchen Seminar für

gelehrte Schulen in Berlin eine Lehrerstelle; wichtiger noch als sein erster Unterrichtsversuch war ihm dort der Eintritt in das geistvolle jüdische Haus der Madame Levi, der er griechischen Unterricht ertheilte. Am 15. März 1807 erwarb er sich die Doctorwürde und habilitirte sich in Heidelberg. Seine Vorlesungen eröffnete er mit überaus günstigem Erfolg; er wurde schon Ende October desselben Jahres zum außerordentlichen Professor ernannt: „Es war ein seltener Kreis vorwärts strebender Männer, in den der 22jährige Docent eintrat." Heinr. von Treitschke schreibt: „Böckh hatte auf dem „faulen Pelz" manche Nacht durchschwärmt und durchjubelt, aber in den Bacchanalien der Heidelberger Romantiker seinen gründlichen Fleiß nicht eingebüßt, nur seinen Gesichtskreis erweitert und sein Verständniß für alles Menschliche freier ausgebildet." Die vier Jahre akademischer Thätigkeit, welche Böckh in Heidelberg durchlebte, waren nach seinen eigenen Worten „eine schöne Zeit jugendlicher Frische", und nach einem Brief in seinem Todesjahre „seine goldbekränzte Jugend." Dort fand er auch seine Lebensgefährtin in Dorothea Wagenmann aus Göttingen, welche damals im Hause des Juristen Martin sich aufhielt. Ostern 1811 ward Böckh an die neubegründete Universität Berlin berufen, an der er sechsundfünfzig Jahre dem Staate Preußen gedient. „Ein unvergängliches Denkmal deutscher Philologie" ist seine große Ausgabe Pindars 1811—22; ferner: „Die Staatshaushaltung der Athener", 1817, die er Niebuhr gewidmet und nach vierunddreißig Jahren wieder herausgab, „ohne sich genöthigt zu sehen, etwas Wesentliches zurückzunehmen oder zu ändern." Das dritte der drei großen Denkmäler wissenschaftlicher Arbeit, die er hinterlassen hat, ist das »Corpus inscriptionum graecorum«, durch welches er der Gründer der griechischen Epigraphik wurde.

Für einen weiteren Leserkreis seien hier noch genannt seine Reden: „Ueber das Verhältniß der Wissenschaft zum Leben", Berlin 1844. „Zur Jubelfeier der königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin, am 15. October 1860 in der Nicolai-Kirche gehalten." „Der Gelehrte schien in ihm fast noch durch den Geschäftsmann übertroffen zu werden, der taktvolle, überall maßhaltende, Zeit und Umstände beachtende officielle Redner durch den unbefangenen offenen liebenswürdigen Plauderer, der humoristische Beurtheiler öffentlicher Dinge, der Mann, der unbeugsam auf die Selbstständigkeit und Würde seines Amtes hielt, von dem freundlichen Lehrer. Hinter dem allen stand ein tiefernster, ja religiöser Betrachter der Dinge der Welt, eine feinsinnige, bis in das höchste Alter empfindende, die Empfindung poetisch aussprechende Natur, ein strenger Beurtheiler und Beobachter seiner selbst, eine rein menschlich fühlende, und das Menschliche im Andern achtende Persönlichkeit." (K. B. Stark.)

„Böckh war ein wissenschaftliches Genie von der seltensten Begabung."

„Was seine äußere Persönlichkeit betrifft, so war nichts charakteristischer für ihn als das Schlichte seines Wesens. Wie er in seinen Vorträgen jeden rhetorischen Glanz vermied und im lateinischen wie im deutschen Ausdrucke nichts erstrebte, als daß der Gedanke klar und vollständig wiedergegeben werde, so war seine ganze Erscheinung ein Bild der höchsten Einfachheit. Mild und leutselig gegen den Geringsten, jedes Verdienst anerkennend, von aller Streitlust fern, und frei vom verletzenden Hochmuth, dachte er nie daran, ein vornehmes Selbstbewußtsein zur Schau zu tragen. Bei wenig Männern seiner Bedeutung wird man eine gleiche Bescheidenheit des Auftretens finden; äußerlich verrieth nichts als das unbeschreiblich kluge und geistvolle Auge den großen Geist, welches die unscheinbare Gestalt beseelte." (Ernst Curtius.)

Lieber Zimmer!

„Schon längſt hatte ich mir vorgenommen, aus meiner hieſigen Heimath Dir einmal in das liebe Heidelberg zu ſchreiben, bin aber jetzt erſt dazu gekommen, Dich auf der Leipziger Meſſe anzureden. Wenn ich es auch am Ende recht betrachte, ſo gibt es ſo viel zu ſagen eben nicht, als ſo im Allgemeinen, daß man ſich recht wohl befindet und ganz zufrieden iſt, was heut zu Tage viel heißen will. Die Leute, welche ich hier vorher noch nicht kannte, gefallen mir, wo nicht beſſer, doch eben ſo gut, als die ich ſchon kannte. Beſonders hat Fichte einen guten Eindruck auf mich gemacht, beſonders durch ſein gerades und doch artiges Weſen, welches er wenigſtens jetzt hat, ſonſt wohl nicht. Doch wird ſich ſeine Philoſophie ſchwerlich gegen Schleiermacher hier aufrecht erhalten können. Die Univerſität iſt ſchon ziemlich zahlreich; bis jetzt zählen wir 418 Studenten, ungeachtet eine Menge Leute, beſonders diejenigen, welche ſchon anderwärts ſtudirt haben, Collegien hören dürfen, ohne immatriculirt zu ſein. Die Frankfurter Univerſität iſt vermöge eines in dieſen Tagen erſchienenen königl. Kabinetsbefehls nach Breslau verlegt, alſo ſo gut als aufgehoben.

Brentano und Arnim gefallen ſich ganz ausnehmend; doch iſt der erſtere hier von allen Seiten wohl bekannt. Arnim iſt der Stifter einer großen Eßgeſellſchaft, welche ſich die Chriſtlich-Deutſche nennt, und keine Juden, keine Franzoſen und keine Philiſter duldet. Ich habe neulich auch darin gegeſſen, und es geht recht Arnimiſch darin zu. Daß er ſich auf eine gar originelle Art verheirathet hat, wirſt Du bereits wiſſen. —

Ich wünſche Dir viel Heil und Segen zur Meſſe, und bin vergnügt, daß ich, wenn es Dir auf der Meſſe nicht gefällt, mir keine Vorwürfe machen darf, daran durch meine

Werke schuld zu sein. Adieu, und grüße mir nach der Zurückkunft Alles in Heidelberg. Stets der Deinige

Böckh."

Berlin, den 1. Mai 1811.

Aus Zimmer's Geburtsstadt, Homburg vor der Höhe, empfing er in diesem Jahre einen Brief seines Landgrafen, dem er eines seiner Verlagswerke zugesandt hatte:

„Es war mir eine angenehme Ueberraschung nach meiner Zurückkunft aus dem Bade, ein Schreiben vorzufinden, worin ich die guten und verbindlichen Gesinnungen eines lieben Homburgers erkenne, der in mehreren Rücksichten dem Vaterlande Ehre macht. Mein Dank mußte dadurch noch vermehrt werden, daß ein sehr schönes Geschenk beigepackt war, das nun meine Bücherſammlung ziert, sowie es dem geschmackvollen Herrn Verleger das Lob von ganz Deutschland versichern muß. Ich fürchte zu beleidigen, wenn ich mir eine Nota über die zwey empfangenen schönen Werke ausbitten wollte. Um so mehr, mache ich mir es zur Pflicht, mich zu einem angenehmen Gegendienst immer willig finden zu lassen. Ich wünsche ferneres Wohlergehen und bin aufrichtig Ihr

dienstwilliger Freund

Friedrich L. zu Hessen."

Homburg, den 24. August 1811.

Im October 1811 erhielt Zimmer einen Brief von Max Jacobi, der sich in dieser Zeit bei seinem Vater, dem Präsidenten Fr. H. Jacobi, in München aufhielt.

Mein innigst verehrter Freund!

„Da unser Briefwechsel schon seit so vielen Monaten, beinahe Jahren, eingeschlummert ist, so wird es Sie vielleicht befremden, meine Handschrift einmal wieder zu sehen. Mir

selbst ist es aber beinahe fremd geworden, meine Feder zu etwas anderem als zu Arbeiten des Bureaus anzusetzen, zumal seitdem sogar mein Briefwechsel mit Perthes, der einzige fortgesetzte, den ich habe, durch die Zeitumstände, die unsern Mittheilungen den größten Theil ihres Werthes raubten, so gut wie unterbrochen worden ist; denn nach einem achtmonatlichen Schweigen erhielt ich vorgestern das erste Schreiben von ihm. Ich leugne es nicht, die politischen Verhältnisse unseres Vaterlandes machen mich äußerst niedergeschlagen, und rauben mir, vielleicht mehr als sie es sollten, alle wahre Lebensfreudigkeit.

Ich besinne mich nicht, ob ich Ihnen schon schrieb, daß meine Frau am 10. Juni des vorigen Jahres von einem Mädchen entbunden ward, welches den Namen Clarissa führt. Das Kind hat uns ein volles Jahr lang große Sorge gemacht, seit vier Monaten ist es gesünder. Unsere übrigen Kinder sind wohl, und das älteste, Julia, macht mir, indem sich ihr Gemüth und Verstand entwickelt und mir mehr und tiefere Berührungspunkte mit ihr gibt, viel Freude. Meine Frau leidet häufig an Nervenbeschwerden und zählt wenig gesunde Tage. Ich habe deshalb mit ihr diesen Herbst wieder einen vierzehntägigen Ausflug in die Salzburger Berge gemacht, da die großen Naturgegenstände doch jetzt fast das Einzige sind, woran man sich erfreuen und erheben kann.

Von der bedrängten Lage der Wandsbecker Eltern werden Sie vielleicht gehört haben. Wandsbeck steht im Begriff vertauscht zu werden, und wenn dies geschieht, muß mein Schwiegervater, wenn er nicht seine Söhne als conscriptionspflichtig stellen will, sein Haus, welches von einem Werthe von dreißigtausend Mark, die ihm einmal dafür geboten wurden, auf einen Werth von sechstausend Mark herabgesunken ist, verlassen, und nach so langem Besitz in seinen

alten Tagen noch einen anderen Wohnort suchen. Dabei sieben unversorgte Kinder, von denen die drei jüngeren Söhne zur Fortsetzung ihrer angefangenen Studien einen großen Kostenaufwand erfordern. — Leben Sie wohl, lieber Freund, und lassen Sie uns etwas Bestimmteres darüber hören, wie Sie leben und wie es in Ihrer Familie aussieht. Wir gedenken Ihrer öfters bei unseren Wanderungen in die guten alten Zeiten und gedenken Ihrer gern."

Am 16. November 1811 schrieb ihm Fr. Perthes: „Herzlichen Glückwunsch für Sie und Ihre liebe Frau zu Ihrer kleinen Louise, von uns Allen! Gott erhalte sie Ihnen sammt Ihrem Konrad und Marie."

Sulpiz Boisserée, der im September 1808 zum erstenmal nach Heidelberg gekommen war, wo es ihm ganz besonders gut gefiel, zog am 31. März 1810 in Begleitung seines Bruders Melchior und seines Freundes Bertram mit ihrer Sammlung altdeutscher Gemälde in Heidelberg ein, was viele Besucher hinführte, mit denen auch Zimmer bekannt wurde, z. B. Legationsrath A. Kestner, der ihn nach zwanzig Jahren in Frankfurt wieder besuchte. Als Zimmer in diesem Jahre nach Leipzig zur Messe reiste, nahm er auf S. Boisserée's Wunsch sechs Zeichnungen seines Domwerks für Goethe nach Weimar mit, und nahm sie auf dem Rückweg wieder bei Goethe in Empfang.

Im Jahre 1812 kam es zwischen Savigny und Zimmer zu Unterhandlungen wegen seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter; Zimmer hatte ihm den Contract gesandt, worauf ihm Savigny schrieb:

„Ihren Brief nebst dem Contract, lieber Zimmer, habe ich noch auf der Reise erhalten, und ich eile zu antworten, sobald ich nur etwas wieder zu Athem gekommen. Es ist

nun von Ihrer Seite geschehen, was ich nur immer wünschen konnte, und ich würde Ihnen das Duplicat bereits ausgefertigt übersandt haben, wenn mir nicht seitdem noch bei genauerer Erwägung eine kleine Bedenklichkeit gekommen wäre, worüber ich um Ihre Meinung mit demselben Vertrauen bitten muß, womit ich Ihnen diese Mittheilung thue. Der Grund nämlich, warum ich mit Ihrer Handlung lieber als mit jeder andern contrahire, ist das große persönliche Zutrauen, das ich gegen Sie hege. Aus demselben Grunde aber wünschte ich auch das Verlagsrecht gänzlich auf Ihre Person beschränkt, und zwar so, daß es 1) auf keinen Fall an eine fremde Handlung veräußert werden kann; 2) daß es bei einer möglichen Trennung Ihrer Societät ausschließend Ihnen bleibt; 3) daß es unmittelbar auf mich zurückfällt, wenn Sie davon keinen Gebrauch mehr machen wollen oder können, indem Sie z. B. dem Buchhandel gänzlich entsagten ꝛc. Ich bitte Sie dieses zu erwägen und mir dafür irgend eine Redaction zum Behuf unseres Contracts vorzuschlagen, die Sie schicklich und zweckmäßig finden. Ihr Handlungsgenosse kann darin nichts Beleidigendes finden, indem mich dazu im geringsten kein Mißtrauen gegen ihn (wozu ich durchaus keine Veranlassung habe), sondern nur dasselbe vorzügliche Vertrauen zu Ihnen bestimmt, welches mich auch veranlaßt hat, mit keiner andern Handlung als der Ihrigen auch nur in Tractate zu treten. Ferner wünschte ich, was wohl keine Schwierigkeit haben wird, daß mein Verfasserrecht ausdrücklich auf mich und meine Erben gestellt würde. Rechnen Sie mir das Alles nicht als kleinliche Aengstlichkeit zu. Theils ist das Werk an sich von der Art, daß es mehr für die Dauer als für den Augenblick Interesse erregen möchte, und theils erzeugt sich in einer Reihe von Jahren, in welcher man mit Liebe ein solches Werk pflegt, ein fast persönlicher

Antheil daran, der andern Leuten faſt kindiſch oder eitel vorkommen möchte, worüber Sie aber gewiß billig zu urtheilen geneigt ſein werden.

Mit herzlicher Achtung der Ihrige

Savigny.

Berlin, den 16. October 1812.

In Zimmer's Leben bereitet ſich jetzt eine wichtige Wendung vor. Seitdem die Romantiker Heidelberg verlaſſen hatten, war auch der Kreis ſeines Umgangs wenigſtens zum Theil ein anderer geworden; es waren jetzt mehr die Theologen, die mit ihm verkehrten, Profeſſoren und Pfarrer der Umgegend, was auch ihn auf andere Intereſſen geführt haben mag.

Hören wir, wie er ſelbſt ſich ſpäter darüber ausſpricht:

„Mein äußeres Schickſal ſchien nun ganz fixirt zu ſein, ich fühlte mich wohl in meinem Hauſe, geehrt und glücklich in meinem Beruf, der über alle Erwartung ſchnell aufgeblüht und geſegnet war. Das Verhältniß mit meinem Collegen war ein ſo durchaus freies und freundſchaftliches, daß ich mich in meinem Wirken ganz unabhängig fühlte; ich war nach allen Seiten von lieben Freunden umgeben und genoß den Umgang der theuerſten, geachtetſten Männer der Univerſität. Es ſchien zu einem glücklichen Leben nichts zu fehlen. Gleichwohl fühlte ich mich innerlich keineswegs zufrieden. Ich kam allerdings bald in drückende äußere Sorgen, da die Mittel zu dem Betrieb unſeres Geſchäfts zu dieſem Geſchäft ſelbſt, das von Meſſe zu Meſſe ſich immer mehr ausdehnte, in keinem Verhältniß ſtand. Aber dieſe äußeren Sorgen waren es doch nicht allein, ja ſie waren es nicht vornehmlich, die mich nicht zur Zufriedenheit kommen ließen. Aber obgleich jene äußere Sorge nicht der Grund meiner Unzufriedenheit

war, so mußte sie doch das Mittel werden, diesen Grund mir offenbar werden zu lassen, indem Gott auf diesem Wege mich dem Berufe entgegen führte, für den er nach meiner festen Ueberzeugung von Anfang an mich bestimmt hatte.

„Ich habe früher berichtet*), daß ich bald nach meiner Confirmation, in meinem fünfzehnten Jahre, den Entschluß faßte, die lateinische Schule in Homburg zu besuchen, und wie ich auf eine merkwürdige Weise davon zurückgehalten wurde, was ich immer als einen Grund ansah, daß ich zuerst nicht ein Prediger des Evangeliums, sondern ein Buchhändler geworden bin. Ich habe es auch vollkommen erkannt, wie weise und gnädig mich Gott geführt, da Er diesen großen Umweg mich zum Ziel meiner Bestimmung machen ließ, und warum Er auch später, da ich namentlich während meines Aufenthaltes in Göttingen große Lust zum geistlichen Stand in mir spürte, die Ausführung eines solchen Gedankens nicht unterstützte.

„Ich hatte nun eine Pfarrerstochter geheirathet, ging mit Geistlichen um, die meisten meiner liebsten Freunde waren Pfarrer oder Professoren der Theologie. Doch wurde auf diesem Wege nie der Gedanke an eine Aenderung meines Berufes mir nahe gebracht. Dies geschah zum erstenmal, da ich im Januar des Jahres 1811 allein in einer Chaise nach Karlsruhe fuhr und Rohrbach passirte, wo mein Schwiegervater wohnte. Ich erinnere mich noch klar und deutlich, wie hier

*) In einer spätern Aufzeichnung theilt er mit, daß der Besuch der lateinischen Schule unterblieben sei, weil seine Geschwister ihn ausgelacht als er seinen Sonntagsrock deshalb angezogen hatte, er aber nicht geringer erscheinen wollte als die anderen, da nur die Waisenknaben im Kamisol die lateinische Schule besuchten. Er habe den Spott nicht ertragen können, habe die lateinische Grammatik auf die Erde geworfen, den Rock ausgezogen und sei nicht in die lateinische Schule gegangen.

der Gedanke mir zuerst in den Sinn kam, ein Pfarrer zu werden, und wie dieser Gedanke mich tief erfaßte und so ganz erfüllte, daß ich ihn nicht wieder los werden konnte. Das Geschäft nämlich, das mich jetzt nach Karlsruhe führte, war ein sehr unangenehmes, das mir die Last meines Buchhändlerberufes jetzt sehr fühlbar machte, da hingegen der Gedanke an das Pfarramt, welches mein Schwiegervater begleitete, mir wie ein freundlicher Stern erschien, der plötzlich meine Seele erfüllte, die Sorgen zerstreute und mich mit Lust und Freudigkeit erfüllte. In dieser Stimmung brachte ich mein Geschäft in Karlsruhe schnell zu Ende, und reiste, ohne einem Menschen etwas von dem zu sagen, was meine Seele in diesen Tagen so sehr bewegte, schnell nach Heidelberg zurück. Auch dort entdeckte ich mich Niemand, selbst meiner lieben Frau im Anfang nicht. Aber alsbald that ich den ersten Schritt zur Ausführung des Gedankens, der hinfort all meinem Thun zu Grunde lag. Ich bat meinen Freund Gruner, den ich von Göttingen her kannte, und der, nachdem er seine Stelle als Oberlehrer an der Musterschule in Frankfurt aufgegeben hatte, sich in Heidelberg aufhielt, mir im Lateinischen Unterricht zu ertheilen. So nahm ich die Grammatik wieder vom Boden auf, die ich im Sommer 1791 auf den Boden geworfen hatte.

„Was zu dem Entschlusse, den ich so plötzlich gefaßt, mitgewirkt hatte, war der Umstand, daß mein Associé Mohr sein Geschäft in Frankfurt jetzt aufgab und nach Heidelberg zog, wo ich fünf Jahre lang allein stand, und so jetzt die Möglichkeit für mich vorhanden war, noch an etwas anderes als an das Buchhändlergeschäft zu denken, was mir vorher gar nicht in den Sinn kommen konnte. Doch war ich vorerst noch ganz von dem Buchhandel in Anspruch genommen und mußte namentlich die nächste Leipziger Oster-Messe noch

allein beſuchen. Nach der Meſſe 1811 ſetzte ich aber nicht allein den Unterricht im Lateiniſchen mit Eifer fort, ſondern ich begann auch das Hebräiſche, ebenfalls bei Gruner. Bei Profeſſor Kayſer nahm ich nun auch griechiſchen Unterricht, der mir in der Folge auch den Lateiniſchen Unterricht gab."

So war nun Zimmer in voller Thätigkeit, um ſich zum Studium der Theologie vorzubereiten. Alsbald fing er auch an, Vorleſungen an der Univerſität zu hören, zunächſt ein lateiniſches Stiliſticum bei Creuzer, dann Dogmatik und Dogmengeſchichte bei Daub, Exegeſe bei Schwarz, Wilken, Lewald u. A. Moral und Paſtoraltheologie hat er nicht gehört.

In dieſer Zeit erhielt er einen Brief von ſeinem Freunde de Wette, der 1810 nach Berlin berufen worden war. Wir wollen den Leſer zuerſt mit dieſem Mann bekannt machen, ehe wir ſeine Briefe mittheilen.

Wilhelm Martin Leberecht de Wette iſt den 12. Januar 1780 zu Ulla bei Weimar geboren, als älterer Sohn des dortigen Pfarrers Joh. Auguſtin de Wette und deſſen Frau Margarethe Dorothea Chriſtiane, geb. Schneider. De Wette's Jugend fiel zuſammen mit der Blüthezeit der deutſchen Literatur, die gerade in ſeinem Heimathlande durch die großen perſönlichen Erſcheinungen eines Wieland, Herder, Goethe, Schiller ihre großartige Vertretung fand. Nachdem er die lateiniſche Schule zu Buttſtädt beſucht, kam er auf das Gymnaſium nach Weimar, wo Böttiger als Rector, und Herder als Ephorus ſeine Studien leiteten. Das Bild Herder's muß ſich der Seele des Jünglings tief eingeprägt haben, denn noch im Jahre 1844 ſchreibt er: „Noch ſteht mir lebhaft vor der Seele, wie ich mit jugendlicher Verehrung zu der gleich ehrwürdigen und anmuthvollen Geſtalt Herder's hinanſchaute, ſeiner wohltönenden Stimme, ſeinen ſalbungs-

vollen Worten lauſchte, wenn er die öffentliche Prüfung des Gymnaſiums eröffnete; wie ich ſein Urtheil über den eingereichten Aufſatz mit Herzklopfen vernahm; wie ich bei der Prüfung der Alumnen in ſeinem Hauſe vor ihm ſchüchtern aus dem Horaz überſetzte, bald aber durch den warmen Antheil, den er an dem Geleſenen und Ueberſetzten nahm, und durch die Art, wie er bemerkend und fragend in den Geiſt des Lieblingsdichters eindrang, ermuntert, meine Furcht und mich ſelbſt vergaß, und jedes ſeiner dabei geſprochenen Worte haftet noch in meiner Seele. — Noch ſehe ich ihn auf der Kanzel ſtehen, ruhig und unbeweglich, die Hände über einander gelegt, und höre ihn mit einer nur ihm eigenen, monotonen aber würde- und anmuthvollen, tief ergreifenden Declamation das Gebet des Herrn auslegen und ſo auslegen, daß er den Sinn desſelben zugleich tief aufſchloß und klar darlegte!" Seine theologiſchen Studien begann de Wette auf der Landesuniverſität Jena, die er 1799 bezog. Er verdankte hier Griesbach, dem Kritiker und Herausgeber des Neuen Teſtaments, die meiſte Anregung und ſpätere Einführung in das theologiſche Lehramt. Im Jahre 1807 wurde de Wette Profeſſor zu Jena, 1809 zu Heidelberg, 1810—19 in Berlin. Nach ſeiner Entlaſſung von dort hielt er ſich in Weimar auf, wo er die Briefſammlung Luther's vorbereitete, wurde 1822 nach Baſel berufen, und ſtarb dort am 16. Juni 1849.

In Heidelberg hat de Wette, im Verlag von Mohr und Zimmer, eines ſeiner bedeutendſten Werke herausgegeben, ſeine Bibelüberſetzung, zuerſt 1809 und 1814 in Gemeinſchaft mit Auguſti, ſpäter in zwei weiteren Auflagen allein. „Es war de Wette's Beſtreben, eine womöglich wörtliche, genau an den Ausdruck des Originals ſich anſchließende Ueberſetzung zu geben, und dieſen Zweck hat er in möglichſter Vollkommenheit erreicht. Die Lutheriſche Ueberſetzung ſollte durch ſeine

Arbeit nicht verdrängt, sie sollte ergänzt, beleuchtet und berichtigt werden. — Theologie Studirende sollten dadurch angeregt werden zu genauer Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original, Predigern, die ihr Hebräisch versäumt oder wieder vergessen, sollte sie eine Nachhülfe gewähren, und Laien so gut als möglich den Mangel des Originals ersetzen."

In den Jahren 1825—28 gab er sein anderes Hauptwerk heraus: „Dr. Martin Luther's Briefe, Sendschreiben und Bedenken" in fünf Bänden, und 1836—48: „Kurzgefaßtes exegetisches Handbuch zum Neuen Testament." Die übrigen seiner Schriften lassen wir hier unberührt, da deren Aufzählung uns zu weit führen würde.

De Wette war ein Freund der edlen Geselligkeit. In hohem Grade gastfreundlich, hat er durch Feste, die er Fremden bereitete, sein Haus zum geselligen Mittelpunkte der Universität gemacht. Friedfertigkeit und Pflichttreue waren schöne Züge im Wesen dieses Theologen. Er war Rector Magnificus der Baseler Universität in den Jahren 1823, 1829, 1834 und 1849.

Als sein Glaubensbekenntniß kann man die Worte ansehen, welche sich im Vorwort zur „Erklärung der Offenbarung Johannes" vom 20. Juni 1849 befinden: „Ich weiß, daß in keinem andern Heil ist als im Namen Jesu Christi, des Gekreuzigten, und daß es für die Menschheit nichts Höheres gibt als die in Ihm verwirklichte Gottmenschheit und das von Ihm gepflanzte Reich Gottes, eine Idee und Aufgabe, welche noch immer nicht recht erkannt und in's Leben eingeführt ist, auch von denen nicht, welche sonst mit Recht für die eifrigsten und wärmsten Christen gelten. Wäre Christus in der That und Wahrheit unser Leben, wie wäre ein solcher Abfall von Ihm möglich? Die, in denen Er lebte, würden durch ihr ganzes Leben in Wort, Schrift und That so mächtig für Ihn zeugen, daß der Unglaube verstummen müßte. Das

Christenthum muß Leben und That werden. Wie lange wird es aber währen, bis man dahin aus dem unfruchtbaren engen Kreise des abstrakten Verstandes und weichlichen Gemüthes den Weg findet? Mehr als sieben und abermals sieben Plagen werden uns lehren müssen, wo das wahre Heil zu suchen ist."

Lieber Freund!

„Hier sieht es ganz kriegerisch aus, alle inländischen Studenten gehen zur Armee, und es bleiben nur einige Krüppel und Ausländer. Der Patriotismus regt sich mächtig und ergreift selbst die Juden, welche sowohl sich selbst stellen, als Geld geben. Es kommt ein imposantes Heer auf die Beine. Hunderttausend reguläre Truppen sind schon marschfertig. Das York'sche Chor soll 30,000 Mann stark geworden sein, 10,000 Mann unter Bülow stehen in Pommern und 60,000 Mann in Schlesien. Der Freiwilligen muß eine große Zahl werden und welche muthige gebildete Jünglinge kommen dadurch in's Heer! Die Russen stehen einerseits bei Cüstrin und sind über die Oberweichsel unter Tschitschagof gegangen und haben das französische Hauptquartier nach Frankfurt a. d. Oder getrieben. Vierzigtausend Mann Schweden sind zum Einschiffen fertig. Welche furchtbare Bewegungen. Uebrigens benehmen sich die Russen musterhaft und bezahlen Alles baar. Selbst in Warschau ist Alles in der größten Ordnung zugegangen, und man sagt, die Polen gingen mit gegen die Franzosen, zumal da ihnen die Russen die Wahl eines Königs zugestanden haben. Die Oesterreicher und Russen haben sich in Warschau gegenseitig stativt. Gott gebe, daß sich Alles gut auflöst. Neander mag eilen, hierher zu kommen, da er endlich ganz unerwartet zugesagt hat. Lebewohl! Dein de Wette.

Berlin, den 16. Februar 1813.

Lieber Zimmer!

„Deinen Brief und das Uebrige habe ich durch Neander erhalten. — Zu erzählen hätte ich eigentlich viel, wenn nur der Raum es erlaubte, wo soll ich aber anfangen und wo schließen? Am interessantesten wäre wohl ein kleines Gemälde von meiner kriegerischen Betriebsamkeit, wie wir Alle bei Landwehr und Landsturm beschäftigt sind, der Eine ist Hauptmann oder Lieutenant, der Andere „Schutzdeputirter", der Dritte sitzt im „Ausschuß zur Bildung der Landwehr und des Landsturms." Wie regt sich Alles so lebendig, wie ist der Krieg so ganz Sache des Volkes! Berlin ist verschanzt, so wie jedes Dorf in der Mark. Jeder Fußbreit wird vertheidigt, und Jeder ficht für seinen Herd. In Schlesien war das Alles noch nicht eingerichtet durch die Schlaffheit des Gouverneurs; von diesem Land dürft ihr nicht auf unseres schließen. Unsere Universität ist fast ganz aufgelöst. Ich habe sechs Zuhörer für ein Collegium. Mein Lieblingsschüler ist bei Bautzen gefallen; ich habe in ihm viel verloren. Unsere Freiwilligen fechten wie die Helden. Der König kann mit seiner Stiftung zufrieden sein. Durch die Universität wollte er ja auf den Geist der Nation wirken. Ihr Philister sitzt dort bei eurem Schoppen Wein ruhig, und kannegießert. Wohl mir, daß ich nicht das bloße Zusehen habe. Lebe wohl.

Berlin, den 22. Juni 1813. Dein de Wette.

Lieber Zimmer!

„Seid Ihr vor Freuden oder vor Furcht stumm? Noch keine Zeile habe ich aus Heidelberg erhalten, und es ist an euch, mir jetzt zu schreiben, wie es euch geht. Schreib' nur einmal einen recht ausführlichen Brief, nimm einen Nichtposttag dazu, damit Du nicht in den kurzen kaufmännischen Ton verfällst, statte mir eine ordentliche Geschichtserzählung

ab. Bei uns ist Alles ruhig, wir sehen nur Recruten und Reconvalescenten. Daher kann ich Dir auch weiter nichts melden, als das Wohlbefinden von uns Allen. Was die vorigen Tage betrifft, so war uns besser nach Aufkündigung des Waffenstillstandes als während desselben zu Muthe. Wir hatten großes Zutrauen zu unserer Nordarmee, das uns auch nicht getäuscht hat. Anfangs, als die Vorposten sich zurückzogen, schien es schlecht zu gehen, es waren stürmische, regnerische Tage — man hörte den Donner des Geschützes deutlich, sah das Feuer der brennenden Dörfer, doch war keine Bestürzung zu merken, nicht so wie am 9. Mai und den folgenden Tagen. Ich habe Dir in dieser Zeit geschrieben. —

Wie steht es nun mit der Uebersetzung des Neuen Testaments? Wird sie endlich vom Stapel laufen? Ich bestehe darauf, diesen Winter muß sie fertig werden, und wenn Augusti nichts liefert, so will ich das Uebrige arbeiten. Ich bitte Dich, ihn anzutreiben. Da die Zeiten so schlecht sind, so will ich den Luxus der Jahrbücher einstellen, Du brauchst mir also kein Exemplar mehr zu überschicken. Ich weiß nicht, ob Wilken noch von mir Recensionen erwartet, ich bin noch den Rest der Eichhorn'schen Einleitung ins Neue Testament schuldig, soll ich ihn liefern, oder hat ihn ein Anderer übernommen? Wie wird es jetzt mit eurer Universität werden, werdet ihr noch Studenten behalten? Freilich, wenn sie so gesinnt sind, wie das Karlsruher Manifest, so werden sie fein hübsch hinter den Büchern bleiben. Ueber das Alles schreibe mir recht ausführlich, ich bitte Dich. Grüße Fries, Voß, und erinnere sie, mir zu schreiben, ferner Thibaut, Martin, auch vor Allem Wilken. Leb' wohl!

Berlin, den 12. December 1813. Dein de Wette.

Im November desſelben Jahres erhielt Zimmer auch von Marheineke, der 1811 Heidelberg, in Folge ſeiner Berufung nach Berlin, verlaſſen hatte, einen Brief. Wir machen den Leſer vorher auch mit dieſem Freunde Zimmer's näher bekannt.

Philipp Conrad Marheineke, geboren den 1. Mai 1780 in Hildesheim, geſtorben den 31. Mai 1846 in Berlin. Sohn eines Gaſtwirths und Senators, beſuchte er das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und bezog 1798 die Univerſität Göttingen zum Studium der Philoſophie und Theologie. Nach Beendigung ſeiner Studien bekleidete er eine Hauslehrerſtelle in Mecklenburg und promovirte 1803 in Erlangen zum Doctor der Philoſophie. Im Jahre 1804 wurde er Repetent an der Univerſität Göttingen, 1805 Profeſſor und Univerſitätsprediger in Erlangen und 1807 in Heidelberg, wo auch im Verlag von Mohr & Zimmer im Jahre 1810 ſein „Syſtem des Katholicismus" erſchienen iſt; „ein Werk, das durch ſeine gründliche und objective Darſtellung des katholiſchen Lehrſyſtems von grundlegender Bedeutung für die Wiſſenſchaft der Symbolik geworden iſt." Im Frühjahre 1811 folgte er, von der Heidelberger Univerſität zum Doctor theol. creirt, einem Ruf nach Berlin, wo er fünfunddreißig Jahre an der Univerſität lehrte. Dort erſchien ſeine „Geſchichte der deutſchen Reformation" im Jahre 1816, vermehrt 1831—35. Später wandte er ſich mehr der Dogmatik zu, die er in dreifacher Geſtalt bearbeitet hat. Er glaubte in der Hegel'ſchen Philoſophie dasjenige philoſophiſche Syſtem gefunden zu haben, welches die Wahrheit aller vorangegangenen Syſteme in ſich aufgehoben und aufbewahrt habe, und welches darum auch das beſte Mittel biete zum wahren Verſtändniß des Chriſtenthums, zur richtigen Beſtimmung des Verhältniſſes von Glauben und Wiſſen, wie von Kirche und Staat." (Allg. deutſche Biographie.)

Martenſen, der ihn im Jahre 1836 in Berlin kennen lernte, ſchreibt: „Marheineke hatte in ſeinem Aeußern etwas Prieſterliches oder Prälatenhaftes, das mit einer gewiſſen Grandezza verbunden war. Er machte nicht den Eindruck der Genialität, aber der Gediegenheit und Gründlichkeit. Alle kirchlichen Handlungen verrichtete er mit beſonderer Würde. Seine Predigten hatten einen ſoliden Inhalt, entbehrten aber des Feſſelnden und des Erwärmenden. Seine Vorleſungen über „Symbolik" waren außerordentlich intereſſant und lehrreich."

Marheineke ſchrieb an Zimmer:

„Endlich, endlich kann man friſch und wohlgemuth wieder aufathmen, theuerſter Freund. Wir haben nun den Krieg von uns weg in Ihre Nähe geſchickt. Gehe es Ihnen nur ſo gut dabei als uns. Wir haben, Gott ſei es gedankt, über aller Bewegung und Ereigniſſen, zum Theil in unſerer Nähe, doch keinen Franzoſen hier geſehen, außer Gefangene in großer Zahl. Am nächſten waren ſie bei Großbeeren, drei Stunden von hier, wo ſie der Kronprinz ſo trefflich ſchlug, und nachher bei Dennewitz, wo er ſie noch tüchtiger ſchlug. Ich hoffe, Sie werden unſerem König und Volke Gerechtigkeit widerfahren laſſen; er war der Erſte, der das Signal gab und hatte Alles, Alles zu verlieren. Aber den Jubel hätten Sie ſehen ſollen, als er vor acht Tagen am Siegesdankfeſt hier war! Georg Reimer iſt, wie Sie wiſſen werden, von Anfang mit im Felde geweſen, als Lieutenant zuerſt und jetzt als Hauptmann bei der Landwehr, er war in dem Gefecht bei Hagelberg mit, ſeitdem immer vor Magdeburg und ſteht jetzt vor Torgau. Sieveking iſt mit Gries eine Zeitlang hier geweſen, als Deputirte der freien Stadt Hamburg bei dem Kronprinzen. Perthes, Major der Hamburger Bürgergarde, ſteht noch in Wismar. Man erwartet täglich den Abzug des Davouſt aus Hamburg; der Kronprinz

zieht sich aus Hannover, wo er jetzt steht, hinunter. Kurz, es will mit Gewalt eine andere Welt werden. Der hier als Gefangener sich aufhaltende König von Sachsen war gestern auf der Bibliothek und ist heute auf der Universität. Hitzig war vor einigen Tagen in Leipzig.

Mein Buch*) ist auch vor einigen Tagen fertig geworden. Es wäre wohl gut, wenn Sie jetzt Herrn Winzer in der Realschulbuchhandlung Aufträge gäben, was damit anzufangen ist. Sie werden mit der Ausrichtung des Auftrags in Ansehung des Satzes und Papiers zufrieden sein. Von den Exemplaren auf Schreibpapier bitte ich folgenden Herren nur zu senden: Daub, Creuzer, Schwarz, Reizenstein, denen Sie mich zugleich sämmtlich von Herzen empfehlen; sodann nach Hanau an Herrn Superintendent Vulpius und Herrn Priester Schulze. Auf den Sommer kommt meine Frau nach Hanau und ich werde dann auch im Sommer kommen; dann will ich, so Gott will, auch Heidelberg besuchen, und alle meine theuren Freunde persönlich und von Herzen begrüßen. Mit der Universität geht's natürlich lahm, doch lesen wir fast Alle, nur sind jetzt die Gehalte reducirt, die unregelmäßig eingehen; aber davon gibt Jeder noch freiwillig und mit Freuden zu der allgemeinen Sache selbst das Letzte. Arnim schreibt jetzt den Correspondenten für Niebuhr, der noch immer im diplomatischen Hauptquartier ist.

Leben Sie wohl und grüßen Sie alle unsere Freunde.

Ihr Dr. Marheineke.

Berlin, am 4. November 1813.

---

*) Der dritte Band vom „System des Katholicismus."

Am 15. December 1813 schrieb ihm Perthes aus Frankfurt a. M.: „Wie gerne, so nahe, hätte ich Sie, liebster Zimmer, gesehen, umarmt — aber jetzt nicht, es darf nicht sein. Mich treibt ein großer Geist und macht im Unglück mir Alles gelingen. Senator Smidt aus Bremen bringt Ihnen diesen Zettel, er kann Ihnen von mir Alles erzählen, was Sie wissen wollen. Morgen reise ich nach dem Norden; ist meine Caroline noch nicht diesseits, so will ich sie mir wieder erobern. Meine geliebte Legion geht mit mir und thut dies, wenn sie soll. Daß mein Weber todt ist, wissen Sie. Auch Besser's Bruder, Fritz, ist Opfer für's Vaterland. Caroline muß entbunden sein — sie ist mir erhalten — das Gegentheil müßte ich wissen. Gott mit Ihrem Fr. Perthes."

Am 10. April, Ostermorgen, 1814, schrieb ihm Perthes aus Kiel: „Heute ist auch für mich, lieber alter Freund! ein Auferstehungsfest. Ich lag hier seit sieben Wochen fest an einem Beinbruch, den ich bei Altona zwischen den Vorposten durch einen Sturz vom Wagen erlitt. — Gottlob mit graden Gliedern, doch noch an der Krücke, kann ich gehen. In acht Tagen denke ich wieder von Altona wegzugehen. Das Hauptquartier der Belagerungs-Armee ist noch immer in Pinneberg, meine Familie habe ich in Blankenese eingemiethet. Sie wissen, lieber Zimmer, ich war in Frankfurt a. M., wie gerne hätte ich Sie besucht, es war aber nicht möglich. Von dort hatte ich zum Gang der preußischen Sache schon volles Zutrauen, denn ich sah, daß Geist und Charakter und guter Wille oberherrschend war. Sehr entfernt bin ich, nun, nachdem das Reich der Sünde und Lüge zertrümmert ist, zu erwarten, es käme das Reich des Friedens in seiner Reinheit zurück — das darf der sünd- und mangelhafte Mensch nicht erwarten — aber es wird uns doch eine schöne Zeit kommen. Die Revolution und ihre Folge war eine Zeit, wo Erde und

Hölle laut thätig war — und der Himmel schwieg — nun hat dieser gesprochen, und er wird sein ewiges Wort wahr machen. Gottes Kraft wird immer klarer erscheinen, und Recht und Frömmigkeit werden wieder Palast und Hütte und Tempel zieren. —

Bei meiner Zuhausekunft fand ich meine Familie gesund und um einen Knaben vermehrt. Seitdem habe ich aber nichts als Leiden und Elend gesehen und erlebt! Den grenzenlosen Jammer in und um Hamburg — die Noth von fünfzigtausend Vertriebenen, ohne Obdach, Brod, Kleidung in solchem Winter, mein eignes Leiden, da ich bei meiner Rückkehr das blühendste meiner Kinder, meinen herrlichen Bernhard, im Sarg fand! Schreck und Schmerz machten mich auf der Stelle krank, und doch mußte ich mich wieder von den Meinen trennen; darauf wurde ich krank in einem russischen Hospital, und endlich der Beinbruch. — Doch Gottlob! Mein Herz hält und der Kopf bleibt oben. Caroline ist heldenmüthig und grüßt Sie mit alter Freundschaft.

Sobald Hamburg wieder frei ist, werde ich an Aufrichtung meiner Handlung arbeiten. Ich habe manche Aufforderung, mich andern Geschäften zu widmen, und fast ist meine Neigung dafür, und für meine Familie wäre dadurch gesorgt — doch darf ich mir's nicht erlauben, da ich in Verwickelungen bin, die ich durchaus ordnen will; ich sehe auch, wenn's erträglich noch abgeht, daß ich zwanzigtausend Thaler mehr schuldig bin, als ich habe, was Sie nicht verwundern wird, da durch die vielerlei Catastrophen dieser Gegenden mir so unendlich viel Verluste erwuchsen, mein Eigenthum und Lager ꝛc. confiscirt, zerstreut und verliedert wurde. Ich fühle aber Kräfte in mir, Alles gut zu machen, und der Rest meiner Tage soll diesem Zweck geweihet sein.

Beſſer geht künftige Woche auf mehrere Monate nach England; haben Sie oder Ihre Handlung Aufträge? Leben Sie wohl! Grüßen Sie Ihre liebe Frau.

Ihr treuer Fr. Perthes.

Adr. Poſtmeiſter Stoecker in Blankeneſe bei Buxtehude.

Am 25. Mai 1814 ſchrieb Perthes aus Blankeneſe:

„Gott gebe Ihnen Glück zur Abſpinnung Ihrer bisherigen Laufbahn und Anknüpfung der neuen. Gerne wüßte ich von Ihnen, wie Ihre Anſichten, Ueberzeugungen und Vorſätze ſich für den Beruf eines Religionslehrers geſtaltet haben. — Werden Sie dem Freund nicht ganz fremd und theilen Sie ihm etwas mit. — Die Meinigen ſind wohl und grüßen Sie alle herzlich. Gott ſtärke Sie!" Ihr treuer Fr. Perthes.

Am 12. Juli 1814 ſchrieb ihm Savigny aus Berlin:

Ihre Briefe, lieber Zimmer, nebſt den Papierproben, habe ich richtig erhalten.

Vor kurzem hörte ich, Sie hätten den Buchhandel völlig aufgegeben und eine Pfarrei angetreten. Daß dieſes wenigſtens bis jetzt noch nicht geſchehen iſt, ſehe ich aus Ihren Briefen. Aber bei Gelegenheit ſagen Sie mir wohl einmal, was an der Sache iſt.

Ich grüße Sie aufrichtig. Ganz der Ihrige Savigny.

Wir fügen hier noch bei, daß Mohr und Zimmer im Jahre 1814 einen langjährigen Gehülfen, Bethmann, als Freiwilligen zum Eintritt in die Armee ausrüſteten. Derſelbe wurde ſpäter Quäſtor an der Univerſität.

Wir fahren nun in Zimmer's Leben weiter fort. Im Sommer 1814 ſchloß er ſeinen akademiſchen Curſus, nachdem er drei Jahre unter furchtbarer Anſtrengung, bei Tag und Nacht, gearbeitet hatte. Er meldete ſich nun in Karls-

ruhe zum Examen und sandte zugleich eine von ihm verfaßte Schrift ein: „Die Bestimmung des evangelischen Geistlichen." 1. Timoth. 3, 1. Heidelberg, 1815 bei Mohr & Zimmer, (ohne seinen Namen als Verfasser). Dieses Büchlein wurde ungemein günstig aufgenommen und durch einen Beschluß des Oberkirchenraths der evangelischen Geistlichkeit des Landes empfohlen. Sein Examen wurde ihm sehr erleichtert, indem ihm die mündliche Prüfung in Karlsruhe ganz erlassen wurde, und er nur die ihm vorgelegten Fragen schriftlich vor dem Kirchenrath Wolf in Heidelberg zu beantworten hatte.

Zimmer wurde nun nicht nur unter die Candidaten der lutherischen Kirche aufgenommen, sondern ihm zugleich die Verwaltung des lutherischen Pfarramts in Schriesheim an der Bergstraße übertragen, das er schon vom Januar 1815 an zu versehen hatte. Die ersten Monate geschah dieses noch von Heidelberg aus: in der Woche arbeitete er in der Buchhandlung, und Sonntagsfrüh ging er nach Schriesheim, um der Gemeinde zu predigen.

„Es waren dieses selige Monate für mich", schreibt er später. Auf Palmsonntag wurde er ordinirt und der Gemeinde als ihr Pfarrer vorgestellt. Seine Antrittspredigt hielt er über die Bibelstelle 1. Timotheus 3, 1: „So jemand ein Bischofsamt begehrt, der begehrt ein köstlich Werk."

Im April zog Zimmer mit seiner Frau und seinen drei Kindern, wovon das älteste sechs und ein halbes Jahr, das jüngste drei und ein halbes Jahr alt war, nach Schriesheim.

„Daß mir dieser große Wechsel meines Lebens äußerlich möglich war", schreibt er später, „geschah dadurch, daß mein Associé Mohr auf meinen Vorschlag einging, meinen Jugendfreund Winter aus Heilbronn, der damals ohne Geschäft war, als Compagnon in das Geschäft aufzunehmen. Ich dachte dadurch meinem lieben Mohr nicht nur einen tüchtigen

kaufmännischen Arbeiter, sondern auch wieder einen Freund an meiner Stelle zu verschaffen. Leider ist das Letztere nicht gelungen. Der gute Mohr, mit dem ich immer in inniger Harmonie gelebt hatte, traf es leider nicht gut. Nach wenigen Jahren mußte das Band zwischen ihm und Winter wieder gelöst werden. —

Die Buchhandlung, die wir im Frühjahr 1805 gegründet hatten, war in der kurzen Zeit unserer Verbindung sehr schön aufgeblüht. Es war jedoch die ganze Zeit eine Kriegs-Zeit gewesen, denn sie begann mit dem großen österreichischen Krieg und endete erst mit dem Frieden von Paris. Während dieser ganzen Zeit war der Buchhandel auf's äußerste gedrückt; denn für jedes Buch, das man nach Speyer oder Worms 2c. von Heidelberg schicken wollte, mußte erst von Paris die Erlaubniß eingeholt werden. Diese Verhältnisse schränkten den Weg des Geschäfts sehr ein. Doch bald nach meinem Austritt wurde es besser. Und Gott hat dem lieben Mohr seinen früheren Verlust reichlich wieder ersetzt."

So begann nun Zimmer den neuen Lebensberuf, zu dem seine seitherige buchhändlerische Thätigkeit jetzt nur als eine Vorbereitung erscheint.

„Die äußeren Verhältnisse in meiner neuen Lage waren natürlich nicht brillant", schreibt er später; „aber darum hatte ich sie ja auch nicht erwählt. Die Besoldung betrug nicht viel über dreihundert Gulden, die Accidentien etwa fünfzig Gulden. Dazu hatte ich freie Wohnung in dem ärmlichen Häuschen, und das nöthige Holz. Doch fehlte es mir und den Meinigen nicht an irgend einem Gut, so lange ich in Schriesheim war; denn da es allgemein anerkannt war, daß der dortige lutherische Pfarrer von seiner geringen Besoldung nicht leben könne, so wurde er auf alle Weise unter-

ſtützt von wohlhabenderen Gemeindegliedern, deren beſonders die Müller waren, die es uns nie an Mehl, Butter und Eiern fehlen ließen."

Außer Zimmer waren noch zwei Pfarrer in Schriesheim, ein reformirter und ein katholiſcher. Es beſtand ein collegiales, freundliches Verhältniß zwiſchen ihnen. Sie hatten im Sommer einen gemeinſchaftlichen Abend-Spaziergang eingeführt, an dem Tage, an welchem Zimmer die Betſtunde in der lutheriſchen Kirche zu halten hatte. Dieſe Betſtunde beſuchte der reformirte Pfarrer in der Regel; der katholiſche Pfarrer holte dann ſeine beiden Collegen an der Kirche ab. Dauerte die Betſtunde etwas länger, dann trat der katholiſche Pfarrer in die Kirche und nahm auf einer der letzten Bänke Platz, bis die Collegen zum Mitgehen bereit waren.

Dieſer idylliſche Anfang ſeines Lebens als Pfarrer iſt eigentlich noch ein Stück Romantik; auch die ſchöne Lage des Ortes an der Bergſtraße mit der alten Burg erinnerte in der That an Heidelberg.

„In der Führung meines Amtes ging es mir gut. Früher gehörten zur Pfarrei auch mehrere Dörfer im Odenwald, die aber mit meinem Amtsantritt davon getrennt wurden. Ich hatte nur eine Kirche zu verſehen, in der ich Sonntagmorgens zu predigen und Nachmittags Kinderlehre oder Betſtunde zu halten hatte. Zu allen Zeiten habe ich mich ſchriftlich auf meine Predigt vorbereitet. Die Kirche wurde fleißig beſucht, und unter meinen Pfarrkindern waren manche empfängliche Seelen. Im Aeußerlichen ſchenkte mir Gott in der kurzen Zeit meines Dortſeins viel Gelegenheit etwas zu thun. Das Schulhaus der Gemeinde war ganz verfallen, und ich mußte zuerſt die Schule im Pfarrhaus halten. Da griff ich alſobald das Werk an und forderte zu Beiträgen auf in meiner Gemeinde und außerhalb derſelben.

Das nöthige Bauholz gab man aus dem Gemeindewald. Auch erhielt ich vom Großherzog einen Beitrag."

Nach der Siegesnachricht von der Schlacht bei Belle-Alliance hielt er ein Dankfest und ließ seine Predigt zum Besten des Schulbaues drucken. Sie erschien noch mit der Firma: „Mohr und Zimmer." Sein Zweck wurde vollkommen erreicht. Das Schulhaus wurde fertig, er konnte es einweihen und Quittungen aller Rechnungen der Gemeinde übergeben.

de Wette schrieb ihm aus Berlin am 28. April 1815: „Mein lieber Zimmer! Habe Dank für Dein schönes Büchlein. Ich darf Dir gar nicht sagen, wie sehr es mir gefallen hat, ich würde sonst meine Würde als Professor und Doctor der Theologie gegen einen bloßen Cand. theol. und gewesenen Buchhändler vergeben. Wir sind Brüder im Geist und in Christo! — Ich meine, ich müßt' das Büchlein geschrieben haben, oder Du hättest mir die Gedanken gestohlen aus meinem neuesten Buch, das noch im Manuscript bei mir liegt. Soll ich Dir sagen, was mir vorzüglich gefallen hat?" Die klare historische Ansicht darin. Ich bin der Meinung, daß wer diese nicht hat, in der Theologie im Finstern tappt. Dies will ich besonders in meinen Erläuterungen zur Dogmatik ausführen. Und dann die Reinheit und Klarheit überhaupt. Kein Mysticismus und doch auch keine kalte Kritik. Du hast gezeigt, und mit der That, was ich eigentlich mit meiner Dogmatik will. Hast Du diese Ideen von Daub, dann begrüße ich ihn als Bruder; aber wie käme er zu dieser Klarheit und vornehmlich zu diesem historischen Blick.

Leb' wohl, mein lieber Freund, und nun theologischer Mitbruder! Dein de Wette."

Am 5. September 1815 schrieb de Wette, dem Zimmer Exemplare seiner Siegespredigt zur Verbreitung in Berlin gesandt hatte, und der nun Zimmer das Resultat mittheilte.

„Zu Deiner angenehmen Stelle an der Bergstraße wünsche ich Dir Glück. Ich möchte jetzt ein paar Tage dort in eurer Gegend zubringen! Leb' wohl.

Dein Freund de Wette."

Auch von Marheineke erhielt Zimmer jetzt wieder einen Brief:

„Zuerst meinen innigsten Glückwunsch, theuerster Freund, zu dem veränderten Leben, in welches Sie übergegangen sind, und wovon mir Ihre schöne Predigt die erste Kunde gab. Ich kann Ihnen aufrichtig bezeugen, daß sie mich lebhaft und erbaulich angesprochen hat. Das Nämliche gilt bei mir von der kleinen früheren Schrift über die Bestimmung des Geistlichen; denn wer konnte daran zweifeln, daß sie von Ihnen war — mir war dies gleich von Anfang an ausgemacht. Auch dafür meinen besten Dank.

Jetzt möchte ich nun gern mit Ihnen conferiren über die Fortsetzung meiner Symbolik. Sie wissen, daß wir nicht weiter, als bis zur Vollendung des katholischen Systems uns an einander gebunden haben, dennoch wünschte ich bei Ihnen die Fortsetzung, welche das protestantische System enthalten soll, herauszugeben, besonders aus dem Grunde, weil es ja Fortsetzung ist und zu einem und dem nämlichen Werke gehört.

Ich bin hier zwar in mancherlei Verbindungen, in denen ich es bequemer und vortheilhafter haben könnte. Aber diese Rücksichten nehme ich nicht, wenn Sie nur überhaupt darauf denken wollen, mir das Honorar um etwas zu erhöhen. Ich hoffe, das Buch, woran ich nun schon seit zwei Jahren viel gesammelt und gearbeitet, doch erst auf das Jahr 1817 zu liefern, wo wir das dritte Jubiläum der Reformation zu feiern haben. Zum Jubelfest der Augsburgischen Confession

ſchrieb Salig ſeine Geſchichte derſelben. Lebhafter als vielleicht ſonſt, wird ſich hoffentlich dann das Publicum für meine Schrift intereſſiren, aus der hervorgehen ſoll, was denn nun eigentlich am Proteſtantismus ſei, was vergänglich und bleibend. Ich werde darin auch das lutheriſche und reformirte Syſtem in ſeinen Gegenſätzen, und das ſocinianiſche Syſtem entwickeln, wie auch meine Kritik der neueren Theologie, den Supernaturalismus und Rationalismus liefern. Alles dieſes in einem vielleicht etwas ſtarken Bande, aber gewiß nicht in mehr als einem. Ich erſuche Sie, hierüber mit Ihrem Freund Mohr die nöthige Rückſprache zu nehmen und mir ſodann, wenn Sie auf dieſen Gegenſtand eingehen wollen, den Entwurf zu einem Contract zuzuſenden, doch nicht gar zu ſpät. Die Schrift ſoll den ſpeciellen Titel (außer dem allgemeinen) haben: das Syſtem des Proteſtantismus, nebſt den Grundzügen des ſocinianiſchen.

Es ſollte mir angenehm ſein, wenn wir durch die Fortſetzung der Symbolik noch länger mit einander in Verbindung bleiben und ſo die alte Freundſchaft aufrecht und lebhaft erhalten könnten.

Meine Frau, die auf Neujahr ihre Niederkunft erwartet, grüßet die Ihrige und Sie, wie auch ich von Herzen. Früher oder ſpäter hoffe ich Sie doch einmal in Schriesheim zu überraſchen. Gott mit uns.

Dr. Marheineke."

Berlin, am 29. September 1815.

Von Savigny empfing Zimmer in dieſem Jahre die beiden hier folgenden Briefe.

„Jetzt erſt, lieber Zimmer, kann ich Ihnen über Ihre Standesänderung meinen herzlichen Glückwunſch ſagen, wo-

mit Sie ja gar heimlich gegen mich gewesen sind. Ob Ihr voriges Verhältniß sich mit dem neuen lange vertragen wird?

Meinen ersten Band haben Sie nun ohne Zweifel. Das Druckpapier ist wirklich über alle Erwartung und über mein Verlangen schön, mit dem Schreibpapier dagegen hat mich die Druckerei recht betrogen und vielleicht Sie dazu, wenn sie Sie hat das ganz ungleiche häßliche Ausschußpapier theuer bezahlen lassen.

Leben Sie wohl.

Ganz Ihr Savigny."

Berlin, den 30. April 1815.

„Ich komme erst etwas spät dazu, lieber Zimmer, Ihren und der Handlung Brief durch Gegenwärtiges zugleich zu beantworten. Sie erlauben mir, dabei ganz offen zu verfahren.

Zuerst wünschen Sie, daß die früher verabredete Sicherheit wegen Inconvenienzen nicht verlangt werde. Ich bin weit entfernt, etwas, das dem Credit der Handlung nachtheilig sein könnte, blos meines Rechts wegen zu verlangen, und dieses um so mehr jetzt, da für den Augenblick wieder sehr ungünstige Handelsverhältnisse eingetreten sein mögen. Ich will Ihnen also etwas Anderes vorschlagen, obgleich ich auch dabei nicht weiß, ob es Handelsgebrauch ist. Das Buch ist fertig geworden Ostern 1815, die Zahlungsfrist also fällt auf Ostern 1816. Ich bin es zufrieden, wenn mir drei Monate vor dieser Zahlungszeit die Handlung einen acceptirten Wechsel gibt. Ferner gibt mir der Contract das unzweifelhafte Recht, jetzt, da Sie die Handlung verlassen haben, das ganze Verlagsrecht zurückzunehmen. Seien Sie versichert, daß ich von diesem Recht nur sehr ungern Gebrauch machen werde, indem ich mich im Gegentheil freuen muß

mit einer rechtlichen Handlung bereits im Verhältniß zu stehen. Auf der anderen Seite aber ist mir allerdings die gegenwärtige Handlung bis jetzt noch so gut als eine fremde, unbekannte Person, indem ich, wie Sie wissen, mit Ihnen persönlich zu contrahiren die Absicht hatte. Es scheint mir also dieser Lage der Sache angemessen, daß jenes Contractsrecht vor der Hand zwar nicht ausgeübt, aber auch nicht aufgegeben werde, daß wir Ihren Austritt aus der Handlung vorläufig ignoriren, und eine Aenderung in diesem Theil des Contracts künftiger Zeit vorbehalten. Bis dahin erlauben Sie mir, daß ich mich auch fernerhin in allem, was nicht die mechanische Leitung des Geschäfts betrifft, sondern wobei es auf persönliches Zutrauen und freundschaftliches Benehmen ankommt, persönlich an Sie wende.

Ich hoffte immer, den zweiten Band zur Herbstmesse liefern zu können, bin aber nicht fertig geworden. Der Druck fängt nun erst zum Winter an und kann dann ununterbrochen fortgehen. Ich bitte Sie Ihre Antwort an Herrn Franz Brentano nach Frankfurt zu addressiren, weil ich von Mitte August bis Mitte October abwesend sein werde, und Herr Brentano meine Adresse haben wird.

Mit herzlichen Wünschen für Ihr Wohlergehen der

Berlin, den 26. Juli 1815. Ihrige Savigny.

Am 28. December 1815 kam das vierte Kind, der zweite Sohn, zur Welt.

Im Februar 1816 besuchte ihn ein Freund aus Worms und hörte ihn predigen. Nach dem Gottesdienst sagte ihm dieser, er habe den Auftrag, ihn zu fragen, ob er geneigt sei, die erledigte zweite lutherische Pfarrstelle in Worms anzunehmen.

Er erklärte, daß er nicht abgeneigt sei. Bald darauf erging eine offizielle Anfrage an ihn, und auf seine bereitwillige Antwort kam seine Ernennung, nachdem er auf sein Gesuch von der badischen Regierung mit dem Vorbehalt entlassen worden war, jeder Zeit wieder in den Dienst der badischen Kirche eintreten zu können.

„So gut es die Glieder meiner Schriesheimer Gemeinde mit mir meinten, so entzogen sie mir doch ihre Liebe meines Weggangs wegen nicht, denn sie sahen wohl ein, daß bei der Vermehrung meiner Familie in den so sehr beschränkten Verhältnissen meines Bleibens nicht lange sein könnte. Wie ich während des ganzen Jahres meines dortigen Aufenthaltes kein Brod hatte kaufen müssen, so gaben sie mir jetzt noch ein Malter Mehl mit, und fünfzig geräucherte Würste hatte ich noch vom Winter übrig. So hatte Gott in der dürftigsten Lage meines Lebens mich wunderbar auch im Aeußerlichen gesegnet."

Am 6. Mai 1816, dem Geburtstag der Mutter, siedelte Zimmer mit seiner Familie nach Worms über, in die Stadt, welche von so großer Bedeutung für unsere evangelische Kirche geworden ist. Worms stand damals noch unter provisorischer Regierung, wurde aber im Laufe des Sommers an Hessen-Darmstadt übergeben. Die zwei Geistlichen der lutherischen Gemeinde hatten in zwei Kirchen sonntäglich abwechselnd drei Gottesdienste zu halten, die ziemlich fleißig besucht wurden. In die Zeit von Zimmer's Wirken in Worms fielen einige bedeutende Feste, wie das Reformationsfest im Jahre 1817, an dem er beim Abendgottesdienst fünf- bis sechstausend Zuhörer hatte; dann das Gedächtnißfest des berühmten Reichstages von 1521 am 24. April, und endlich das Vereinigungsfest der beiden evangelischen Gemeinden auf Weihnachten 1822. Aus der Predigt, die er bei der hundertjährigen Gedächtniß-

feier der Verantwortung Luther's auf dem Reichstag 1521 am 24. April 1821 gehalten hat, theilen wir einiges mit, als Probe seiner Predigtweise.

„Es ist die Gedächtnißfeier eines großen und wichtigen Tages, die uns heute zum zweitenmal hier versammelt, des Tages, an welchem Luther vor dreihundert Jahren mit hoher Freudigkeit und gottbegeistertem Heldenmuthe vor des Reiches Oberhaupte, seinen Fürsten und Ständen, das Zeugniß der Wahrheit der von ihm gepredigten evangelischen Lehre ablegte. Wichtig ist der Tag, dessen Gedächtniß wir heute feiern, einmal für uns, die Bewohner der Stadt, die Gott gewürdigt hat, zum Schauplatz dieser That zu machen. Denn es waren ja zum Theil eure Voreltern, die damals hier den großen Mann wandeln und vor des mächtigen Kaisers Gericht führen sahen, die sein unerschrockenes Bekenntniß mit anhörten, durch das ein Lichtstrahl der Wahrheit auch in ihre Seelen fiel, und sie erweckte, den Grund zu legen zu der Gemeinde, in welcher sie das überkommene Licht auch auf euch fortgepflanzt haben. Wichtig ist dieser Tag ferner im höchsten Grade für die Bildung der evangelischen Kirche überhaupt, denn von Luther's Erklärung an diesem Tage hing es ab, ob eine Reformation stattfinden sollte oder nicht. Hätte er hier von dem Gepränge irdischer Majestät und weltlicher Macht sich verwirren und erschrecken lassen und widerrufen, was er am 31. October und nachher ausgesprochen hatte, so wäre, wenigstens menschlichem Ansehen nach, die Wahrheit auf lange Zeit wieder unterdrückt und die Herrschaft der Finsterniß auf's Neue begründet worden. Wichtig ist dieser Tag darum für alle Christen, wie sie sich auch nennen mögen, da er die Geistesknechtschaft gebrochen und der Wahrheit allenthalben Bahn gemacht hat. Wichtig ist dieser Tag aber endlich auch noch vorzüglich in Absicht

auf die evangeliſche Lehre ſelbſt; denn die Erklärung, die Luther hier gegeben: „Es ſei denn, daß ich mit Zeugniſſen der heiligen Schrift überwunden werde, ſo kann und will ich nichts widerrufen, weil weder ſicher noch gerathen iſt, etwas wider das Gewiſſen zu thun!“ — Dieſe Erklärung iſt zugleich die Bedingung und oberſter Grundſatz der Reformation. Dies iſt auch die Forderung des Evangeliums ſelbſt, die durch die Worte des Apoſtels in unſerem Texte 1. Petri 3, 15 an uns ergeht: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch iſt.“ Darum laßt mich in dieſer feierlichen Stunde eure andächtige Aufmerkſamkeit auf den hochwichtigen Punkt lenken, daß eine auf das höchſte Bedürfniß des Menſchen gegründete freie und gründliche Ueberzeugung in der Religion der Grundſatz und die Forderung der Reformation ſei. Wir wollen zuerſt zeigen, daß eine ſolche freie und gründliche Ueberzeugung in der Religion das höchſte Bedürfniß des Menſchen, und dann, daß ſie der Grundſatz und die Forderung der Reformation ſei.“

In demſelben Jahr hatte Zimmer auch eine beſondere größere Schrift: „Luther auf dem Reichstag zu Worms 1521“ herausgegeben. Er ſagt im Vorwort u. A. „Es bedarf wohl überhaupt keiner Entſchuldigung, in dieſem Augenblicke an ein Ereigniß und an eine Handlung zu erinnern, die nicht nur durch ihre ſittliche Größe höchſt erhaben und jedes für Wahrheit empfängliche Gemüth tief ergreifend, ſondern auch in Abſicht auf ihre religiöſen und politiſchen Folgen überaus wichtig, ja die einer der merkwürdigſten Momente in der ganzen vaterländiſchen Geſchichte iſt. — Es bedarf am wenigſten einer Entſchuldigung, die Gemeinde dieſer Stadt, für welche ich dieſes Büchlein hauptſächlich geſchrieben habe, zu erinnern an das, was in dieſen Tagen hier geſchehen

iſt. — Zur Erreichung dieſes meines Zweckes, bei einem gemiſchten Publikum, hielt ich es nicht für hinreichend, mich blos auf die Erzählung der Wormſer Handlung zu beſchränken, ſondern glaubte, eine kurze Ueberſicht des Wichtigſten vorausſchicken zu müſſen, was ſeit dem 31. October 1517 bis zum Reichstag in der Sache der Reformation geſchehen iſt und dieſe Entſcheidung herbeigeführt hat; überall aber, wo es möglich war, die Perſonen ſelbſt ſprechen zu laſſen. Als ich den Entſchluß zur Herausgabe dieſer kleinen Schrift faßte, hoffte ich durch die Benutzung des hieſigen ſtädtiſchen Archivs in den Stand geſetzt zu werden, wenigſtens in Abſicht auf die Geſchichte der Tage, da Luther in Worms war, manches bisher Unbekannte und Neue geben zu können; aber leider ſah ich mich in dieſer meiner Hoffnung getäuſcht. Denn obwohl nach ſicheren Anzeichen ein eigenes Convolut von Reichstags-Akten in dem Archiv vorhanden war, ſo iſt daſſelbe doch gänzlich daraus verſchwunden, und es gelang weder mir noch meinem verehrten Freunde, dem Herrn Hofrath Iſſel, der das durch wiederholte Auswanderungen in Unordnung gekommene und durch die letzten politiſchen Schickſale der Stadt vernachläſſigte Archiv nochmals durchſuchte, auch nur die geringſte Spur davon zu entdecken. Ich mußte mich daher, außer einzelnen Notizen und einer handſchriftlichen Wormſer Chronik von M. Friedr. Zorn, auf die bekannten Quellen beſchränken. Wo jene Quellen mir abgingen, habe ich Marheineke's treffliche Reformations-Geſchichte benutzt."

Am 4. Auguſt 1816 hatte ihm Fr. Perthes aus Frankfurt geſchrieben:

„Ich bin in Ihrer Nähe, lieber verehrter Freund, und muß auf jeden Fall Sie ſehen, aber nach Worms zu kommen wird mir unmöglich, da ich auf einer Reiſe über München nach Wien, ſo zu ſagen, jede Stunde zu Rath halten muß.

Bis Donnerstag den 8. incl. bleibe ich gewiß hier, und gehe dann nach Heidelberg, wo ich bis zum 11. zu treffen bin. Am liebsten wäre mir's, Sie kämen hierher und reisten mit mir nach Heidelberg, ich habe meinen Matthias mit mir, und überflüssig Platz im Wagen. Inliegend einen Brief Ihres Bruders. Alles Weitere mündlich. Schreiben Sie mir wenigstens gleich. Da ich hier viel zu thun habe, so würden Sie mich hier nur sehr rhapsodisch haben können, also am liebsten mit mir auf der Reise." Ihr Fr. Perthes.

Im Weidenhof, auf der Zeil.

Clemens Th. Perthes berichtet in dem Leben seines Vaters über die Zusammenkunft der beiden Freunde: „In Heidelberg brachte Perthes (im August 1816) drei Tage zu. — Mit Daub und Creuzer, die er früher persönlich nicht gekannt hatte, brachte er einen belebten Abend bei dem Buchhändler Mohr zu und begegnete zu seiner großen Freude dem Prediger Zimmer, der vor Jahren in Perthes Handlung gearbeitet und mitten im Geschäftsleben unter den ungünstigsten Umständen die alten Sprachen gelernt, Theologie studirt und das Examen bestanden hatte. Nun begleitete er das Pfarramt in Worms. 'Bei meinem lieben alten Zimmer könnte man stolz werden auf die Menschenkraft', äußerte Perthes; 'man sieht, was sie kann, wenn sie nur will'."

Im Jahre 1817 erhielt er wieder einen Brief von de Wette in Berlin:

„Zu der Verbesserung Deiner Lage wünsche ich Dir Glück; aber ich kann mir wohl denken, daß es Dir in Worms nicht so gefällt wie an der Bergstraße.

„Heidelberg wird mir immer fremder, Fries ist fort, und nun geht auch Wilken. Es war eine schöne Zeit der aufblühenden Universität, als Du mit Deiner Regsamkeit und Deinem wissenschaftlich-kaufmännischen Streben so schön mit

eingriffft. Doch meines Bleibens war in Heidelberg nicht. Ich habe mich in wiſſenſchaftlicher Hinſicht hier doch verbeſſert, und das Drückende in Heidelberg iſt hier nicht.

Deine liebe Frau ſei mir ſchön gegrüßt. Behalte lieb

Deinen de Wette."

Berlin, den 10. Februar 1817.

Im Jahre 1817 erhielt Zimmer auch einen Brief von einem ſeiner liebſten Freunde aus der Heidelberger Zeit, Profeſſor Kaſtner*) in Halle a. S. „Der Kaſtner hat uns

*) Carl Friedr. Wilh. Kaſtner, (Dr. med. und Profeſſor der Chemie), geb. den 31. Oktober 1783 zu Greifenberg in Pommern, war zuerſt Lehrling in einer Apotheke in Swinemünde, dann Gehülfe in einer Apotheke Berlins. Oſtern 1803 wanderte er zu Fuß nach Neuſtadt bei Stolpe, um die Apotheke des Dr. Struve zu verwalten. Ein Jahr ſpäter wollte er nach Göttingen wandern, wo er auf Trommsdorff's Empfehlung die Stelle eines Aſſiſtenten bei Gmelin, dem Vater des Heidelberger Chemikers, erhalten ſollte. Kaſtner nahm dieſelbe unter der Vorausſetzung an, daß ihm ein Verwandter das nöthige Geld vorſchießen würde. Auf der Reiſe dahin erfuhr er in Jena, daß die Geldſendung nicht erfolgen könne. Das bewog ihn, in Jena zu bleiben, wo ihm auf Ritter's, des berühmten Galvaniſten, Empfehlung ein wackerer Bürger für Wohnung und Tiſch einen halbjährigen Credit zuſagte. Kaſtner ließ ſich nun als Student der Medicin immatriculiren. Er ward ſeinem Gläubiger gerecht und ernährte ſich durch ſchriftliche Arbeiten und Vorträge, die er einigen Studenten hielt. Er kam bald mit bedeutenden Männern, z. B. dem Mineralogen Weiß, dem Mediciner Gmelin, Voß und Anderen, in Verkehr und erhielt Zutritt in gebildeten Familien Jena's. Zur Erlangung des akademiſchen Grades floſſen ihm die Mittel von allen Seiten zu. — Im Jahre 1805 folgte er einem Rufe als außerordentlicher Profeſſor nach Heidelberg, wo er ſeinen Ruf als akademiſcher Lehrer begründete, mit Zimmer Freundſchaft ſchloß und durch die eheliche Verbindung mit der Tochter des Adminiſtrationsrathes Hebäus ſeinen Hausſtand gründete. Im Jahre 1812 ging er als Profeſſor nach Halle und übernahm dort nach der Schlacht bei Leipzig die Aufſicht über vier ruſſiſche und preußiſche Lazarethe,

ganz vergeſſen, gar nichts läßt er von ſich hören, und die Lotte auch, das ſind Leute!“ Halt ein, Alter! Gott weiß, daß du und deine Marie und deine Kinder uns ſo in's Herz gewachſen ſind, daß es für jede Zeit und für jede Ferne, ſie ſei ſo groß wie ſie wolle, nur vergebliche Mühe ſein würde, Euch herauszureißen. In Wahrheit kann es Euch auch nicht in den Sinn kommen, nur entfernt zu glauben, daß wir gegen Euch kälter geworden, denn wie wäre das möglich? Wenn der politiſche Horizont ungetrübt bleibt, ſo kommen wir nächſten Sommer in Eure Nähe. Dann wird Jahr aus Jahr ein gearbeitet, daß aus der meilenweiten Nähe eine ſolche werde, wie ſie es ſonſt in Heidelberg war. Gott wird's geben. — Mein Leben iſt ſehr einförmig und wird nur erſt wieder genußreicher, wenn ich in Eurer Nähe bin.

---

und ſtand ihnen mit ſeiner ganzen Manneskraft vor, bis er ſelbſt am Typhus erkrankte. Nach ſeiner Geneſung trat er in die Landwehr, wurde als Stabscapitän vom Militärgouvernement nach Frankreich geſandt, und reiſte nach der Einnahme von Paris nach London, um für die Wittwen und Waiſen der gefallenen preußiſchen Krieger die Wohlthätigkeit Englands in Anſpruch zu nehmen. Im Jahre 1818 wurde er an die neu errichtete Univerſität Bonn verſetzt, und kam von da 1821 an die Univerſität Erlangen, wo er bald ein gefeierter Lehrer wurde. Lange Zeit hindurch gab es wohl wenig Studirende in Erlangen, die nicht ſeine einleitenden Vorträge in die Naturwiſſenſchaft, die er in den erſten Wochen eines jeden Semeſters zu halten pflegte, gehört hätten. — Mit dem Neujahrstage 1857 befiel ihn ein ernſtliches Leiden. In lichten Zuſtänden fühlte er den raſchen Verfall ſeiner Kräfte, die Nähe des Todes, und ſah demſelben ruhig, und in Gott gefaßt, entgegen; denn er hatte den lebendigen Gott auch in der Natur erkannt und in dieſem Gott der Natur den Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti ehren gelernt. Er hatte das Evangelium von Chriſto, dem Auferſtandenen, lieb gewonnen und in ihm ſeine Ruhe gefunden. So empfing er noch das heilige Abendmahl, und verſchied am 13. Juli 1857 im 74. Jahre ſeines Lebens.

(Grabrede von Prof. Thomaſius.)

„Die Welt scheint immer finsterer zu werden, die Menschen sind kaum aufrichtiger Freude mehr fähig; überall Abspannung, Mißtrauen, Selbstsucht, Affectation, Eitelkeit. Nur hin und wieder Hoffnung, Vertrauen, Glaube. Indeß, dann auch um so inniger. Eine große Epoche scheint bevorzustehen: Europa stirbt entweder zu Gunsten anderer Erdtheile ab, oder erneuert sich mit Riesenkraft, nachdem es fast bis zur Verzweiflung getrieben worden. Irre ich nicht, so stellen sich für letzteres die Geburtswehen ein, wenn nur die Accoucheure aus dem Spiele blieben! Die Heimath ist den Meisten ausgegangen, und statt sich an Den zu halten, der alles Heimweh's Träger und Halter ist, suchen sie sie an allerlei Orten, in allerlei Dingen außer Ihm. Solcher Heimath Zeichen aber, die nicht außerhalb gefunden wird, ist die freie, reine Liebe, die den Menschen begleitet bis hinüber in das Land des Friedens, die hüben und drüben wohnt, und die den Menschen nicht fallen läßt, der ihr einmal nur von Herzen zugethan.

Keine Liebe aber ohne Opfer! Darum, wen Gott liebt, den züchtigt Er. So hoffe ich denn auch zu Gott, wenn neue Züchtigung dem deutschen Volke kommt, daß Gottes Liebe und ihr Walten nicht ferne ist.

Wird doch der Mensch unter Schmerzen geboren, von Thränen in die Welt geleitet, und sind es doch auch Thränen (Liebes-Tropfen), die ihn zu Grabe geleiten, und die gleich den Thränen des Himmels (dem Regen) den dort der Erde übergebenen Samen keimen machen, daß er jenseits Blätter und Blüthen treibe, dort, wo keine Kette ihn engt, keine Bande ihn zu Boden drückt, kein Tyrannenfluch ihn und Den, der ihn schuf, lästert.

Schwere Zeiten, sehr schwere, hast auch Du, mein Freund, seit wir uns sahen, durchlebt; verzage nicht! Er, der Dich

zum Lehrer und Hirten des Volkes berief, Er, der Vater, wird Dir und den Deinen nicht mehr auflegen, als Du zu tragen vermagst. Jedes Leid, jeder Schmerz, jeder Kummer weckt und ruft zum Lichte neue Blätter jener Friedenspalme hervor, die Dir dort unvergänglich grünt.

Erhalte Dir Gott nur Deine Marie und Deine Kinder; eben so viel Engel, als sie sind, umschweben Dich und lächeln Dir einst freudig entgegen, wenn Du überwunden.

Die Zeit wird kommen, wo wir wieder sagen können und werden: mögen sie den Leib tödten, den Geist müssen sie lassen frei sein und frei bleiben. — Im Hochgefühl dieser Geistesfreiheit, die Christus in die Welt brachte, grüße ich Dich, glückwünsche ich Dir zum Neuen Jahr: meinem Wollen und Verlangen nach, das Gesegnetste für Dich und die Deinen!

Lotte und Wilhelm (sein Sohn) grüßen. Ich bin Dein

Halle, den 25. December 1817. Kastner."

Im Jahre 1818 besuchte ihn Görres und hörte ihn predigen. Er schrieb an seine Frau: „es war recht brav." Auch Cl. Brentano kam in diesem Jahr nach Worms. Als Zimmer ihn seinem Collegen Graf vorstellte, und dieser meinte, Brentano sei ein Buchhändler, entgegnete Brentano: „nein, ich bin einer von denen, welche die Buchhändler zu Grunde richten."

Im Jahre 1819 hatte Zimmer einen Leitfaden für seine Confirmanden drucken lassen, „um dadurch die kostbare Zeit zu sparen, die über dem Dictiren verloren geht, und die Unrichtigkeiten zu vermeiden, welche die Kinder, bei ungleicher Bildung und Fertigkeit, so häufig in ihre Hefte aufnehmen." Auf Verlangen eines großen Theils derer, die seine Kirche besuchten, gab er im Jahre 1820 eine Sammlung Predigten heraus.

„Meine äußere Lage", schreibt später Zimmer, „hatte sich in Worms durch eine größere Einnahme etwas verbessert; aber die Ausgaben waren ebenfalls bedeutender, besonders in den ersten Jahren, wo eine wahre Theurung und fast Hungersnoth uns drückte. Meinen ersten Mantel, den ich mir in Heidelberg angeschafft hatte, mußte ich verkaufen lassen, um im Jahre 1817 Brod und Kartoffeln anzuschaffen. In den folgenden Jahren ging es etwas besser. Man forderte mich auf, Vorlesungen über Geschichte zu halten, was zwei Winter hindurch gegen angemessenes Honorar geschah. In der Folge wurde mir der Unterricht in der griechischen Sprache am Gymnasium übertragen, der mir jährlich zweihundert Gulden eintrug. Nachdem auf Weihnachten 1822 das Vereinigungsfest der beiden protestantischen Gemeinden gefeiert worden war, wurde meine äußere Stellung sehr unsicher, da ich als der jüngste der drei Geistlichen zuerst auf einen Wechsel gefaßt sein mußte."

Schon früher hatte ihm sein Landgraf Friedrich zu Hessen eine Stelle in Homburg in Aussicht gestellt, indem er ihm schrieb:

„Ich gebe hiermit dem Herrn Zimmer die Versicherung, daß, sobald mein Schicksal entschieden sein wird, ich für eine schickliche Stelle für ihn in Homburg sorgen werde. Freilich aber kann sie nicht so vortheilhaft ausfallen, wie die in Worms. Da ich mir dennoch viel Nutzen und Segen von seinen Arbeiten verspreche, so hoffe ich von seiner Liebe zur Vaterstadt, daß er sich entschließen wird, diesen Zeitpunkt abzuwarten.

Friedrich L. zu Hessen."

„Nun erhielt ich eine Berufung des Grafen Stolberg als Hofprediger in Gedern. Der ernste christliche Sinn des würdigen Grafen, der sich in seinen Briefen aussprach, fand mich sehr geneigt, die Stelle anzunehmen; aber die Art der

esoldung schreckte mich ab, da dieselbe die Führung einer edeutenden Oeconomie nöthig machte, die mir zuwider war."

Im Mai 1823 schrieb ihm Fr. Perthes aus Gotha, ohin derselbe im Jahre 1822 seinen Wohnsitz als Ver- igsbuchhändler verlegte, nachdem er seine Sortimentsbuch- andlung an Besser und Mauke übergeben hatte: „Ihnen, ein alter theuerer Freund, empfehle ich zu freundlicher Auf- ahme den Ueberbringer, Herrn Frommann*) aus Jena. achdem er auf ehrenvolle Art seinen akademischen Cursus ollendet hatte, arbeitete er drei Jahre in meiner Handlung, nd ist mir unter jüngeren Männern einer der liebsten reunde geworden. Jetzt macht Frommann eine größere eise durch Deutschland, um sich Erfahrungen über Literatur, uchhandel und Buchdruckerei einzusammeln. Er wird Ihnen el erzählen können, und Sie ihn schätzen lernen.

Ihr treuer Fr. Perthes."

„Bald nach dem Antrag des Grafen Stolberg wurde ir von der Fürstin Vormünderin zu Hohensolms die Stelle nes Dechanten am Marienstift zu Lich angeboten, zu der) mich willig erklärte, wenn der Großherzog von Darmstadt eine Präsentation annehmen würde. Dies geschah zu meiner reude, denn ich hatte einen Zug zu dem Orte, weil er der tammort meiner Familie war. Im Sommer 1823 machte) vorläufig eine Reise nach Lich, um mich der Fürstin vor- stellen, von der ich sehr freundlich aufgenommen wurde. ch verband mit dieser Reise noch eine andere Absicht; ich gleitete meinen ältesten Sohn, der im Begriff war, zu meinem ruder Conrad (der sich in Hamburg als Weinhändler etablirt

*) F. J. Frommann in Jena war einer unserer bedeutendsten uchhändler und Verfasser der Schriften: „Das Frommann'sche Haus ıd seine Freunde 1792—1837, Jena 1870", und „Freiherr Herm. Rotenhahn, ein Lebensbild, 1800—1858, Jena 1882."

hatte), in die Lehre zu treten, und sich wenige Stunden vor Lich deshalb von mir trennte."

Gegen Ende November 1823 erfolgte die Uebersiedelung nach Lich. In Worms hatte sich die Kinderzahl um drei vermehrt, wovon eines nach kurzer Zeit wieder gestorben war. Der Abschied von Worms war ein schwerer und die Reise nach Lich wegen der schlechten Wege in der vorgerückten Jahreszeit sehr beschwerlich. Die Aufnahme in Lich von Seiten der fürstlichen Familie ist um so erfreulicher gewesen, nicht so von Seiten seines Collegen, der sich zurückgesetzt fühlte, wegen Besetzung der höheren Stelle durch einen Fremden und Jüngern. Ein Theil der Gemeinde hatte gegen Zimmer's Anstellung protestirt, so daß auch der Gemeinde gegenüber Zimmer's Stellung in Lich anfangs eine schwere und unangenehme war.

Wie ganz anders stand es da in Worms. Man hatte dort die Anhänglichkeit an Zimmer in schönster Weise dargethan, indem man Zimmer's Antrittspredigt in Lich in Worms drucken ließ. Der Wormser Herausgeber dieser Predigt hatte ihr ein Vorwort beigegeben, worin er sagt, daß eine Anzahl früherer Gemeindeglieder diese Predigt habe drucken lassen, um ihren Mitgliedern die Freude des Besitzes zu gewähren. „Diese einfache Darlegung ihres Zweckes möge zu ihrer Rechtfertigung dienen und zugleich ein öffentlicher Beweis der innigen Verehrung und Liebe sein, die sie einem Manne widmen, dessen Aufenthalt in ihrer Mitte so segensreich war, und dessen Andenken in ihrem Herzen nie erlöschen wird. Möge recht bald ein gleich schönes Verhältniß der Liebe und des Vertrauens in seiner neuen Gemeinde für unsern Freund erblühen."

Man wurde nun auch bald in Lich freundlicher gegen Zimmer und seine Familie gesinnt.

Am 22. Februar 1826 schrieb ihm Perthes aus Gotha:

„Herzlichen Dank für die Mittheilungen über Ihre Verhältnisse und aus Ihrer Familie. Sie haben zu kämpfen, wer wer hat das nicht.

Ich wollte, Sie kennten meine (zweite) Frau, so würden Sie das gütige Urtheil der Frau Fürstin bestätigt finden. Bezeigen Sie der Fürstin mein und meiner Frau Respekt. Wie geht es jetzt mit der Gesundheit der beiden Prinzen? Müssen Sie nicht einmal um Ihrer Gesundheit willen reisen? Die Eilpost ist ein vortreffliches Unterleibs-Pflaster — in wenigen dreißig Stunden sind Sie hier, machen Wohnung bei mir, sehen die Kinder, die nun Frauen und Mütter sind, und steigen mit mir auf dem herrlichen Thüringer-Wald herum, ich vermuthe, daß ich Sie noch matt laufe, dafür bin ich aber auch nur ein Laie geblieben. Ueber das Alles wollten wir sprechen! Gerne befragte ich Sie auch um die Verhältnisse und Persönlichkeit von Mohr und von Winter. Leben Sie wohl, mein theurer Freund! Grüßen Sie Ihre liebe Frau — gerne kennte ich sie.

Ihr treuer Fr. Perthes."

Im Jahre 1826 wählte ihn die dankbare Stadt Worms zum Deputirten für den Landtag in Darmstadt. Am 20. October traf er dort ein. Da er keinen der Deputirten zu Hause traf, und hörte, daß die meisten verreist seien, entschloß er sich, inzwischen einen Besuch in Heidelberg zu machen. Er schrieb darüber seiner Frau nach Lich: „Ach, was wird das für eine Freude sein, wenn ich morgen Nachmittag dorthin komme. O, könntest Du, liebe Marie, doch auch Theil daran nehmen, dann wollten wir uns gemeinschaftlich recht herzlich der lieben alten Freunde freuen. — Grüße die Kinder und sage ihnen, wie ich mich freute, wenn Du mir recht viel Gutes von ihnen schriebst. Melde mir regelmäßig Alles, was vor-

geht." — Am 23. kehrte er nach Darmſtadt zurück, und wurde am 24. in die Kammer eingeführt. In Heidelberg ſah er ſeine zweite Tochter, die dort in dem früher Rudolphi'ſchen, jetzt Heins'ſchen Inſtitut, war. „Ach, welche Freude das iſt, liebe Marie, ein Kind nach ſo langer Trennung wiederzuſehen! Ich habe ihre Arbeiten geſehen, die alle von ihrem Fleiß zeugen. Im Franzöſiſchen und im Zeichnen hat ſie ſchöne Fortſchritte gemacht. Uebrigens iſt ſie ſehr geſund und auch etwas gewachſen, hält ſich gerade und ſpricht ihr reines Deutſch wie die übrigen Mädchen des Inſtituts. — Aber wen ſah ich noch? Kaſtner und ſeine Frau (die von Erlangen gekommen waren). Sie waren in der Hoffnung, daß wir kommen würden, länger dort geblieben." Am 3. November ſchrieb er an ſeine Frau: „Könnte ich doch nur täglich eine Stunde bei euch zubringen. Es iſt wirklich recht hart, ſo lange getrennt zu ſein." Am 9. November: „Heute Abend iſt Geſellſchaft und Tanz im Caſino, wozu regelmäßig alle Abgeordneten geladen ſind, es iſt mir aber lieber in meiner Stube zu ſitzen und an euch zu denken und Dir zu ſchreiben, da morgen die Poſt abgeht, mit der Du, ſo viel als möglich, regelmäßig alle Samſtag einen Brief erhalten ſollſt. — Am Freitag Nachmittag fuhr ich mit Hellmann (aus Neckarſteinach, mit dem er gemeinſchaftliches Logis bezogen hatte) nach Worms, wo wir erſt um zwölf Uhr in der Nacht ankamen. Da ſchon Alles in tiefem Schlaf, ſtiegen wir im Römer ab. Morgens machte ich mir die Freude, mich aus dem Fenſter von Roller*) erkennen zu laſſen. Das war ein großer Spaß. Ich führte Hellmann bei Roller ein, bei dem er ſeine ganze Zeit zu-

*) Der gegenüber wohnte. Roller war Profeſſor in W. und wurde ſpäter Direktor der Taubſtummenanſtalt in Friedberg.

brachte, ich aber habe mich wie ein Jagdhund auf den Straßen herumgetrieben. — Am Sonntag Nachmittag reisten wir wieder von Worms ab, wurden aber in Oppenheim von einem Abgeordneten zurückgehalten, bei dem wir übernachten mußten. Uebrigens kamen wir Montag morgens um acht Uhr hier an und versäumten also nichts. — Nun, was macht ihr denn, liebe Marie? Unterstützt Dich unsere liebe große Tochter recht brav? Ist H. recht geschickt und L. recht fleißig? Beide recht verträglich? ꝛc. Wie geht es in der Kirche? Was hört man von der Fürstin? Ist nichts vorgefallen, wobei meine Gegenwart nöthig gewesen wäre? Diese Fragen geben Dir Stoff, mir recht viel zu schreiben. Hoffentlich schreiben mir auch die Kinder einmal. Gott mit Dir und den Kindern! Bleibt gesund und freut euch an einander." Den 17. November: „Du fragst mich, wie lange ich noch hier bleiben muß? Das läßt sich leider noch gar nicht absehen, da die Hauptgeschäfte noch nicht einmal begonnen haben. Auf Weihnachten, wenn ich zu euch komme, wird sich dies hoffentlich eher bestimmen lassen. Wie freue ich mich, Dich und die Kinder einmal wieder zu sehen! Es freut mich, daß die Fürstin Dich eingeladen hat und so freundlich war."

Die Weihnachtstage brachte Zimmer bei den Seinigen zu und predigte an den Festtagen.

Den 12. Januar 1827: „Zum erstenmal habe ich gestern meinen Geburtstag von Dir und unsern Kindern entfernt zugebracht. Doch ich dachte eurer und war mit meinem Herzen bei euch, und so feierte ich ihn mit euch. Ich hatte am Abend Hellmann gesagt, daß mein Geburtstag sei. Nach dem Nachtessen war ich auf dem Canapee etwas eingeschlafen. Als ich die Augen wieder aufthat, brannten auf dem Tisch zwei frische Lichter und eine Kanne Glühwein stand dazwischen, wozu wir ein Stück von der

Mandeltorte aßen, die er zu ſeinem Geburtstag vor vierzehn Tagen erhalten hatte; da ſtießen wir auf eure Geſundheit an. Grüße die Kinder herzlich. Sie ſollen ihres fünfzigjährigen Vaters recht oft gedenken und Dir Freude machen. Haſt Du wohl den Bienenſtock bedecken und die jungen Bäume mit Stroh umbinden laſſen? Wird auch für die Tauben geſorgt?"

Den 26. Januar: „Herzlichen Dank für Deine und der Kinder Geſchenke. — Ich habe Dir jetzt eine angenehme Nachricht zu geben; zwar nicht die, welche Du jetzt erwarteſt, nämlich, daß der Landtag bald zu Ende ſei; denn darüber habe ich leider noch keine Gewißheit. — Nun meine Nachricht: Denke, ich habe unſere liebe Luiſe geſehen. Am vorigen Freitag war Winter's ſilberne Hochzeit, da ſchlug Fries vor, ihn zu überraſchen. Wir nahmen deßhalb mit Hellmann und Vollhard eine Chaiſe und fuhren nach der Sitzung nach Heidelberg. Als wir in Winter's Stube traten, fanden wir da eine ſehr große Geſellſchaft verſammelt. Was mir da gleich in der Thüre an den Hals ſprang, war Luiſe. Das waren ein paar herrliche Stunden, die mit ein paar Gulden nicht zu theuer erkauft wurden."

Am 3. Februar 1827 hatte ihm Perthes aus Gotha geſchrieben: „Sie werden, mein lieber Freund, in letzter Zeit gewiß zuweilen an mich gedacht haben, nachdem Sie erfahren, daß unſer lieber Beſſer nicht mehr unter uns iſt. Sie haben ihn ſeit einer langen Reihe von Jahren nicht geſehen, aber ſein Weſen und ſein Bild ſteht Ihnen gewiß noch lebhaft vor. — Die Fülle der Liebe, die ihn beſeelte, das unerſchöpfliche Wohlwollen, die Treue des Gemüths, der einfache fromme Sinn, wer hätte das nicht an ihm erkannt? Weniger und von nicht Vielen wurde der Reichthum ſeines Geiſtes bemerkt, der nur im Einzelnen und in ſcharfen Zügen ſich kund that, da die humoriſtiſche Eigenthümlichkeit keine Ent-

wickelung gestattete. Fast vierzig Jahre sind es, daß wir zusammen kamen und uns einlebten in den innigsten Verhältnissen, wie in denen des äußern und mannigfaltigsten Verkehrs; es war neben meiner Verbindung mit meiner seligen Caroline eine zweite Ehe, der größte Segen, den mir Gott verlieh. Doch wer so viel hinter sich hat als ich, darf nicht rückwärts schauen, sondern nur vorwärts, das ist Jenseits. 'Alles das, das man siehet, vergeht, nur das, das man nicht siehet, bestehet!' Seit einem Jahre kränkelte Besser — im Juli schrieb er mir, er fühle sich gebrochen, sänke zusammen, wäre seinem Posten nicht mehr gewachsen. Auch Mauke schrieb mir, daß es in den Geschäften mit Besser nicht gehen wolle — doch war dies nur abwechselnd — auch konnte er in der Familie sehr heiter sein, und noch vierzehn Tage vor seinem Tode ist er in Gesellschaft junger Leute sehr lustig gewesen. Donnerstag den 30. November hat er noch in der Handlung gearbeitet. Sonntag Morgen den 3. December 1826 ist er schon sanft in den Armen meines Sohnes Matthias am Nervenfieber entschlummert.

Man hatte mir am 2. December geschrieben, ich reiste augenblicklich ab und eilte — in Hamburg fand ich die Todesnachricht — sie hatten meinen geliebten Freund schon begraben! Ergebung in Gottes Willen kann mir Besonnenheit gewähren, und diese war und ist mir jetzt hoch nöthig. Ich fand meine Schwester gesund, ruhig und fest — alle Andern gesund, auch meine achtzigjährige Mutter. — Besser's Schwiegersohn Mauke ist ein trefflicher Mensch, seit 1811 von mir zu meinem Stellvertreter angezogen — er ist ein ausgezeichneter Geschäftsmann, aber er war mißtrauisch auf sich selbst, und mit Recht, wenn er das Ausgebreitete der Handlung betrachtete: elf Menschen sollen unter seiner Aufsicht vom Morgen bis spät Abends arbeiten — es fanden sich 4795 laufende

Contis, wozu die Personen auf dem ganzen Erdenrunde zu suchen sind. Mauke, die Familie, alle Freunde verlangten, ich solle ganz zurücktreten in meine vorigen Verhältnisse, besonders damit der moralische Glaube an die Handlung erhalten werde. Dazu konnte ich mich nicht entschließen — wohl aber war und bin ich bereit, Hülfe zu leisten.

Ganz abgesehen von meiner Person, meiner geistigen Richtung, meiner Familie, könnte ich aufstellen, daß ich bei meinem Zurücktritt der Besser'schen Familie die Hälfte ihres Erbes nehmen würde, denn da ich, indem meine Kräfte wieder ganz dem Sortimentsgeschäft gewidmet wären, meine Verlagsunternehmungen aufgeben müßte, müßte ich wieder die vollen Ansprüche an die Handlung Perthes & Besser machen. Und es könnte meine Hülfe ja nur auf vier bis fünf Jahre nothwendig sein, da zwei hoffnungsvolle Söhne Besser's, schon im Buchhandel arbeitend, dann mit jugendlichen Kräften in die Geschäfte eingreifen würden, dann wäre ich sechzig Jahre alt, könnte für mich nicht wieder eigne Unternehmungen anfangen, bliebe der Handlung eine Last ꝛc. Gegen solche Gründe konnte man nichts erwidern.

Mauke faßte Muth, indem ich ihm versicherte, daß nur der Versuch gemacht werden müsse, ob er, ohne zu unterliegen, durchkommen könne, wir wollten nur erst uns anstrengen, damit er reines Fahrwasser erhielt, dann könne immer noch ein entscheidender Entschluß gefaßt werden. So steht es denn auch jetzt. In acht Tagen reise ich wieder nach Hamburg, arbeite dort vier Wochen, Ende März wieder hier zu meinen Geschäften, Ende April nach Leipzig, um für Perthes & Besser und für mich die Geschäfte zu machen, im Sommer ein paar Monate wieder in Hamburg.

Erhält Gott mir Gesundheit und Kraft, so wird es gehen, aber es ist eine schwere Zumuthung für mein Alter.

Der Allweise wird wissen wozu mir's gut sein soll, wieder auf den lärmenden Jahrmarkt des Lebens zurückzukehren, da ich doch sehnsüchtig strebe in mir zur Sammlung zu kommen, zu der Ruhe des Geistes, die erforderlich ist, um den Frieden von Oben zu bewahren. Ich ergebe mich in Demuth.

Ich brauche mich nicht zu entschuldigen, daß ich Ihnen zumuthe so Vieles über mich und meine Verhältnisse zu lesen, zu einer Zeit, wo Ihre Zeit und Kräfte auf heterogene Art in Darmstadt in Anspruch genommen werden, spreche ich doch zu einem alten, lieben und vertrauten Freunde. Viel könnte ich noch über meine Familienlage in Bezug auf diese Handlungslage anführen, aber es mag heute unterbleiben."

Perthes theilte dann Zimmer noch mit, daß er eine Auswahl von Luther's Schriften unternommen habe, von der bereits 3000 Exemplare abgegangen, so daß er nun eine neue Ausgabe veranstalten müsse. Er habe Briefe bedeutender Theologen verschiedener Richtung erhalten, die dem Unternehmen vollen Beifall geschenkt. Im Bayerischen, Badischen, Darmstädtischen, Kurhessischen, Nassauischen habe das Werk am wenigsten Verbreitung gefunden, und er schreibe dies dem Einfluß zu, den Paulus in Heidelberg durch seine Warnung vor dem Unternehmen gehabt habe. Er bittet nun Zimmer, für das Darmstädtische eine öffentliche Empfehlung zu übernehmen und schreibt: „Wie sehr Sie in Ihrer Gegend geachtet werden, weiß ich — vor Paulus werden Sie sich nicht fürchten. Könnten Sie mir auch im Nassauischen und protestantischen Bayern vielleicht würdige Männer nachweisen, um mich an sie zu wenden? Leben Sie wohl, theurer Freund! Gedenken Sie meiner — es thut mir jetzt wohl, wenn ich bei Freunden Theilnahme weiß. Ihr treuer

Friedr. Perthes."

Im Februar fand die Feier der goldnen Hochzeit des Großherzogs ſtatt, und wurden in Folge deſſen die Sitzungen einige Tage ausgeſetzt, was Zimmer es möglich machte, einen Beſuch in Worms abzuſtatten und dann mit den Seinigen in Homburg zuſammenzutreffen. Nach ſeiner Rückkehr ſchrieb er am 2. März: „Gebe Gott, daß Du ebenſo glücklich, wie ich hier, mit den lieben Kindern in Lich angekommen biſt. Habe herzlichen Dank, daß Du meinen Wunſch erfüllt und die beſchwerliche Reiſe unternommen haſt. Ich bin beruhigt, daß ich Dich und die Kleinen wieder geſund geſehen habe. Wir haben uns dadurch die lange Zeit der Trennung abgekürzt, und werden nun das Ende derſelben um ſo geduldiger erwarten."

Am 10. April 1827 ſchrieb ihm Perthes aus Gotha: „Sie wollten Oſtern bei den Ihrigen ſein, mein verehrter Freund, und ſo ſchreibe ich Ihnen nach Lich. Ohne Zweifel kehren Sie nochmals nach Darmſtadt zurück. Ich ſende Ihnen dahin durch Leske eine Anzahl Anzeigen der neuen Ausgabe von Luther's Schriften. Nichts kann mir lieber ſein, als wenn Sie ſelbſt durch eine öffentliche Empfehlung den Eingang derſelben fördern wollen. — Seit vierzehn Tagen bin ich von meiner zweiten Reiſe nach Hamburg zurückgekehrt. Mit Ruhe habe ich Hamburg verlaſſen können. Mauke iſt ein gar herrlicher Menſch und ein Geſchäftsmann ohne Gleichen. Beſſer's Söhne geben mir Hoffnung, daß das Ideal weit erreicht werden könne, das ich immer für eine allein in Hamburg mögliche Weltbuchhandlung vor Augen hatte.

Sehr unangenehm muß Ihnen der lange Aufenthalt in Darmſtadt ſein — die Trennung von den Ihrigen, von Ihrer Gemeinde, ꝛc. und damit die traurigen Erfahrungen von dem verkehrten Treiben der Menſchen in für Sie ganz neuen Verhältniſſen. — Gewiß ſind wir nicht am Ende,

vielleicht erſt am Anfang des Endes der Verhältniſſe, die ſeit vierzig Jahren aus einem Sumpfe herauf dampfen. Darin ſtimme ich mit Ihnen überein, obwohl ich es nicht ganz verſtehe, wenn Sie ſagen, „es würden noch ganz andere Erſcheinungen einer großen Verirrung der Menſchheit, als bisher geſehen worden, ſich zeigen“. Hierüber möchte ich mir etwas Beſtimmteres von Ihnen erbitten. Als Haupthinderniß gegen Wahrheit und Gutes herrſcht noch immer bei der großen Mehrheit der Menſchen die Anſicht und Richtung des 18. Jahrhunderts von der auf eigener Kraft beruhenden Würde des Menſchen, von einer daraus hervorgehenden Perfectibilität des Geſchlechts. Die Gebrechlichkeit unſeres Körpers, die Hinfälligkeit aller äußeren Natur kann Keiner leugnen; daß aber unſer guter Wille ſchwach, unſer Geiſt beſchränkt, unſere Triebe zum Verderben führend ſind, dieſe Erfahrung will man nicht machen. Man nennt es ſpottend und ſcheltend Pietismus, wenn einer die Ueberzeugung hegt, unſere menſchliche Natur ſei in der Verderbniß, und das uns zugewandte Antlitz des unſichtbaren Gottes, durch Seinen Sohn uns ſichtbar, ſei das einzige Heilmittel. Daß dies allein wahr iſt, habe ich aus tiefſter Selbſterfahrung geſchöpft, und meine Natur, mein Temperament, meine Art und Weiſe iſt dann von dem, was man Pietismus nennt, das Entgegengeſetzteſte.

Wie gerne ſpräche ich Sie — wir würden über das, was Jenſeits iſt, und über Welt und Zeit viel uns mitzutheilen haben, und gewiß zu Nutz und Frommen beiderſeits, da unſere Lebenswege auf verſchiedenen Bahnen weit auseinander gegangen ſind. Gott ſei mit Ihnen!

Ihr treuer Fr. Perthes.“

Auf's Oſterfeſt reiſte Zimmer nach Hauſe zu den Seinigen und hielt zwei Predigten. Ebenſo brachte er das Pfingſtfeſt in Lich zu und kehrte dann wiederum nach Darmſtadt zurück.

In dieser Zeit erfuhr Zimmer, daß bei der deutsch-reformirten Gemeinde in Frankfurt die Stelle des im Januar verstorbenen Pfarrers Jacob Ludwig Passavant, des Freundes Goethe's, jetzt wieder besetzt werden solle, und das Presbyterium dieser Gemeinde sich nach ihm erkundigt habe. Er fuhr daher am 10. Juni nach Darmstadt und machte dem Consistorialrath Spieß einen Besuch, um Näheres von ihm zu erfahren. Da ihm aber eine Besprechung dieser Angelegenheit nicht möglich wurde, schrieb er ihm am 11. Juni:

Verehrtester Herr Amtsbruder!

„Da es mir gestern selbst in dem freundlichen Kreise Ihrer liebenswürdigen Familie nicht vergönnt war, mich Ihnen über die diesmalige Ursache meines Besuches — den ich freilich auch ohne solche Veranlassung Ihnen abzustatten mir schon längst vorgenommen hatte — näher zu erklären, so fühle ich mich aufgefordert, dies hiermit schriftlich zu thun. Es war mir schon vor fast zwei Monaten bekannt geworden, daß bei den Berathungen über die Besetzung der an Ihrer Kirche erledigten Stelle unter den für dieselbe in Vorschlag gekommenen Predigern auch mein Name genannt worden sei. So erfreulich mir dies auch war, so konnte ich doch dadurch nicht zu irgend einem positiven Schritte veranlaßt werden. Einmal darum, weil ich überhaupt einen häufigen Amtswechsel ohne dringende Ursache nicht förderlich halte. Ich hätte darum auch meine Wormser Gemeinde nicht verlassen, wenn nicht nach der 1822 dort eingetretenen Vereinigung der beiden evangelischen Confessionen, es in der Intention der Regierung gelegen hätte, eine Pfarrstelle eingehen zu lassen, so daß mir, als dem jüngsten Geistlichen, ohnehin eine Versetzung bevorstand. Aus diesem Grunde hauptsächlich nahm ich den im Sommer 1823 von der

Fürstin zu Solms an mich ergangenen ehrenvollen Ruf, als Dechant und erstem Stiftsprediger in Lich, an, mit welcher Stelle zugleich die eines Großherzoglichen Inspectors und Mitglieds des standesherrlichen Consistoriums verbunden ist. Meine äußere Lage ward durch diese Veränderung bedeutend verbessert, auch bieten meine persönlichen Verhältnisse durch das Vertrauen einer sehr wohlgesinnten und achtungswürdigen Fürstin viel Angenehmes dar. Ich hätte also auch in dieser Beziehung keine Ursache, an einen Wechsel zu denken. Freilich habe ich von Anfang an den großen Unterschied zwischen meiner ehemaligen und gegenwärtigen Gemeinde schmerzlich empfunden, und auch seitdem die traurige Erfahrung gemacht, daß mein Leben wohl zu kurz sein dürfte, um die Unempfänglichkeit der letztern zu besiegen und erfreuliche Früchte meines pfarramtlichen Wirkens zu schauen. Die natürliche Rückwirkung solcher Erfahrungen, die dem Geiste die so nöthige Freudigkeit zu rauben und dadurch auch den lebendigsten Eifer im Dienste des Reiches Christi zu schwächen drohen, hat mich darum schon oft über mich selbst mit Besorgniß erfüllt. Indessen bin ich durch die Führungen meines bisherigen Lebens so sehr daran gewöhnt, mich ganz der Leitung Gottes zu überlassen, daß ich nur mit Aengstlichkeit, ja mit innerm Widerspruch mich entschließen könnte, zur Umgestaltung meiner Lage einen eigenmächtigen Schritt zu thun. Und dieser Grund war es denn auch vornehmlich, der mich bestimmte, auf die ohne all mein Zuthun von Ihnen in Anregung gebrachte Sache auch nur auf die entfernteste Weise einzuwirken, in dem gewissen Glauben, daß auch hier geschehen werde, was gut und ersprießlich sei. Schon hatte ich den Gedanken, daß bei Besetzung der Stelle an Ihrer Kirche weiter auf mich reflectirt werden könne, ganz aufgegeben, indem ich die anderweitige Vergebung derselben bereits als

entschieden annahm, als ich vor einigen Tagen hörte, daß die Entscheidung noch keineswegs so nahe sei. Ich wurde von Neuem durch den Gedanken lebhaft ergriffen. Ich entschloß mich, einmal nach Frankfurt zu gehen, Ihre Kirche und Sie zu besuchen. Ich habe dies gethan. Der lebendige, religiöse Sinn, das große kirchliche Interesse, das ich in Ihrer Gemeinde in eben so hohem Maße wahrgenommen, als ich es anderwärts vermißte, hat mich mit dem lebhaften Wunsch erfüllt, einer solchen Gemeinde neben Ihnen das Evangelium predigen zu dürfen. Und das, verehrtester Herr Amtsbruder, ist es, was ich gestern Ihnen zu sagen verhindert ward und was ich darum jetzt, wiewohl mit Schüchternheit, schriftlich sage — was ich Ihnen sagen kann, ja sagen muß, ohne mir selbst untreu zu werden. Antworten Sie mir nun, was Sie für gut halten, oder antworten Sie mir auch nicht, wenn es Ihnen nicht gut erscheint. Ich bin beruhigt, daß ich mich gegen Sie ausgesprochen habe, und bleibe unter allen Umständen mit gleich hoher Achtung und Liebe

Ihr treuverbundener Bruder in Christo.

Zimmer.

Hierauf antwortete ihm am 13. Juni 1827 Consistorialrath Spieß: „Ihr schätzbarer Brief vom 11. kam gestern gerade an, als ich im Begriff war, zur Presbyterial-Versammlung zu gehen. Ich glaube darin einen Wink von Oben zu sehen: wie Sie selbst, um gegen sich wahr zu sein, sich gedrungen fühlten, Ihre Wünsche gegen mich auszusprechen, so mußte ich auch dieselben mit rückhaltloser Offenheit der Behörde mittheilen, welcher der Herr die Erfüllung derselben zunächst in die Hände gegeben hat. Mir wurde demnach der Auftrag, Ihnen zu melden, wenn Sie etwa Belieben trügen, sich der Gemeinde durch eine Gastpredigt näher bekannt zu machen, so stehe Ihnen mit Vergnügen am nächsten

Sonntag Nachmittag den 17. die Kanzel offen. So weit mein Auftrag, und ich möchte sofort schließen mit Ihren eigenen Worten: „Thun und lassen Sie nun, was Ihnen gut erscheint.“ Ich bin beruhigt, daß ich zur Erfüllung Ihrer Wünsche, die ich, wenn es der Herr will, mit den meinigen sehr wohl vereinigen kann, das gethan habe, was in meinen Kräften steht. Damit Sie jedoch nicht zweifeln, wie höchst schätzbar mir Ihre freundschaftliche Zuneigung und das Vertrauen ist, womit Sie mich beehren, wie gern ich demselben in jeder Hinsicht entsprechen möchte; so kann und darf ich Ihnen zwar keinen Rath geben, aber folgende Bemerkungen bin ich zur Ihrer Erwägung Ihnen mitzutheilen verbunden.

Einem Manne, dessen Amtsführung als tüchtig und vorzüglich anerkannt ist, und welcher seine Weise zu predigen durch den Druck einer Predigtsammlung dem Publikum kund gegeben hat, sollte man es gar nicht zumuthen, durch das unzulängliche Probestück einer einzelnen Gastpredigt sich erst einer Gemeinde und dem Vorstande derselben bekannt zu machen. Allein wie Wenige unter denen, welche bei einer Predigerwahl ihre Stimme geben, mögen sich durch das Lesen gedruckter Predigten über die eigenthümlichen Vorzüge eines Predigers unterrichten? Wie Viele derselben sind auch weniger im Stande, Inhalt und Geist einer Predigt zu fassen, als sie durch den Reiz des äußern Vortrages bestimmt werden? Ja wieviel wirkt hier überhaupt das Interesse, welches nähere persönliche Bekanntschaft einflößt.

Inwiefern nun diese Gründe Sie bewegen können, obigem Anerbieten Folge zu leisten, muß ich gänzlich Ihrem eignen Ermessen anheimstellen, und bemerke nur noch zur Erläuterung des mir gewordenen Auftrages, daß die Mehrheit im Presbyterium Willens ist am 20. Juli die Vorwahl zur Präsentation von Vieren abzuhalten, und weil die Vor-

mittagspredigt am 17. bereits Herrn Pfarrer Klein aus Weilburg zugesagt ist, und dieser erwartet wird, so konnte Ihnen kein anderer Zeitpunkt zu einer Gastpredigt, als der Nachmittag des 17. Juni, angeboten werden. Schließlich die Bitte, daß Sie die Güte haben wollen, mir umgehend zu melden, ob Sie dem Anerbieten Folge zu leisten geneigt sind oder nicht, damit im ersteren Falle die Gemeindeglieder vorher von Ihrem Auftreten benachrichtigt werden können, indem ohne diese Vorsorge gewöhnlich der nachmittägige Gottesdienst weit weniger als der vormittägige besucht wird, und das zahlreiche Auditorium, welches Sie am vorigen Sonntag auch insbesondere des Nachmittags in unserer Kirche erblickten, keineswegs als der gewöhnliche Maßstab des in unserer Gemeinde herrschenden kirchlichen Sinnes, sondern vielmehr nur als eine seltene Ausnahme von der Regel kann betrachtet werden. Ich schließe mit der Versicherung vorzüglicher Hochachtung und aufrichtiger Bruderliebe in Christo als Ihr ergebenster

Dr. Spieß, Pfarrer und Consistorialrath."

Zimmer hatte am 14. Juni seine Bereitwilligkeit erklärt, das Anerbieten einer Gastpredigt anzunehmen, und hielt dieselbe, wie bestimmt, am 17. dieses Monats. Am 11. Juli wurde ihm durch das Presbyterium und den Consistorialrath Spieß mitgetheilt, daß er gewählt sei. Am 31. Juli erfolgte die Bestätigung des Senats dieser seiner Wahl zum Pfarrer der deutsch-reformirten Gemeinde.

Am 23. September 1827 hielt Zimmer seine Abschiedspredigt in Lich. Nach dem Gottesdienst brachten ihm Kinder der Gemeinde einen silbernen Becher, und seine Freunde gaben ihm manche Beweise ihres herzlichen Wohlwollens. Am 26. September verließ Zimmer mit seiner Familie, die sich wieder um eine Tochter vermehrt hatte, Lich, und brachte

die Seinigen nach Homburg, während er gleich nach Frankfurt weiter reiſte und dort bei ſeinem Collegen Spieß logirte. Am 1. October wurde er in ſein Amt eingeführt und hielt am 7. ſeine Antrittspredigt. Wir theilen die Eingangsworte derſelben hier mit.

„Mit tiefbewegter Seele, mit gemiſchten Empfindungen von Freude und Beſorgniß betrete ich heute zum erſten Male dieſe heilige Stelle, als verordneter Lehrer des göttlichen Wortes an einer durch ihren kirchlich-religiöſen Sinn ausgezeichneten Gemeinde; in einer Stadt, die durch ihr Alter und ihren Rang ſo ehrwürdig iſt, in deren wechſelvollen Schickſalen, namentlich auch in neueren, verhängnißvollen Zeiten, ſich Gottes waltende Vorſehung ſo ſehr verherrlicht hat, die durch geiſtiges und wiſſenſchaftliches Streben, das in ihrem Schooße ſo reichliche Nahrung und ſo glänzende Unterſtützung findet, durch großartige Anſtalten für Kunſt und jegliche Bildung, wie durch den Gewerbfleiß, den Wohlthätigkeitsſinn und die Tugenden ihrer Bürger unter den Städten des deutſchen Vaterlandes hervorleuchtet, einer Stadt, die mir überdies noch durch freundliche Erinnerungen aus meiner Jugend, die ich hier verlebte, und durch das Andenken an geliebte Freunde, die ich hier gefunden, ſo werth und theuer iſt. Wie ſollte ich denn mich nicht glücklich ſchätzen, nun einer ſolchen Gemeinde anzugehören, und Einwohner und Bürger einer ſolchen Stadt zu ſein? Aber in welch ganz anderen Verhältniſſen ſehe ich mich jetzt, als diejenigen waren, unter denen ich einſt, vor fünfunddreißig Jahren, hier meine erſte Bildung zu einem weltlichen Berufe empfing. Ich ſehe mich als Prediger des Evangeliums, deſſen Dienſt ich mich nach Gottes Rathſchluß erſt im männlichen Alter gewidmet, in eine Stadt und an eine Gemeinde verſetzt, die durch ihre Bildung mehr als

gewöhnliche Ansprüche zu machen berechtigt ist; an einen Platz, den sonst ein verdienter, menschenfreundlicher, frommer Lehrer (Passavant) eingenommen, dessen Hingang noch lange die Gemeinde, die mit inniger, treuer Liebe an ihm hing, schmerzlich beklagen wird. — Daß Gott es ist, der mich hierher berufen, daran kann ich nicht zweifeln; das war meine feste Ueberzeugung, da ich diesem Rufe folgte. — Aber auch Ihr, Geliebte, müßt diesen Glauben festhalten, daß Gott mir diesen Beruf unter Euch zugetheilt hat. — In diesem Glauben schenkt mir Euer Vertrauen, wenn ich hier in diesem Hause Euch Gottes Wort verkündige, in diesem Glauben führt mir Eure Kinder zu, daß ich sie unterweise in der Lehre des Lebens, in diesem Glauben eröffnet mir den Kreis Eurer Familien und laßt mich den Trost des Evangeliums an das Krankenbett der Euren tragen, in diesem Glauben betet für mich, daß Gott mich mit seinem Geiste unterstütze zu seinem Werke."

Die deutsch-reformirte Gemeinde, von welcher Zimmer zum Pfarrer gewählt wurde, ist aus fremden Einwanderern, hauptsächlich aus den Niederlanden, hervorgegangen, die um ihres Glaubens willen ihren heimathlichen Herd verlassen hatten und hier im Jahre 1554 eine Zufluchtsstätte fanden. Es wurde ihnen jedoch nur kurze Zeit der öffentliche Gottesdienst hier gestattet, den deshalb ein Theil von ihnen vom Jahre 1595 an im benachbarten Bockenheim halten mußte, während ein anderer Theil nach Hanau auswanderte. Dann fand der Gottesdienst vom Jahre 1610 an eine geraume Zeit in Offenbach statt, und später wieder in Bockenheim, wo im Jahre 1638 die Gemeinde ein eignes Kirchlein erbaute, in welchem sie 150 Jahrelang ihren Gottesdienst hielt. Die Gemeinde ergänzte und erweiterte sich allmählich durch Mitglieder aus der Pfalz, Hessen und anderen Gegenden. Im Jahre 1787 wurde ihr

endlich gestattet ein eignes Gotteshaus in Frankfurt zu bauen, in welchem sie am 17. März 1793 den ersten Gottesdienst feierte.

Ein Jude, den Zimmer in Worms kennen lernte und der seitdem sich hatte taufen lassen, begrüßte ihn, als er von Zimmer's Wahl zum Pfarrer in Frankfurt hörte, mit einem Schreiben in hebräischer Sprache, das übersetzt lautet:

„Am zwölften Tage des Monats Juli im Jahre 1827 nach der Geburt Jesu Christi des Messias. Viel Frieden meinem Herrn, der seiner Gemeinde Wahrheit lehrt! „Darum freut sich mein Herz und jubelt meine Seele" (Psalm 16,91). So sprach ich mit dem heiligen Sänger in meinem Ergriffensein bei meinem Hören, daß Du zum treuen Hirten und Lehrer der hochgeehrten deutschen reformirten Gemeinde in dieser Stadt erwählt wurdest. Du kennst mich aus der Zeit, da ich unter dem Namen Joseph Bamberger in der Stadt Worms war und unter Deinem Schatten und Deiner Güte Zuflucht fand, und Du den Anfang dazu machtest, mir den Weg der Wahrheit und das Licht des Heils zu zeigen. Nun aber ist es mir, gesegnet sei Jehova, in Aufrichtigkeit und Fülle zu unserem Besitz geworden. Sei nur stark und fest, daß das Gefäß des Evangeliums nicht von Deinem Munde weiche! Dann wirst Du geliebt sein von Gott und den Menschen. Dies ist das Gebet Deines gehorsamen Dieners

Johann Joseph Bergmann."

Am 12. October 1827 schrieb Zimmer seiner Tochter in Heidelberg.

„Sei uns gegrüßt zum erstenmal aus dem neuen Wohnort, der auch Deine Heimath künftig sein wird. Gott segne unser Leben in demselben und lasse uns hier Ruhe finden. Bis jetzt fehlt mir diese Ruhe zwar noch sehr und ich fühle mich noch gar zu fremd. Aber wir haben ja auch so liebe theure Freunde verlassen, daß es kein Wunder ist, wenn es dem

Herzen noch an Freudigkeit in der so ganz neuen Lage und unter der fremden Umgebung fehlt. Uebrigens bewohnen wir ein recht schönes, geräumiges und bequemes Haus, das Dir M. einmal ordentlich beschreiben muß. Wir sind mit Freundlichkeit empfangen worden, und jedermann kommt uns mit Liebe entgegen."

Am 10. November schrieb ihm die Fürstin von Lich, die ihn sobald wieder scheiden sehen mußte:

„Es wird mir so schwer, Sie, Herr Pfarrer, anders zu nennen, als sonst! Ueberhaupt war es mir tröstlich, in der ersten Zeit, nachdem wir Sie verloren haben, nicht in Lich zu sein. Ich weiß nicht, wie ich mich darein finden soll, C. zu hören, und kann ja doch, wie ich möchte, nicht immer aus der Kirche bleiben, um in meinem stillen Kämmerlein eine gute Predigt zu lesen. Das ist hart, muß aber getragen werden! Die Heiterkeit, die ich noch in Ihrem Briefe vermisse, wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen; sie ist in Ihrem Berufe nöthig und kann Ihnen nicht lange fehlen, da gottlob Ihre Familienverhältnisse zu den glücklichsten gehören, und Sie bei einer so gebildeten Gemeinde gewiß immer mit dem Bewußtsein, erkannt zu werden, Beifall zu erndten und offene Herzen zu finden, predigen werden. Sie haben nun in Ihrer jetzigen Lage, was den Geistlichen aufmuntern, erfreuen und stärken kann, nun wolle Ihnen und den Ihrigen der himmlische Vater auch ferner Gesundheit verleihen, denn ohne sie genießt man Alles nur unvollkommen, und sie hat nur gar zuviel Einfluß auf die Stimmung des Menschen, so gerne er sich auch davon frei machen möchte, als von einer ihn herabwürdigenden Schwäche.

Daß Sie und Ihre liebe Frau mein kleines Andenken so freundlich aufgenommen haben, freut mich. Sie wissen, wie gerne ich in Ihrer Erinnerung fortleben möchte.

Uebermorgen verlassen wir, mein Ludwig und ich, denn Ferdinand ist seit dem 24. October wieder in Göttingen, unser liebes Hohensolms, wo seit vorigem Jahre so Vieles anders und besser geworden ist. — Ich war in allen Schulen, eine einzige ausgenommen; wo die Lehrer aus Friedberg stehen, sind sie in dem besten Zustande. — Jetzt, da Sie mir fehlen, will ich mich der verwaisten Schulen im Lichischen um so eifriger annehmen. Wären nur die Wege im Winter bei uns nicht so schlecht; doch wenn es gefroren hat und ich wohl bin, geht es vielleicht, daß ich sie besuche.

Wie sollen wir es nur anfangen, um die von Ihnen erwartete vortheilhafte Bestimmung wegen der Steuern zu erlangen? Ich bitte um Ihren Rath und Ihre Mitwirkung, grüße die Ihrigen, und bitte Sie, Herr Pfarrer, die Versicherung meiner wahren Hochachtung zu genehmigen. Mein Sohn sagt Ihnen viel Herzliches und ich bin

Ihre ergebene Dienerin
Henriette Fürstin zu Hohensolms
Vormünderin."

Hohensolms, den 10. November 1827.

Am 20. December schrieb er seiner zweiten Tochter: „Du armes Kind, hast recht lange Nachricht von uns entbehren müssen, und bist doch nicht müde geworden uns regelmäßig zu schreiben. Deine Briefe haben uns immer große Freude gemacht, auch dem Onkel, der uns oft besucht, und Deinem Bruder K., der einmal bei uns war. — Daß Du uns immer schreibst, wenn Du zum heiligen Abendmahl gehst, ist recht brav. So können wir doch immer an dem, was Deine Seele beschäftigt, theilnehmen, und unsere Andacht mit der Deinigen vereinen. Wir nehmen ja so gerne Theil an jeder Deiner Freuden, wie viel mehr an der höchsten, die es gibt."

Den 20. Februar 1828 gibt er seiner Tochter Nachricht von der Geburt eines Brüderchens am 19. Februar. „Du wirst Dich mit uns des neuen Ankömmlings freuen, der recht gesund und kräftig ist, und ein wackerer Bursche zu werden verspricht."

Auf Ostern kehrten der älteste Sohn, der in Lich seine Lehre als Apotheker beendigt hatte, und die zweite Tochter aus der Heidelberger Pension in's Vaterhaus zurück, sodaß nun zum erstenmal alle acht Kinder bei den Eltern vereinigt waren.

Am 10. Juni schrieb ihm Friedr. Perthes aus Gotha: „Professor Ullmann schreibt mir, daß Sie für die „Studien und Kritiken" eine Anzeige von Luther's Schriften liefern wollten. Das wäre mir sehr lieb. — Sie dürfen Briefe an mich nur immer an S. Schmerber, Besitzer der Brönner'schen Sortimentsbuchhandlung, zur Beförderung geben. Dieser wackere junge Mann ist mir lieb, besonders deshalb, da er während seines Aufenthaltes bei uns dem seligen Besser in den letzten Lebensjahren Stütze und Trost gewesen war. Mir und den Meinigen geht es im Ganzen wohl. Agnes hat dieser Tage das fünfte Kind bekommen, Luise hat zwei, Mathilde eines. Matthias candidatirt fortdauernd in Hamburg, Clemens studirt Jura, Leonore ist zum Besuch bei der Großmutter in Wandsbeck, Andreas ist bei mir und will Buchhändler werden. Nun habe ich noch aus zweiter Ehe einen kleinen Rudolf. Genug Gottes-Segen! Wird es Ihnen und den Ihrigen wohl in Frankfurt? Wie gerne spräche ich Sie; aber es müßte mehrere Tage hindurch sein, sonst kämen wir mit der Recapitulation unserer Lebenslaufbahn nicht zu Ende. Gott sei mit Ihnen und uns Allen."

In diesem Jahre wollte Professor Aug. Böckh aus Berlin seinen Freund Zimmer besuchen, da dies aber wegen

gefährlicher Erkrankung eines von Zimmer's Kindern nicht geschehen konnte, schrieb ihm Böckh:

„Wiewohl es mir leid thut, theurer Zimmer, daß wir uns jetzt vor der Hand nicht wieder sehen werden, und vorzüglich, daß der Grund davon eine Krankheit ist, so danke ich Dir doch recht sehr dafür, daß Du mir die Krankheit Deines Kindes gemeldet hast. Ueberzeugt davon, daß Du uns mit großer Güte würdest aufgenommen haben, muß ich es natürlich jetzt vorziehen, nicht zu Euch zu kommen, und werde wahrscheinlich Frankfurt gar nicht berühren, sondern über Offenbach nach Hanau gehen. Leider würde unser Zusammensein in Frankfurt auch nicht viel Freude gewähren — meine Frau hat sich auf der Reise gar nicht erholt, und befindet sich in einem sehr gereizten Zustande, der mich bedenklich und die Rückreise beschwerlich macht.

Grüße Deine Frau und Kinder herzlich von Deinem getreuen Freunde Böckh."

Heidelberg, den 23. September 1828.

Die Fürstin von Hohensolms-Lich schrieb ihm den 14. November dieses Jahres aus Büdingen:

„Werthester Herr Pfarrer! Ich wußte es wohl, daß Sie an dem glücklichen Ereigniß in meinem Hause nicht ohne Antheil sein würden, aber wohlthätig war es mir doch, es aus Ihrem Briefe zu erfahren, daß Sie unserer noch gedenken. Ebenso gewiß haben Sie mir nicht zur Niederlegung meiner Vormundschaft, die ich nur zu lange führen mußte, Glück gewünscht. Manche Gelegenheit, Gutes zu wirken, ist mir freilich dadurch entgangen, aber auch manche bange Sorge hört nun mit der Verantwortlichkeit auf, und ich darf ja fest hoffen, daß mein Sohn da helfen und wirken wird, wo mir es zu thun möglich gewesen wäre. Die Aufsicht

über unsere kleinen Anstalten hat er mir übertragen, und ich habe mich nur auf Monate, nicht auf Jahre von Lich entfernt, bin vorerst hier, wo ich mich bei meiner bewährten Freundin und meiner künftigen Tochter recht glücklich fühle, und habe den Trost, meinen guten Sohn in meiner Nähe zu haben. Er brachte mich her und wir hoffen ihn bald wiederzusehen.

Der Unterricht in unsern Schulen in Lich entspricht nun endlich meinen Wünschen, nur erschwert noch die Stadt rücksichtlich der Mädchenschule das Gute, was geleistet werden könnte, weil sie dem armen N. aufbürdet, was ihm nicht zu thun obliegt. Daß doch ohne Kampf so wenig durchzusetzen ist; allenthalben Hindernisse! Von Ihnen wolle Gott alles Betrübende abwenden und Sie stärken, wenn Er Prüfungen sendet! Hoffentlich ist Ihr Kind wieder hergestellt, und alle Ihre lieben Kinder wohl, mit der würdigen Hausfrau, die ich herzlich mit den Kindern grüße. — Ihre Bescheidenheit erlaubt Ihnen immer nicht an den Segen zu glauben, den Sie verbreiten, und der nicht ausbleiben kann, wo Sie leben und predigen."

Im Jahre 1829 besuchte die Fürstin Zimmer in Frankfurt.

Am 30. September dieses Jahres starb Zimmer's würdiger College, Consistorialrath Dr. Spieß. Zimmer hielt zu seinem Gedächtniß zwei Reden, eine beim Begräbniß am 3. October über Jesaias 3, 10; die andere in der Kirche am 4. October über Sprüche Salomonis 10, 7: Das Gedächtniß des Gerechten bleibet im Segen. Aus beiden theilen wir einige Stellen mit:

„Was soll ich predigen? So meine leidtragenden Mitchristen, dachte ich, im Gebet zu Gott flehend, als ich durch den plötzlichen, beklagenswerthen Hingang des theuren Amtsgenossen die schmerzliche Aufforderung erhielt, an seinem Grabe

zu Euch zu reden. Wovon zwar könnte ich, selbst vom tiefsten Schmerz ergriffen, anders reden, als von dem unersetzlichen Verluste, den eine mit der innigsten Zärtlichkeit an dem Heimgegangenen hängende Familie, den viele mit dem Seligen enger verbundene Freunde, den eine ganze Gemeinde, die bisher das Wort des Lebens so rein und so gewaltig aus seinem Munde zu hören das unschätzbare Glück hatte, ja, den die ganze Stadt durch den Hingang eines hochgeschätzten evangelischen Lehrers und patriotischen Bürgers erlitten hat? Wie könnte ich anders, als in die Trauer derer mit einstimmen, die, ihm die letzte Ehre erzeigend, sein Grab umstehen? Aber auch zu trösten sein Volk, ist ja mein Beruf vom Herrn, als Diener seines Wortes, und im Gefühl, wie schwer es mir werde, hier an diesem Grabe solchen Beruf zu erfüllen, dachte ich, zu Ihm flehend: Herr, was soll ich predigen? Er aber zeigte mir das Wort, das einst der Prophet Jesaias in seinem Namen gesprochen: „„Prediget von den Gerechten, daß sie es gut haben; denn sie werden die Frucht ihrer Werke essen!““ Nun wohlan denn, nicht von dem schmerzlichen Loos, das uns, sondern von dem Loos, das ihm gefallen ist auf's lieblichste, laßt mich einige Worte zu Euch reden, um aus dem Hinblick auf das gute Theil, das ihm geworden, Trost in unserem Schmerz zu schöpfen.

„Unter die Gerechten, die es gut haben, gehörte gewiß der Heimgegangene in jedem Sinne des Wortes. Die strengste Gerechtigkeit war das Hervorstechendste seiner eigenthümlichen Denk- und Handlungsweise, seines ganzen Lebens. Recht und Wahrheit ging ihm über Alles überall, wo er zu reden und zu handeln hatte. — Aber er war doch weit entfernt, auf diese Gerechtigkeit, so sehr auch sein Leben in allen Beziehungen dieselbe offenbarte, zu bauen und seine

Hoffnung zu ſetzen. Nein! er ſetzte vielmehr ſein Vertrauen auf die Gerechtigkeit Jeſu Chriſti, die er predigte, er ergriff mit frommem Glauben und feſter Zuverſicht das Heil, das Gott nicht um der Werke willen der Gerechtigkeit, die wir gethan haben, ſondern allein aus Gnade in Seinem Sohne verheißen hat, und ſtrebte in dieſem Glauben mit redlichem Eifer nach der Heiligung in den Früchten der Gerechtigkeit, die durch Jeſum Chriſtum geſchehen."

In der zweiten Rede hebt Zimmer namentlich die Bedeutung Spieß's als Prediger des Evangeliums hervor, indem er ſagt: „Was ihn beſonders als Kanzelredner auszeichnete, war ſein erleuchteter Blick in die heiligen Schriften, deren tiefer Sinn ſeinem forſchenden Geiſt wie Wenigen aufgeſchloſſen war, ſo daß ſeine Erklärung derſelben nicht nur dem Nachdenkenden faſt immer augenblicklich als die rechte und einzige ſich darſtellte, die ihn in den Geiſt des göttlichen Wortes einführte, ſondern auch den Gelehrten oft überraſchte und ihm plötzlich Licht über eine Stelle gab, über die alle Hülfsmittel ihn lange im Dunkel gelaſſen hatten. Was ihn beſonders auszeichnete, war ſein praktiſcher Sinn und die eigenthümliche Geſchicklichkeit und Gewandtheit ſeines Geiſtes, wonach er alle beſonderen Ereigniſſe, Umſtände und Verhältniſſe zu benutzen verſtand, und aus dem reichen Schatz ſeiner Bibelkenntniß faſt immer das für ſeine jedesmalige Betrachtung auswählte, was nach ſeiner vielſeitigen Menſchenkenntniß und Erfahrung dem Bedürfniß ſeiner Zuhörer jetzt am meiſten entſprach und zur Förderung des Seelenheils dienen konnte." Nachdem er ihn noch als Katecheten und Seelſorger geſchildert, ſagt er: „Wie ſollte das Gedächtniß dieſes Gerechten nicht im Segen bleiben bei Euch Allen? Ja, es bleibt im Segen bei uns Allen, auch bei mir. Zwei Jahre waren es an ſeinem Todestage, daß er mich Euch

hier vorstellte, daß er mich mit freundlichem brüderlichen Vertrauen aufgenommen, daß wir in ungestörter friedlicher Eintracht gelebt und gewirkt. Wie er mir seitdem in so vieler Beziehung ein ermunterndes Muster und Vorbild gewesen, so wird er es auch ferner bleiben; und indem ich demselben nachstreben werde, wenn ich auch nie hoffen kann, es zu erreichen, wird sein Gedächtniß auch durch mich, so mir Gott Gnade gibt, noch unter Euch im Segen bleiben."

Am 13. October 1829 wurde Zimmer Mitglied des Consistoriums. Im Jahre 1830 bekam er in dem Pfarrer J. H. L. Schrader einen Collegen, mit dem er bis an sein Ende in innigem Verhältniß stand.

Zimmer's Wirksamkeit in Frankfurt währte fast fünfundzwanzig Jahre, und war eine reich gesegnete.

Bald aber stellten sich körperliche Leiden ein, die offenbar Folgen waren der großen Anstrengung, die sein Berufswechsel bei vorgerückten Jahren mit sich brachte. Eine Reihe von Jahren gebrauchte er die Bäder in Schwalbach und genoß die Landluft seines Geburtsortes, beides meist mit gutem Erfolg, doch beklagte er es sehr, wenn er es allein genießen sollte. So schrieb er beim ersten Besuch Schwalbach's am 22. Juli 1832 an seine Frau: „Die Gegend von Schwalbach machte gleich beim Eintritt einen sehr angenehmen Eindruck auf mich. Meine Wohnung ist recht dazu geeignet, denselben zu unterhalten; ich sehe aus meinem Bette auf die grünen Berge und in die Promenaden, die nach dem Stahlbrunnen führen, der nur hundert Schritte von mir entfernt ist. Es würde mir hier überaus wohl gefallen, wenn ich Dich oder die Mädchen bei mir hätte."

Den 26. Juli schrieb er seiner Frau:

„Mit freudiger Rührung gedenke ich an diesem Morgen des Tages, den wir heute vor acht Tagen mit einander

feierten (es war der 25. Jahrestag ihrer Ehe)! Er wird, das hoffe ich zu Gott, gewiß nicht ohne Segen für uns und unsere Kinder sein. Möge Gott sie uns, möge Er uns ihnen noch so lange erhalten, als es für sie, besonders für ihr ewiges Heil, gut ist." Ein andermal schrieb er seiner Frau: „Ach könntest Du doch nur acht Tage hier sein und die gute Luft in den anmuthigen Thälern, und das herrliche Wasser genießen. Es drückt mich oft der Gedanke, daß ich für mich allein hier so viel Geld verwende."

Im Jahre 1833, am 26. Januar, starb ihm ein lieber Freund, Alex. Stein, Pfarrer an der heiligen Geistkirche, an dessen Grab Pfarrer Rehbock eine Rede hielt und Zimmer ein Gebet sprach. Er war Zimmer's Nachbar und es bestand zwischen ihnen ein inniger Verkehr, so daß Stein's Tod ein großer Verlust für Zimmer war.

In diesem Jahr ging Zimmer wieder nach Schwalbach und schreibt von dort am 19. Juli an seine Frau: „Zum erstenmal in den sechsundzwanzig Jahren unseres Ehestandes feiern wir diesen Tag heute nicht mit einander; doch vereinigen sich gewiß unsere Herzen im Gebete zu Gott, daß seine Gnade ferner die Verbindung, die wir einst an diesem Tage geschlossen, wolle gesegnet werden lassen, zu unserer und unserer Kinder Heil, wie wir Ihm danken für das viele Gute, das Er uns in derselben in dieser Zeit hat zu Theil werden lassen. Sein Name sei gelobt! Es sind hier manche Bekannte aus meinen früheren Gemeinden, sodaß ich, wenn ich den nächsten Sonntag predigen wollte, Licher, Wormser und Frankfurter um mich sehen könnte. Der Fürst von Lich begegnete mir am ersten Morgen mit seiner Gemahlin auf der Promenade, und wohnt neben mir. — Da ich eben so weit geschrieben hatte, kam der Fürst von Lich, mir in meiner schlechten und unordentlichen Stube einen Besuch zu

machen. — Was ich voriges Jahr in unserem lieben Pfeiffer*) hier hatte, das geht mir leider dieses Jahr hier ab." — Eine Nachcur genoß Zimmer wieder in Homburg, wo auch die Seinigen sich einfanden. Im Jahre 1834 brachte er seine Sommerferien in Homburg zu, im Jahre 1835 war er mit seiner Frau und einer Tochter und dem jüngsten Sohn in Schwalbach.

Am 25. Januar 1836 schrieb Zimmer einem seiner Söhne, der das Vaterhaus verlassen, um als Gehülfe in ein Geschäft in Heidelberg einzutreten: „Wir empfinden Deine Entfernung von uns schmerzlich, und für mich besonders ist durch dieselbe eine große Lücke entstanden, da Du ja unter allen Deinen Geschwistern am meisten auf meiner Clause mich besucht hast, und mir überhaupt so manche Verbindung vermittelt, wie denn Deine Nähe mir immer unbeschreiblich wohlgethan, wenn ich's auch nicht viel geäußert habe. — Daß Du Dir dort einen Freund wünschest, begreife ich wohl und wünsche ihn Dir von Herzen. Hast Du den Vicar Ad. Schwarz (Sohn des Kirchenraths Schwarz, der zur Zeit der Romantiker in Heidelberg Professor der Theologie war) schon besucht? Dann aber will ich Dich besonders auf Fritz Kayser, den zweiten Sohn der Frau Dr. Kayser (deren Mann Zimmer Unterricht in den alten Sprachen gegeben hatte) aufmerksam machen. Er hat in Halle Theologie studiert und mich auf seiner Reise dahin hier besucht, und gefiel mir sehr. Er ist ein Mensch von ernster, gediegener Gesinnung. — Hinsichtlich Deines Berufes gebe ich Dir den väterlichen Rath: wende in der Zeit, die demselben gewidmet ist, Deine ganze Aufmerksamkeit darauf, thue Alles mit größter Sorgfalt. Komme früher und gehe später als es sein muß. Es wird mir angenehm sein,

*) Pfarrer in Homburg v. d. Höhe.

wenn Du mir etwas umständlich über Deine Thätigkeit Nachricht geben willst."

Im Sommer des Jahres 1836 gebrauchte Zimmer wieder Schwalbach und schrieb von da am 30. Juni an seine Frau: „Ich kann euch nicht sagen, mit welchem Wohlgefühl ich gestern zum erstenmal wieder in der lieben Gegend umher ging und mir sagen durfte: siehe das Alles sollst du nun vier Wochen lang genießen. Ach wie reich fühle ich mich und wie dankbar bin ich, daß Gott so gütig gegen mich ist und mir gestatten will, was so Manche entbehren müssen. Nun, Er lasse mir's in jeder Hinsicht zum Segen werden. Könntest Du und einige der Kinder es mitgenießen!"

Als Nachcur machte er im Herbst mit Pfarrer Pfeiffer eine Reise nach Kurhessen, auf der ihn einer der Söhne begleiten durfte. In Marburg wurden besonders die Professoren Kling, J. Müller und Puchta, sowie Superintendent Justi besucht. Auf der Straße begegnete ihnen ein Maler, dem Zimmer's Gesicht wegen der Aehnlichkeit mit Luther auffiel, und der ihn zeichnete. Diese Zeichnung ziert nun in einem Lichtdruck dieses Buch.

Im Juli 1837 machte Zimmer eine Reise nach Heidelberg und Stuttgart, wo er W. Hofacker und A. Knapp predigen hörte. Mit Hofacker machte er eine Fahrt nach Kornthal, bei A. Knapp war er zu Tisch. In diesem Sommer ging er auch noch kurze Zeit nach Homburg, wo er predigte.

Im Sommer 1838 mußte er wieder nach Schwalbach, nachdem er Wochenlang leidend gewesen und sein Amt nicht hatte versehen können. „Heute sind es einunddreißig Jahre", schrieb er am 19. Juli seiner Frau, „daß Gott Dich mir gegeben. Welch eine lange Zeit und was schließt sie alles in sich! Obgleich heute getrennt, hast Du Dich gewiß diesen Morgen mit mir vor Gott gebeugt und Ihm gedankt für

Alles, was seine Barmherzigkeit in diesen Jahren so reichlich an uns gethan hat. Möchte Gott uns insbesondere dieses Jahr recht gesegnet werden lassen, in welchem sich unser erstes Kind verheirathet, und möchte Er auch auf dessen Ehe alle uns bewiesenen Wohlthaten übertragen."

Im Mai 1839 wurde Zimmer der erste Enkel geboren und von ihm getauft. In demselben Monat dieses Jahres war auch die Hochzeit der ältesten Tochter mit Dr. med. Nebel von Heidelberg.

Am 30. August schrieb er einem seiner Söhne, daß er von einer vierwöchentlichen Reise glücklich zurückgekehrt sei. „Mit meiner Reise habe ich Ursache sehr zufrieden zu sein. Sie hat mich körperlich ziemlich gestärkt und mir gar manchen Herzensgenuß gewährt. In Heidelberg lernte ich zu meiner Freude Professor Rothe kennen und in Speyer Consistorialrath Rust. Von Worms aus, wo ich predigte, machte ich eine Excursion nach Grünstadt. Später war ich noch eine Zeitlang in Homburg und machte von da eine Reise nach Wetzlar und Umgegend, wo ich liebe Menschen kennen lernte. Seit meiner Rückkehr habe ich auch hier einige liebe Leute gesehen u. A. Krummacher, Lisko und Hofrath Weber aus Lich. Sehr leid war mir's, daß ich Professor Olshausen nicht sah, der gerade an dem Tag nach Homburg kam, an welchem ich meine Tour antrat."

Am 20. October schrieb er demselben Sohne: „Es ist mir sehr erfreulich mit diesen Zeilen einen lieben Bekannten, L. C., der den Sommer über das hiesige Gymnasium besucht hat, zu Dir begleiten zu können. Er gedenkt ein Jahr in Erlangen Theologie zu studiren. Ich bitte Dich, ihn mit einigen Professoren, die Du selbst näher kennst, bekannt zu machen, etwa mit Krafft und Raumer, die Du herzlich grüßen willst. Auch zu Professor Stahl kannst Du ihn ja wohl bringen. —

Des lieben Olshausen's frühzeitiger Heimgang hat mich sehr erschüttert. Für die Mittheilung der Grabrede danke ich Dir. Grüße Kastner's."

Am 11. März 1840 schrieb noch einmal Clemens Brentano, aus München, an seinen alten Freund Zimmer: „In der Stunde, da ich Ihren wohlwollenden Brief erhielt, reist mein Neffe Louis hier durch, und mißtrauisch auf meine Nachlässigkeit, gebe ich ihm diese Zeilen mit, damit Ihr treues Freundschaftsgedenken an mir nicht zu Schanden werde. — Leider, habe ich die Märchen bereits Herrn Schmerber zugesichert, der sie einer armen Anstalt, der sie angehören, anständig honorirt. Also ist mir nicht möglich, Ihren mich so sehr unverdient ehrenden Freundes- und Vaterwünschen zu entsprechen.*)

„Ihr Andenken ist mir immer unbefleckt lieb und theuer. Ein Buchhändler, wie Sie es waren, ist so ehrwürdig, wie eine unschuldige Magd im Wirthshaus. Gott lohne Ihnen in Ihren Kindern, er mache alle seine Gnade an Ihnen voll. Grüßen Sie alle die lieben Ihrigen, die von mir wissen. Görres denkt Ihrer oft mit herzlicher Verehrung und grüßt Sie. Gott nehme alle die Seinen in seine väterliche Hut. Wir gehen schweren Zeiten entgegen.

Adieu, liebste Seele.

Ihr alter Clemens Brentano."

In diesem Jahre erhielt Zimmer auch einen Brief von seinem Hamburger Freunde J. D. Runge, der die Schriften seines Bruders Otto**) bei Perthes herausgegeben hatte. Sie enthalten Leben, Briefe und Schriften O. Runge's, namentlich Gedanken über Kunst, eine umfassende Abhandlung über

*) Zimmer hatte Brentano um die Märchen für seinen zweiten Sohn gebeten, der Buchhändler geworden war.

** Siehe Seite 271.

Farbenlehre, Entwürfe zu Bildern, Gedichte, das schöne, von Luise Reichardt componirte Lied: „Es blüht eine schöne Blume“ und die plattdeutschen Märchen, welche zuerst in der Einsiedlerzeitung durch Zimmer's Vermittlung aufgenommen wurden, und dann von den Brüdern Grimm in ihre Märchensammlung. „Süße Erinnerungen“, schreibt J. D. Runge, „wird mein Beginnen in Ihrer Seele wecken. Mein irdischer Aufenthalt wird, wenn es Gott gefällt, mit Erfüllung des Auftrags dieser Herausgabe beinahe schließen, und ich darf hoffen, damit doch etwas dem Himmel Wohlgefälliges gethan zu haben.“

Im Sommer dieses Jahres besuchte Zimmer mit seiner Frau und einer Tochter seinen Sohn in Erlangen, wo er liebe Menschen kennen lernte und die Braut seines Sohnes zum erstenmal sah.

Im Jahre 1841 machte er mit einer seiner Töchter eine Reise an den Rhein und ins Wupperthal. Er schreibt darüber: „Auf unserer Reise sind wir in jeder Hinsicht recht glücklich gewesen, und haben unbeschreiblich viel Freude gehabt in dem Kreise lieber Menschen.“

Im Juli 1841 erfreute er sich des Besuches zwei seiner Brüder, die in Hamburg etablirt waren, und die er seit vierzig Jahren nicht gesehen hatte.

Am 17. März 1843 feierte die Reformirte Gemeinde den Jahrestag der Einweihung ihrer Kirche. Pfarrer Schrader sprach das Eröffnungsgebet und trug Mittheilungen aus der Geschichte der Gemeinde vor; Zimmer hielt die Predigt über Psalm 84 und sprach das Schlußgebet.

In demselben Jahre gab er seine „Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres“ heraus. Im Vorwort sagt er: „Ich habe bei der Auswahl und Anordnung dieser Predigten darauf Bedacht genommen, daß in der ersten Hälfte der Sammlung mehr der Rath Gottes zu unserer

Seligkeit überhaupt verkündigt, in der zweiten aber vornehmlich der Gang des göttlichen Gnadenwerkes an den Seelen der Menschen bezeuget werde, also, daß wohl keine Hauptwahrheit des Evangeliums unerörtert bleiben dürfte. Da ich bei der Herausgabe dieser Predigtsammlung insbesondere auch den Wunsch hege, daß durch dieselbe der häusliche Gottesdienst befördert werden möge, so habe ich jede Predigt mit Liederversen begleitet, welche theils vor, theils nach dem Lesen derselben gesungen werden können. Diese Verse sind fast alle nach dem ursprünglichen Texte abgedruckt."

Dr. theol. Rudelbach († 1862 als Probst in Kopenhagen) sagt in einer Recension: „Der christliche Grundcharakter ist ebenso unverkennbar in diesen Predigten, als die homiletische Gewandtheit des Verfassers. Sie leiten auf eine fruchtbare Weise zur allgemeinen Heilserkenntniß hin, sie sind mit Segen gehört worden und werden ebenso auch nicht ohne Segen in weiteren Kreisen benutzt werden."

Schon früher veröffentlichte Zimmer: „Die Geschichte der Auferweckung des Lazarus. Fünf Betrachtungen". 1832. „Das Gebet des Herrn. Predigten." 1834. Letztere hatte er „dem erfahrenen Arzte, dem edeln Menschenfreunde, dem geprüften Christen, Herrn Matth. W. de Neufville bei der Feier seines 50jährigen Doctor-Jubiläums am 27. März 1834" gewidmet.

Im September des Jahres 1843 machte Zimmer eine Reise nach Heidelberg, wo außer seiner ältesten Tochter nun auch seine dritte Tochter mit Dr. Fr. Kayser, Lehrer am Kayser'schen Institut, später Diaconus in Gernsbach, verheirathet waren. Das war ihm ein lieber Aufenthalt in der Stadt, wo er zuerst sein Haus begründet, und nun im Kreise von Töchtern und Schwiegersöhnen sich befand, und mit ihnen des schönen Neckarthales sich wieder erfreuen und die Brüder seiner Frau, die in den benachbarten Orten wohnten, sehen konnte.

Im Sommer 1845 brachte Zimmer mehrere Wochen bei seinen Kindern in Gernsbach zu. „Die Gegend ist unbeschreiblich schön", schreibt er seiner Frau, „und ich freue mich sehr bei den lieben Kindern einige Zeit in Ruhe zubringen zu dürfen." Er machte von dort aus einen Abstecher nach Straßburg, wo er angenehme Tage unter alten und neuen lieben Freunden zugebracht. Von da fuhr er nach Basel und sah bei seiner Ankunft vom Fenster seines Gasthofs „den herrlichen Rhein, den schweizerischen Boden verlassend, dem lieben deutschen Vaterland munter zuströmen." Er blieb über das Missionsfest in Basel und kehrte dann zu den Seinigen nach Frankfurt zurück.

Im Frühjahr 1850 schrieb er seinem Sohne in Erlangen. „Ich bin in meinen Arbeiten fast auf nichts reducirt, da ich nun auch den Unterricht der Kinder (Confirmanden) aufgegeben habe. Das war nöthig, da ich nichts mehr zu thun vermag. Was mich bei dieser meiner gänzlichen Untüchtigkeit einigermaßen beruhigte, war der Umstand, daß doch von unserem Hause eine erfreuliche Thätigkeit ausging, indem der preußische Divisionsprediger Dr. Kahle, der seit einem halben Jahre bei uns wohnt, das Evangelium hier kräftig und in großem Segen verkündigt."

Im Sommer des Jahres 1850 hielt sich Zimmer mit seiner Frau wieder bei den Gernsbacher Kindern auf, nachdem die Heidelberger auf der Durchreise begrüßt worden waren. Er hatte vor, den Stuttgarter Kirchentag zu besuchen, gab es aber auf, weil er fürchtete, daß das seine Kräfte zu sehr absorbirte. Statt dessen ging er auf das Karlsruher Missionsfest und logirte bei seinem jüngsten Sohn, der sich damals auf der polytechnischen Schule dort befand. — Es war dieses Zimmer's letzte Reise.

Seine Kräfte nahmen seitdem sichtlich ab. Im Winter hatte er eine schwere Krankheit zu bestehen, von der er sich nur langsam wieder etwas erholte. Im Januar 1851 schrieb er seinem Sohne nach Erlangen: „Gerne hätte ich Dir Deinen Brief, mit dem Du mich zu meinem Geburtstag erfreut hast, früher beantwortet; aber mit meiner Gesundheit geht es nur sehr langsam besser, und namentlich ist mein Kopf so sehr angegriffen, daß ich in diesen Tagen lange auf eine Stunde wartete, die mich in den Stand setzte, mich mit Dir zu unterhalten. — Die liebe Mutter hat uns die Freude gemacht, sich photographiren zu lassen, und das Bild ist über alle Erwartung gut gelungen. Es ist uns besonders darum zu thun, die theuren Züge der lieben Mutter auch bei Deinen Kindern in herzlichem Andenken zu erhalten. Ich muß schließen, da mein Kopf sich sträubt, den Brief länger fortzusetzen."

Er wurde durch die fortdauernde Eingenommenheit des Kopfes mehr und mehr an der Ausübung seines Amtes verhindert, so daß dasselbe einem Vicar übertragen werden mußte. Am Schluß des Jahres 1851 wurde er auf seinen Wunsch in den Ruhestand versetzt.

Es war ein wehmüthiger Lebensabend nach einem sehr bewegten Leben. Er saß meist still im Lehnstuhl und ließ sich gern vorlesen. Einige Enkel, die wegen schwerer Erkrankung einer Schwiegertochter längere Zeit im Pfarrhaus sich befanden, machten ihm große Freude. Die Sonntagabende im Kreise der Seinigen waren ihm ganz besonders lieb, und die Choräle, die da gesungen wurden, eine Erquickung. Das früher so belebte Pfarrhaus, in dem Gäste aus allen Gegenden einkehrten, war stiller geworden. Wer kann sie alle zählen, die in dem gastlichen Hause länger oder kürzer verweilten: Professor Stahl aus Erlangen, Pfarrer Pächtner vom Donaumoos, Professor Heyder, Missionär Leupolt aus

Benares, Schwartz aus Constantinopel, Krummacher aus Elberfeld, Zaremba aus Basel, Wichern aus Hamburg, Hardeland aus Leipzig, Kahle aus Danzig, Gützlaw aus Jerusalem, Blumhardt u. A. rühmten die „wohlthuende" Gastlichkeit. Andere die ihn auf der Durchreise besuchten, wie Tholuck, Mallet aus Bremen, Rördam aus Themsin in Dänemark ꝛc. wurden durch den Ruf seines gesegneten Wirkens ihm zugeführt.

Am 6. Februar 1853 rief Gott den viel Geliebten zu sich.

Mein Jesus kommt, nun gute Nacht,
O Welt! ich fahr' in's Himmels Haus,
Ich fahre sicher hin im Frieden.

Unter Lilien jener Freuden sollst du weiden:
Seele, schwinge dich empor:
Jesu Hände öffnen schon das Perlenthor.

Zimmer hinterließ seine Frau und acht Kinder, drei Söhne und fünf Töchter, alle verheirathet bis auf eine Tochter.

Ein großer Leichenzug bewegte sich am 10. Februar 1853 durch die Straßen Frankfurts, dem theuren Dahingeschiedenen die letzte Ehre zu bezeigen. Consistorialrath Schrader, sein vieljähriger treuer College, hielt die Grabrede, aus der wir folgendes mittheilen:

„Wenn der theure Vollendete, an dessen Grabe wir heute stehen, die so überaus zahlreiche Begleitung zu schauen vermöchte, die seiner zerbrochenen irdischen Hülle hierher zu ihrer letzten Ruhestätte gefolgt ist, und wenn er seinen Empfindungen hierüber einen für uns vernehmbaren Ausdruck geben könnte: gewiß, er würde nicht minder, wie seine hinterbliebenen Angehörigen dies thun und durch seinen Mund hiermit aussprechen, Euch Allen, Amts- und Berufsgenossen, Vorstehern und Gliedern der Gemeinde, Freunden und Schülern,

und wer Ihr sonst sein möget, mit gerührter Seele Dank sagen für solches Zeugniß Eurer Verehrung und Liebe, die Ihr bis in sein Grab ihm erhalten habt; — aber sein demüthiges Herz würde dabei doch vor Allem nach Oben weisen und sagen: Nicht mir gebührt die Ehre! „„Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin““, und dem Herrn sei Preis und Anbetung, „„daß Seine Gnade an mir nicht vergeblich geblieben ist!““ Und wenn wir ihn fragen könnten: Was wünschest du, lieber Vater Zimmer, daß an deinem Grabe geschehe? — Gewiß, es würde uns die Antwort werden: Machet nicht viel Wesen und Aufheben! Weinet auch nicht über mich und klaget nicht! Denn der Herr, der treue Gott, der allezeit mein Licht und mein Heil gewesen, hat mir abgenommen die Bürde des Lebens, „„Er hat mich erlöset von allem Uebel und mir ausgeholfen zu seinem himmlischen Reiche! Christus ist mein Leben, so ist Sterben mein Gewinn.““ Darum singet nur ein frommes Lied und sprechet ein einfaches Gebet, und freuet Euch mit mir, daß ich überwunden habe!

Ja, so würde er sprechen, der Vollendete, der Mann mit dem Herzen voll innigen Glaubens, voll kindlicher Demuth. — Aber ob er es auch ablehne, doch mögen wir es nicht lassen, noch weiter Zeugniß zu geben von dem, was unsere Seele in Beziehung auf den theuren Heimgegangenen erfüllt. — Dankbare Erinnerung weihen ihm die Herzen derer, die durch heilige Liebesbande ihm die Nächsten waren im zeitlichen Leben, deren ehrwürdiges Haupt und leuchtendes Vorbild er war. Wenn sie sich ihn vergegenwärtigen, mit welcher Treue er für sie gesorgt und für sie gebetet, wie er unter ihnen gesessen, als ein echtes Bild eines frommen, christlichen Hausvaters, mit heiterer und ernster Rede, jetzt sie erfreuend, jetzt sie erbauend. Eine gleiche Erinnerung lebt

auch in den Gemeinden, in welchen er nach einander das Wort des Lebens zu verkündigen berufen war, in den Gemeinden zu Schriesheim, Worms und Lich, vor Allem aber in der unsrigen, deren treuer Lehrer und Seelenhirt er vor mehr als fünfundzwanzig Jahren geworden ist. — Wer mag sie zählen, die vielen einzelnen Seelen, die bei ihm Rath, Trost und Hülfe gefunden. — Auch in meinem Herzen ist dir ein Denkstein aufgerichtet, ein Denkstein dankbarer Liebe und Verehrung. — Dank dir für deine Treue, für deine Sanftmuth, in welcher nie ein hartes Wort über deine Lippen kam! Unauslöschlich bleibt dein Bild mir in das Herz geprägt."

Dann sprach Pfarrer Sudhoff, den die Gemeinde an seine Stelle gewählt hatte, das Gebet. Der Geistliche der französischen Gemeinde, Consistorialrath Bonnet, sprach den Segen.

Wir fügen hier noch einige Worte bei, welche Pfarrer Dr. Ehlers bei der Beerdigung von Zimmers Gattin am 4. Januar 1877 Zimmer gewidmet hat:

„Noch nicht lange der Kindheit entwachsen, hatte Gott sie einem Manne zur Seite gestellt, welcher in einer glaubensschwachen Zeit als der Ersten Einer und nicht als einer der Geringsten, den Muth fand, die alte evangelische Wahrheit dem überverständigen Geschlechte der Zeitgenossen zu verkündigen und für sie die Schätze zu heben, welche zwei Jahrhunderte früher die Reformation aus langer Verborgenheit hervorgeholt hatte. Mit tief religiösem Sinn entdeckte er den Gehalt des Glaubens in Formen, welche die Zeit verworfen hatte, und mit welchen Viele den Glauben selbst verloren hatten. Was er gefunden, das verkündigte er Tausenden zum Segen in Einfalt und mit schlichtem Sinn, wahrhaft eine priesterliche Persönlichkeit, welche der Geist Gottes geheiligt hatte.

„Es ist eine doppelte Erinnerung, welche, abgesehen von der pfarramtlichen Thätigkeit im engern Sinn, in innigster Verknüpfung mit dem Andenken an das Zimmer'sche Pfarrhaus, ungeschwächt in unserer Gemeinde fortlebt: einmal, die Erinnerung an die große, edle Gastfreundschaft, die da geübt wurde. Das Haus, welches ohnehin schon durch eine zahlreiche Kinderschaar vor vielen belebt war, wurde fast nie leer von Gästen; Jeder fand freundliche herzliche Aufnahme und Keiner nahm Abschied, ohne auf das Wohlthuendste berührt worden zu sein von dem Geiste, der das Haus durchwehte, von der Liebe, in welcher die Hausgenossen verbunden waren. Die andere Erinnerung gedenkt der treuen Fürsorge, welche in dem Zimmer'schen Pfarrhause die Armen der Gemeinde fanden."

Aus der Erinnerung eines jüngeren Freundes des seligen Zimmer wollen wir auch einige Worte hier mittheilen: „Es war eine der liebenswürdigsten Seiten in dem Wesen Zimmer's, gar nichts aus sich selbst zu machen. Weil er von dem krankhaften Drang nach öffentlicher Anerkennung und Auszeichnung, der heut zu Tage vielfach den Charakter auch der Besten befleckt, so gänzlich frei war, geziemt es denen, die aus der Nähe den Glanz seines in der Verborgenheit und wie unbewußt leuchtenden Lichtes gesehen haben, statt seiner die Fernerstehenden auf dasselbe aufmerksam zu machen, damit sie den Vater im Himmel preisen, der so viel Gutes ihm gegeben und durch ihn gewirkt hat. — Lehrmeister haben die, denen Zimmer zum Seelsorger gesetzt war, noch viele andere gehabt, und auch viele, die gelehrter als er, der Mann des praktischen Lebens, waren. Auch an Rednergabe haben ihn viele übertroffen. Geistreiche Reden waren nicht seine Sache. Allein so gewiß Goethe Recht hat mit seinem: „Wenn's euch Ernst ist,

was Rechtes zu sagen, was braucht ihr da viel nach Worten zu jagen?", so gewiß ist Zimmer, trotz seiner praktischen Schlichtheit und gerade wegen derselben, ein rechter Prediger gewesen. Selbst die Kinder dieser Welt haben der einfachen, ernsten und keuschen Kanzelsprache Zimmer's immer wenigstens die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit abgehört, und von ihm den Eindruck eines wirklich gläubigen und frommen Predigers bekommen. Jedoch mehr als ein Lehrmeister war Zimmer ein Vater seiner Gemeinde, mehr als auf der Kanzel war er unter der Kanzel in seinem Element, in der Seelsorge, bei Krankenbesuchen, im Confirmandenunterricht, überall wo er Auge in Auge zu Einzelnen oder Mehreren sprach, da wußte er aus dem Schatz seiner Erfahrungen so zuversichtlich zu rathen, zu trösten, zu ermahnen. Der Friede Gottes, der in ihm war, strömte von ihm aus und wehte Alle an, die mit ihm in Berührung kamen, nicht blos, wo er des geistlichen Amtes wartete, auch im heitern Freundeskreis. Am lieblichsten und wohlthuendsten aber war seine Erscheinung in der Mitte seiner Familie, da stellte Zimmer das wahre Bild eines Patriarchen dar. — Wahrhaftigkeit, Liebe und Demuth sind so innig mit dem Bilde verwachsen, welches wir von ihm in der Erinnerung tragen, daß wir ihn uns ohne dieselben nicht denken können. Das ist das eigenthümlich Wohlthuende in seiner Persönlichkeit gewesen, daß sein Christenthum so naturwüchsig war, daß die geistlichen Gaben in ihm auch zugleich Gaben der Natur waren."

Nur weniges noch aus Briefen, welche seine Gattin nach dem Tode Zimmer's empfing.

Pastor Pillet aus Genf, der früher Pfarrer an der französischen Kirche in Frankfurt war, schrieb: „Das Andenken des lieben Freundes bleibt mir unvergeßlich. Ich erinnere mich noch mit Rührung der liebenden Aufnahme, mit welcher

er mich bei meinem letzten Besuch in Frankfurt bewillkommnete. Sein Beruf als Prediger des heiligen Wortes und als Seelsorger hat sich durch seine Laufbahn bewährt und wirkt gewiß nach durch sein Beispiel."

Mallet in Bremen: „Sein Sabbath ist gekommen, er ist eingegangen in die Ruhe seines Herrn, dessen Mitarbeiter und treuer Zeuge er war. Es ist ein Held in Israel gefallen. — Mit großer Freude erinnere ich mich daran, ihn in seinem gastfreien Hause und seiner Kirche gesehen und gehört zu haben. Die Klage des Herrn über Jerusalem war der Inhalt seiner gesalbten Predigt. Er hatte des Herrn Jesu Thränen gesehen, sie waren ihm ins Herz gefallen. — Der Herr segne sein Andenken bei all seinen Angehörigen, bei seiner Gemeinde und bei allen seinen nahen und fernen Freunden. Ich habe ihn sehr lieb gehabt, um den ihr weint; ich weine mit euch in Hoffnung des ewigen Lebens."

Pfarrer Adolf Köster: „So ist er denn nicht mehr hienieden, der theure Mann, der theure väterliche Freund, der auch mir in verschiedenen Zeiten meines Lebens so nahe gestanden und so viel gewesen ist. Als ich die Trauerbotschaft empfing, mußte ich mit bewegtem Herzen überdenken, wie viel auch ich durch dieses edle Werkzeug des Herrn an Liebe und Gnade von Oben empfangen habe. Ich las insbesondere noch einmal die Rede, die er bei meiner Ordination gehalten, und in der er mir so ernst und so väterlich herzlich zugleich die Pflichten und den Segen des Amtes vorhielt, zu dem er mich einweihte, und das er selbst so treu und gewissenhaft verwaltete."

Westermeier in Biere (Secretär des christlichen Vereins im nördlichen Deutschland): „Seine Familie, seine Gemeinde, die Kirche verliert einen theuren Schatz an ihm;

und was dem Verein an ihm genommen ist, das weiß ich am besten zu ermessen, der ich so lange seine musterhafte Ordnung, seine nimmer ruhende Thätigkeit, seine rührende Treue zu beobachten Gelegenheit hatte. Insonderheit wird die Dankbarkeit für die innige Theilnahme, die treue Hülfe, die von seiner Hand mir kam in der Zeit der Noth, nie in meinem Herzen erlöschen. Aber was wollen wir trauern? Gönnen wir dem theuren Greise die Ruhe, das Paradies der Freuden, nach dem er sich so lange gesehnt hat. Er hat des Lebens Mühe und Arbeit und Schmerz lange genug getragen, als daß wir ihn durch unseren allzugroßen Schmerz verhindern sollten, einzuziehen in die Thore der hochgebauten Stadt, da kein Schmerz, kein Geschrei noch Leid mehr sein wird, da Gott abwischen wird alle Thränen von unsern Augen.

Trösten Sie sich, verehrte Frau, in dieser seligen Hoffnung mit all den verehrten Ihrigen."

Aus dem Verlag von Heyder & Zimmer
in Frankfurt a. M.

Andreä, Dr. H. B., Lic. der Theologie. Ursprung und erste Entwickelung der Kirche Christi in Vorlesungen über die Apostelgeschichte des Lucas. 6 M., geb. 7 M.

— Die Weltanschauung des Glaubens in einer praktischen Auslegung des Hebräerbriefes. 2 M., geb. 2 M. 70.

Ehlers, Dr. Rud. Evangelische Predigten. 3 M., geb. 4 M. 80.

— Das alte Gesetz und die neue Zeit. Die zehn Gebote für die Gegenwart ausgelegt. 2 M., geb. 3 M.

Mac Donald, G. David Elginbrod. Ein Roman aus dem Englischen von J. Sutter. 3 M., geb. 4 M.

Menzel, Wolfgang. Kritik des modernen Zeitbewußtseins. 2. Aufl. 6 M., geb. 7 M. 50.

Rauмer, Dr. Rud. v. Vom deutschen Geiste. Drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse. 2. verm. u. verb. Aufl. 2 M.

Roth, Präsident (Friedrich) v. Sammlung etlicher Vorträge in öffentlichen Sitzungen der k. Akademie der Wissenschaften zu München. 3 M.

Sudhoff, Karl. In der Stille. Poetischer Teil. 5. Aufl. 5 M., geb. 6 M.

— In der Stille. Prosaischer Teil. 5 M., geb. 6 M.

Krafft, J. C. G. L. Predigten über freie Texte, nach Ordnung des Kirchenjahres zusammengestellt. 3 M.

„Ein Ernst der innigsten, festen Ueberzeugung sprach aus ihm auf der Kanzel, auf dem Lehrstuhl und im alltäglichen Verkehr, und diese Ueberzeugung von der Gewißheit dessen, was in ihm ohne Aufhören als Glaube lebte, gab seinen Reden auch für andere ihre überzeugende Gewalt." **G. H. von Schubert.**

Ranke, Dr. Fr. H. Gebete über Worte der Heiligen Schrift. Inhalt: Gebete für die Zeiten des Kirchenjahres, die Tage der Woche, die Feier des heiligen Abendmahls, die Zeiten der Trübsal. 1 M., geb. 1 M. 50 Pf., mit Goldschn. 2 M.

Passavant, J. K. Das Gewissen. Eine Betrachtung. Zweite Auflage. 50 Pf.

— Sammlung vermischter Aufsätze über die religiöse Bewegung der Gegenwart: die Theologie der Zukunft. 1 M.

— Gedenkblätter. Briefe von J. M. Sailer, M. Diepenbrock und Passavant. 2 M.

Es gibt nicht leicht Schriften, welche auf jeden nach harmonischer Bildung Strebenden einen wohlthuenderen Eindruck machen als diejenigen Passavants."

Zimmer, Joh. Georg. Predigten auf alle Sonn- und Festtage des christlichen Kirchenjahres. Nebst beigefügten Liederversen. Zur Beförderung des häuslichen Gottesdienstes. 3 M.

A 165

Von demselben Herausgeber ist [illegible]

Martin Luther als deutscher [illegible]

in einer Auswahl seiner kleineren [illegible]

3 Bde. Preis jeden Bandes: broch. 4 M., geb. [illegible]

Urtheile der Presse:

„Es freut mich auf diese durch ihre Vielseitigkeit [illegible] gezeichnete Auswahl aus Luthers Schriften [illegible]
Prof. D. J. [illegible]

„Alles vereinigt sich, um diese Auswahl als eine [illegible] allen Denen zur Anschaffung zu empfehlen, die eine [illegible] gabe entbehren.“ Prof. D. [illegible]

„Es sei allen Denen, die Luther selbst mit [illegible] lernen wollen, ohne durch seine umfangreichen [illegible] durchwinden zu müssen, dieser „Martin Luther als [illegible] auf's Wärmste empfohlen.“ Liter. Centralbl. [illegible]

„Diese Auswahl aus den Schriften des Reformators [illegible] Sinn und Geschmack getroffen, daß sie in der That den [illegible] nach allen Seiten kennzeichnet. Auch die beste Beschreibung [illegible] vermag in das innere Leben und Streben des Mannes [illegible] zuführen, wie jene Ergüsse seines eigenen Geistes, die [illegible] Unmittelbarkeit entgegentreten. Die Betrachtung [illegible] Inhalts dieser drei Bände muß jeden Einsichtigen [illegible] solcher Mann nicht nur der erste Classiker der neueren [illegible] werden, sondern auch eine noch immer fortwirkende [illegible] deutung erlangen mußte, und er wird dem Herausgeber [illegible] diese schöne und auch würdig ausgestattete Sammlung [illegible] pflichtet fühlen.“ D. V. von Strauß [illegible]

„Welch ein Segen würde sich daraus ergeben, wenn [illegible] daß jeder gebildete Deutsche neben Lessing, Goethe, [illegible] Luther als ein unentbehrliches Bestandstück in seine Hausbücherei [illegible] ihn als den Classiker unter den Classikern.

Dieser Besitz ist nicht veraltet und wird nicht veralten [illegible] ein bloßer Besitz bleiben, sondern Geist und Gemüth stets [illegible] erfreuen, veredeln.“ Heinr. Steinhausen (Verf. [illegible]

Druck von A. Mahlau (Fa. Mahlau & Waldschmidt). Frankfurt [illegible]

JAN 13 1954